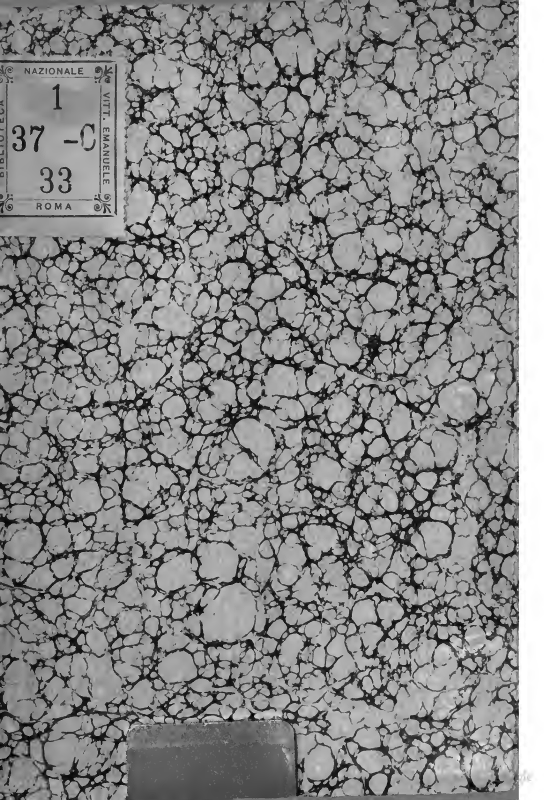
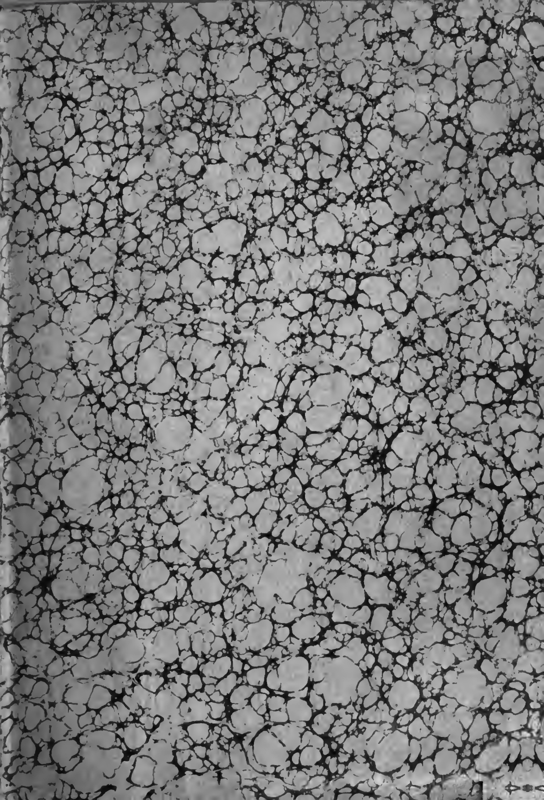
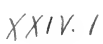



NAZIONALE
1
37 -C
33
BIBLIOTECA
VITT. EMANUELE
ROMA







Die Frauen

von

Dr. Gustav Klemm.

Zweiter Band.

Die Frauen.

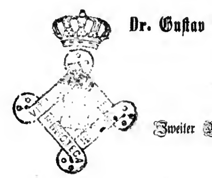
Culturgeschichtliche Schilderungen

des Zustandes und Einflusses der Frauen

in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern

von

Dr. Gustav Klemm.



Zweiter Band.

Dresden,

Arnoldische Buchhandlung.

1859.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Frauen von Europa.

Die Frau in der Familie und in der Gesellschaft.

Die Länder um den Rand des mittelländischen Meeres sind seit den ältesten Zeiten von der activen oder kaukasischen Rasse besetzt worden, die sich hier unter einem milden und gemäßigten Klima zu besonderer Eigenthümlichkeit und zu ziemlich gleichmäßigen Culturformen entwickelt hat. Diese eigenthümliche Culturentwickelung, die sich namentlich in der Stellung ausspricht, welche die Frauen in der Gesellschaft einnehmen, fand am frühesten in der Nähe der kaukasischen Urheimath statt, in Aegypten, Syrien, Kleinasien, später in Hellas und Etrurien, dann in den Ländern, die von den Phöniciern an der Nordküste von Africa angebaut wurden. Von hier aus wandten sich Karthager nach Spanien, während Griechen an der gallischen Küste Pflanzstätten anlegten. Der Mittelpunct der um das Mittelmeer gelagerten Länder von Africa, Asien und Europa ward Rom, das die Resultate ihres Culturlebens in sich aufnahm und ihnen dafür seine politischen Institutionen gab.

Die nördliche Grenze des römischen Europa blieben die Donau und der Rhein; der von hier sich ausdehnende Norden von Europa, dem die Ostsee dasselbe war, was dem südlichen Europa das Mittelmeer, wurde allgemach von den germanischen Stämmen in Beschlag genommen. Von hier aus verbreitete sich germanisches Wesen in die Inseln des nördlichen atlantischen Oceans. Eine Eigenthümlichkeit desselben war die bedeutend höhere Stellung, die den Frauen in der Gesellschaft angewiesen war.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durchschifften zunächst die Spanier den atlantischen Ocean und zerstörten die blühenden Staaten von Mittel- und Südamerica; es entstanden an der Stelle derselben Colonieen und Provinzen mit europäischen Formen. Später nahmen Holländer und Engländer das nördliche America in Besitz und begründeten dem germanischen Wesen hier eine neue Heimath.

Dieß genüge zur Andeutung der geographischen Grenzen unserer Betrachtung der Frauen in ihrer gesellschaftlichen Stellung.

Wir beginnen dieselbe mit der äußeren Erscheinung des Geschlechtes, das man vorzugsweise seit uralter Zeit allgemein als das schöne anerkannte und bezeichnete, bis im Jahre 1810 der Freiherr A. v. Seckendorf die Frage aufwarf: Ist das schöne Geschlecht wirklich das schöne? (Leipzig. 1810. 8.)

Die Ansichten der alten Aegypter, Griechen, Römer, der germanischen und der romanischen Völkerschaften sind im Allgemeinen ziemlich übereinstimmend über den Begriff weiblicher Schönheit. Die auf den altägyptischen Denkmalen dargestellten Frauen zeigen durchweg schlanke Gestalten von Mittelgröße und zarten Formen, die durch die eng anschließende Tracht deutlich durchscheinen. Hände und Füße sind schmal, die Gesichtsform ist insofern von der griechischen verschieden, als Stirn und Kinn mehr zurücktreten; die Lippen sind voll, die Augen, wie im ganzen westlichen Orient durch eine Linie von Kohol umzogen, meist groß, aber mandelförmig. Unter den von Rosellini (M. st.) mitgetheilten Profilportraits von Königinnen und Prinzessinnen zeichnen sich vornehmlich folgende aus: Nofre Ari, erste Gemahlin Amenof's I., durch hervorragende gebogene Nase und etwas schief gestellte Augen; Tsirch, zweite Gemahlin Meneftah's II., durch volleres Kinn; Nofre Ari, Gemahlin Ramses III., durch große Augen, kurze, gerade, wenig vortretende Nase und mehr vorstehendes Kinn, was bei Botiante, ihrer Tochter, noch mehr der Fall ist; Taia, Amenof's III. Gemahlin, zeigt eine Gesichtsform, wie sie unter den Mädchen und Frauen der Niederlausitz und Mark Brandenburg öfter sich darstellt, eine lange, gerade, ein wenig abgestumpfte Nase über vollen Lippen und rundem, zurücktretendem Kinn. Eine eigenthümliche Gesichtsbildung hat Reni Nofre, die

Tochter Thutmes IV., eine feine Adlernase zwischen großen ausdrucksvollen Augen, über vollen Lippen und rundem Kinn. Alle diese Fürstinnen sind in Ceremonientracht dargestellt, und ihr Haar bleibt meist verhüllt von dem gewaltigen Kopfschmuck, der göttliche Symbole darstellt. In den Grabgemälden der Privatpersonen, wo die Verstorbenen im Kreise ihres häuslichen Lebens dargestellt sind, erblicken wir die Frauen mit dunklem, in reicher Fülle über Schultern und Rücken herabwallendem Haar. Die in den Gräbern gefundenen Kämme und Salbgefäße lassen auf sorgfältige Pflege desselben schließen.

Wie noch heute im Orient und im südlichen Europa ist auch im alten Aegypten die Hautfarbe der Damen der höhern Stände ein zartes Weiß, während die der niederen, die sich den Sonnenstrahlen mehr aussetzen mußten, einen bräunlichen Ton hat.

Im Allgemeinen gleichen die altägyptischen Frauengestalten sehr denen der heutigen Armenierinnen.

Zu den schönsten Frauen der activen Rasse gehörten die Griechinnen, die von ihren Landsleuten, und zwar vorzugsweise von den Bildhauern, zu den herrlichsten Idealen entwickelt wurden. In der rüstigen Jägerin Artemis erscheint die Form des reifenden Mädchens, das die Liebe so wenig kennt, wie die mit ernsten Geschäften erfüllte Pallas, beide den knospenden Rosen vergleichbar, während Aphrodite die aufblühende und Here die in voller

Entfaltung begriffene Rose darstellen. Es läßt sich aus den noch vorhandenen Denkmalen griechischer Plastik die Entwickelungsgeschichte der weiblichen Gestalt in ziemlich vollständiger Reihenfolge nachweisen, von der kindlichen Knöchelspielerin, der Psyche, Artemis, den Amazonen, bis zu der entwickelten Jungfrau Athene mit den strengen, verhüllten Formen, den Charitinnen, von der der See entsteigenden liebreizenden Aphrodite mit den feuchten, schmachtenden Augen bis zur siegreichen und mütterlichen Aphrodite. Die volle Majestät der Frau ist in der Gemahlin des Beherrschers des Olymps, Zeus, der kuhäugigen, erhabenen Hera, vergegenwärtigt, die Mutter dagegen mehr in der Demeter, die Matrone in der Hestia. Jugendliche Gestalten in den mannichfaltigen Stadien der Entwickelung zeigen die Grazien, die Musen, gereiftere die Mänaden, die Mören, die Nike, sowie Thetis und Niobe.

Eine große Mannichfaltigkeit von Frauengestalten bieten demnächst die Vasengemälde dar, die namentlich durch den Reichthum an Gesichtsumrissen wichtig werden.

Die Portraitbüsten, besonders reich vertreten unter den Denkmälern der Kaiserzeit, führen uns die individuelle Entwickelung des antiken, des griechischen wie des italienischen Frauengesichts vor. Wir bemerken dieselbe Mannichfaltigkeit wie in den Gesichtern der jetzigen Zeit, wo ja auch noch neben dem Stumpfnäschen die römische Adlernase, neben der bei den Griechen so beliebten geraden

Nase im Camper'schen Gesichtswinkel die breite und niedrige, sowie die schmale und erhabene Stirn in den Salons uns entgegentritt. Im Allgemeinen erkannten Griechen und Römer dieselben Formen an der Frauengestalt für schön, die wir dafür erkennen; nur in Bezug auf Taille, auf Bildung der Hand und des Fußes waren sie anderer Ansicht, wie wir später sehen werden.

Ein Grieche des vierten Jahrhunderts, Aristänetos, schildert in einem seiner Briefe ein Mädchen in folgenden Worten:

„Ihre Wangen tragen in dem Gemisch von Weiß und Roth den natürlichen Schimmer der Rosen, ihre feinen Lippen sind zart gespalten und röther als die Wangen. Ihre dunkeln Augenbrauen haben das reinste Schwarz; der Zwischenraum derselben begrenzt die Augen ebenmäßig. Die Nase ist gerade und der Feinheit der Lippen angemessen, die Augen sind groß, leuchtend, von reinem Lichte strahlend, das Schwarz darin sind die schwärzesten Pupillen. Das Weiße ist von hellem Weiß, und die eine hebt den Glanz der andern Farbe. Das von Natur gelockte Haar gleicht der Hyacinthenblüthe; Aphroditens Hände haben es selbst gescheitelt. Der Nacken ist weiß und dem Angesicht angemessen. Ihre Gestalt ist gehörig lang, ohne Gewand gleicht sie einer Statue. Ihr Gang ist gemessen, doch kurz und gleicht der vom Winde sanft bewegten Cypresse oder Palme."

Ein späterer byzantinischer Chronist, Constantin Manasses, entwirft uns folgende Schilderung der Schönheiten der gefeierten Helena:

„Es war diese Frau außerordentlich schön, mit schönen Augenbrauen, schön von Farbe, von Wangen, von Antlitz, kuhäugig, von schneeweißer Haut, lebhaften Blickes, üppig gebaut, mit weißen Armen, zart, von lebhaftem und zierlichem Wesen, von schönem, angenehmen, leuchtendem Gesichte, rosig in der Farbe, von unbewußter Schönheit; ihr weißer Teint war mit Roth überhaucht, wie Elfenbein, das vom Purpur berührt wird. Ihr weißer Hals hatte die rechte Länge."

Wir finden bei den griechischen wie bei den römischen classischen Dichtern nicht die umständlichen Schilderungen weiblicher Schönheiten, wie bei den Dichtern des Mittelalters. Homer wie die andern verhalten sich in Bezug auf Frauenschönheit ebenso, wie auf landschaftliche Reize, sie deuten mit wenig Worten und einzelnen Bezeichnungen mehr an, was sie meinen, und leiten durch Vergleiche die Phantasie des Lesers. In ähnlicher Art schildert uns das Nibelungenlied Chriemhilts liebliche Erscheinung, indem es (V. 1137 ff.) sagt: „Sie ging wie das Morgenroth aus den Wolken und schied Manchen von der Noth, die er trug im Herzen; er sah die Minnigliche herrlich stehen, wie der lichte Mond vor den Sternen steht, wie sein Schein so lauter von den Wolken geht; so stand sie vor mancher guten Frau."

Im Lied von Troja werden Helena (V. 2489) und Medea (V. 599) näher beschrieben, ihr seidenweiches Haar, die Augen lauter und klar, die rosigen Wangen, der rothe Mund, die schönen Hände und langen Finger gerühmt und ihre Hautfarbe mit der Weiße des Lilienblatts verglichen. Im Wigamur (V. 4905) ist eine Maget geschildert, als mäßig lang, schlank, mit einem rubinrothen Munde, elfenbeinweißen Zähnen, von einer aus Weiß und Roth gemischten Farbe, mit kleiner, nicht gebogener, gerader Nase, mit braunen Augen nach Falkenart, mit Brauen wie mit dem Pinsel gestrichen. In ähnlicher Weise entwirft der Dichter des Wigalois (V. 878) ein schönes Frauenbild, und ähnlich schildert Herr Flecke die schöne Blanschaflor (6883), deren Haar so licht und klar, daß es dem Golde glich[1]).

In dieser Weise stellen denn auch die Bildhauer und Maler des Mittelalters die Frauen vor. Die Figur ist schlank, das Gesicht oval, der Kopf meist vorgeneigt, der Leib tritt nach vorn sehr hervor, und in dieser Haltung unterscheiden sich namentlich die Frauenbilder vom vierzehnten Jahrhundert an von den antiken, denen die deutschen und italienischen Künstler bis ins dreizehnte Jahrhundert gefolgt waren. Ich verweise namentlich auf die edle Gestalt der trauernden Madonna, die neben Johannes unter dem Kreuze steht, die ehedem im Kreuzgange des Freiberger Domes sich befand, gegenwärtig aber im Museum

des Königlichen Alterthumsvereins im Großen Garten zu Dresden aufgestellt ist, und bei der die Gesichtsbildung, und zwar namentlich die Nase, einen mehr modernen Charakter zeigt. Vom vierzehnten Jahrhundert an haben namentlich die Handschriftenbilder jene schlanke, unnatürlich zusammengepreßte Taille, welche die Frauen des modernen Europa noch jetzt von denen der antiken Welt und des gesammten Orients, mit Ausnahme von Indien, unterscheidet. Das Gesicht bilden die Künstler, nachdem sie selbstständiger geworden, mehr nach vaterländischem, vorzugsweise germanischem Typus, die Stirn wird höher und breiter, die Nase lang und gerade, nur selten in griechischer Weise geformt, eher gegen die Spitze etwas gerundet, Wangen und Kinn werden voller, letzteres hat ein Grübchen; das Haar ist fast durchgehends blond, ja die Maler des sechszehnten Jahrhunderts, italienische wie deutsche, stellen es oft entschieden roth dar.

Damit stehen denn auch die Schilderungen der Dichter in vollem Einklang, unter denen besonders Meister Ludovico Ariosto[2]) sich in ausführlichen Schilderungen der schönen Damen gefällt, wogegen Petrarca mehr den geistigen Ausdruck in zarter Weise darstellt. Während nun Raphael, Tizian, Correggio ihre lieblichen Frauengestalten schufen, während Dürer, Holbein, Cranach und ihre Nachfolger im nördlichen Europa die schönsten ihrer Landsmänninen im Bilde verklärten, begann man auch

die Gesetze der Schönheit aufzusuchen. Zunächst suchte Albrecht Dürer in seinem Buche von der Proportion des menschlichen Körpers die Verhältnisse der einzelnen Glieder zum Ganzen in mathematischer Weise festzustellen und durch zahlreiche Abbildungen zu erläutern, dann schrieb der Leibarzt der Johanna von Aragonien, Augustinus Niphus, sein Buch von der Schönheit. Er hatte zahlreiche Nachfolger[3]).

Die Dichter der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts waren nicht müßig, die Schönheit der Frauen zu betrachten und zu besingen, sie suchten namentlich die Zahl der einzelnen Reize fest zu bestimmen, die eine Frau haben müsse, wenn sie für eine vollendete Schönheit gelten solle. Wo dieses Bestreben seinen Ursprung genommen, läßt sich freilich schwer nachweisen. Heinrich Bebel aus Justingen in Schwaben, dessen Werke bereits im Jahre 1516 in Straßburg zusammen gedruckt wurden, nachdem er von Kaiser Maximilian die Dichterkrone erhalten, verlangt bereits dreimal sieben oder einundzwanzig Eigenschaften als unerläßlich zur Bildung einer schönen Frau[4]).

Das damals rasch vorwärts schreitende Zeitalter blieb dabei nicht stehen, und wir finden, daß bereits in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Anforderungen von sieben auf zehn schöne Dreiheiten oder dreißig Schönheiten gesteigert worden waren, deren

Verzeichniß das in der Anmerkung mitgetheilte Gedicht darlegt. Dasselbe soll aus einem französischen Buche: le libre de la louenge et beauté des Dames, stammen und vom Franzosen Corniger ins Lateinische übersetzt sein. Diese Uebersetzung wird bereits von dem Juristen Nevizain in seinem Buche über die Ehe, genannt Sylvae nuptiales, das im Jahre 1521 zu Paris zum ersten Male erschien, vollständig mitgetheilt; sie muß viel Glück gemacht haben, denn sie findet sich bereits in dem den letzten Jahrzehnden des sechszehnten Jahrhunderts angehörenden Stammbuche eines aus der Torgauer Gegend gebürtigen Wittenberger Studenten, das im Besitze des Königlichen Alterthumsvereins zu Dresden ist. Brantome theilt eine spanische und eine französische Bearbeitung derselben mit; später bearbeitete der schlesische Dichter Hoffmannswaldau dieses für ihn so anziehende Thema mit ausführlicher Liebhaberei als „Abbildung der vollkommenen Schönheit" (in seinen deutschen Gedichten, Bd. II. S. 58 ff.). Es beginnt:

Holdseliges Geschlecht, hör an, ich will Dich's lehren,
wie es gestalt muß sein, was man vor schön soll ehren,
lies diese Zeilen durch, so wird Dir sein bekannt,
wodurch die Helena so trefflich schön genannt.

Ein Dichter des vorigen Jahrhunderts beschränkt die Normalzahl wiederum auf drei, gleich seinem Landsmann und Vorgänger Heinrich Bebel[5]).

Es ist ganz natürlich, daß die Männer eines jeden Landes ihre Frauen und Mädchen für schön halten, wie ja der Hottentott seine von der Natur mit übermäßigen Hüften gesegneten Frauen und der Kamtschadale und Jakute seine Mädchen mit eben so zärtlichen Blicken betrachtet, wie der Araber sein gazellenäugiges Liebchen.

Indessen können Blicke in das Land der Nachbarn eben so wenig als Begegnungen mit den Nachbarinnen vermieden werden; diese haben dann Vergleichungen zur Folge. Ja, die Sage scheint anzudeuten, daß man schon in alter Zeit der Ansicht war, daß solche Vergleichungen nicht sowohl von dem männlichen, als von dem weiblichen Geschlecht auszugehen pflegen. Eris, so berichtet die Sage, wurde ihres zänkischen Gemüths wegen von der Ehre ausgeschlossen, mit den übrigen olympischen Göttern und Göttinnen an der Hochzeit der Thetis und des Peleus Antheil zu nehmen. Sie sann auf gründliche Rache. Als nun die Götter zum Hochzeitsmahle sich niedergelassen, warf Eris einen goldenen Apfel ins Gastgemach, der die Inschrift trug: „Ihn nehme die Schönste". Der Apfel rollte an die Tafel, wo die Gemahlin des olympischen Herrschers, Hera, mit Aphrodite und Pallas sich befand. Hermes hob denselben auf und las die Inschrift. Da streckte eine jede der drei Göttinnen, im vollen Bewußtsein ihrer Reize, die Hand darnach aus. Hermes fühlte der Macht, der Weisheit

und der Schönheit gegenüber die Schwierigkeit seiner Aufgabe und forderte den obersten Herrscher auf, den entscheidenden Ausspruch zu thun. Allein auch er war in schlimmer Lage, da seine Gemahlin an der Sache sich betheiligt, und man kam auf das Auskunftsmittel, dem fürstlichen Schäfer Paris die Entscheidung zu überlassen, dessen Ausspruch jenen entsetzlichen Krieg hervorrief, dem wir die Homerischen Gesänge verdanken.

So finden wir denn in jedem Lande und bei jedem Volke die Frage: wo sind die schönsten Frauen? ein jedes Land sucht den Preis für sich davon zu tragen. Die abgeschlossenen Portugiesen erklären alle ihre Frauen ohne Weiteres für die schönsten; die Spanier reichen den Damen von Valencia, die Franzosen denen von Clermont den Preis; in Deutschland gelten die Mädchen von Halle und in Sachsen für die schönsten. Indessen dürfte es kaum eine europäische, namentlich deutsche Stadt geben, deren Frauen nicht öfter als die schönsten bezeichnet worden, wie denn dieser Beiname den Damen von Augsburg, Nürnberg, Linz, Wien, Prag, Innsbruck, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg und anderen Orten gar oft beigelegt worden. Am ausführlichsten behandelte Joh. Jac. Boissard die Zusammenstellung der Schönheiten, welche die Städte Italiens darbieten[6]).

Die Kritik ist aber weiter gegangen und hat die Frage aufgeworfen, wo man die Theile zum Ganzen

einer schönen Frau holen soll. An Antworten hat es nie gefehlt, und wir finden die Ansicht, daß die schönsten Köpfe bald in Prag, bald in Linz, die schönsten Hände und Füße in Köln, die schönsten Büsten in Frankreich, die schlankesten Taillen in Brabant, die schönsten Busen in Oesterreich und Baiern zu finden seien. Doch ist die Ansicht nach den Jahrzehenden sehr wechselnd, denn bald preist man die Gestalten der Italienerinnen, bald die der Engländerinnen, bald die Farbe der Holländerinnen und der Deutschen, bald die Lebhaftigkeit spanischer Augen und den schelmischen Blick der österreichischen Hochländerinnen. Es würde uns unfehlbar zu weit führen, wollten wir die zahllosen Preisgedichte auf die schönen Haare, Augen, Hände und andere Kleinodien namhaft machen, welche die antiken, die deutschen, englischen, italienischen und namentlich die französischen Dichter des sechszehnten und folgenden Jahrhunderts hervorgebracht haben, denen es natürlich nicht an einem kräftig satirischen Wiederhall, namentlich von Seiten der Italiener und Franzosen, fehlte, deren einige sich in der abschreckendsten, ja ekelhaftesten Schilderung weiblicher Unschönheit ergingen [7]).

Auf der andern Seite führten aber diese sich immer mehr überbietenden Lobpreisungen zu einer wahrhaft ergötzlichen und erheiternden Satire. Die Vergleichungen der Haut mit der Farbe des Elfenbeins und der Lilien, der Zähne mit Perlen, der Lippen mit Corallen,

der Augen mit Pfeilen, Sternen, Sonnen, der Augenbrauen mit Bogen, die wir bei den Orientalen so naturgemäß finden, arten unter den Federn der Dichter des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu langweiliger, geistloser Geschmacklosigkeit aus. Gegen diese bombastischen Uebertreibungen war eine bildliche Darstellung gerichtet, worauf man alle die Dinge an dem Leibe einer schönen Dame sah, welche die Poeten derselben angedichtet hatten; aus den halbgeöffneten, von Coralzinken gebildeten Lippen blinkten zwei Perlenschnüre als Zähne hervor, auf den Wangen sah man Rosen und Lilien, aus den Augen fuhren Pfeile, die Augenbrauen bestanden aus einem wirklichen Bogen, der Busen ward von zwei geographischen Halbkugeln gebildet, die Haare waren Netze, aus denen Angelstöcke mit Schnuren und Haken hervorragten[8]).

Die Schönheit der Frauen wird getragen und gehoben durch Schmuck und Kleidung. Letztere beschränkt sich bei den Männern auf das von dem Klima und der Beschäftigung gebotene Nothwendige, daher wir denn auch den Mann auf gewissen Culturstufen und in gewissen Zonen ohne alle Kleidung finden. Seltener finden wir denselben ohne Schmuck, aber immer und überall sind es die Frauen, die den Mann schmücken, und um deren willen er sich schmückt oder schmücken läßt. Die Frauen finden wir nie und nirgend ohne Schmuck, auch nirgend ohne alle Kleidung, so dürftig

sie auch sei, wie z. B. in den Tropenlanden, wo sie nur in einem Schurz besteht.

Innerhalb der von uns zu beobachtenden geographischen Grenzen erscheinen die Frauen stets bekleidet, und zwar ist ihr Kleid verschieden von dem der Männer, es ist durchschnittlich länger, meist auch farbenreicher als das männliche.

Gehen wir näher in die Betrachtung ein, so bemerken wir, wenn wir die Aufeinanderfolge der Frauentracht beobachten, daß die Bekleidung der Frauen mit dem Schmucke beginnt, d. h. mit der Vorbereitung des Körpers zur Aufnahme von Kleidung.

Zunächst geschieht dies durch die Pflege der Haut, theils durch Bäder, theils durch anderweite Verschönerung derselben. Gleich den Orientalinnen suchten auch die Frauen des alten Aegyptens und Griechenlands, des alten Roms, wie des mittelalterlichen Westeuropa, durch Bäder die Haut rein, frisch und glatt zu erhalten. Wie im Orient noch heute, so waren auch in Europa bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges überall für die ärmere Klasse öffentliche, geheizte Bäder eingerichtet, die zu bestimmter Zeit den Frauen überlassen waren. Die höheren Stände hatten im Alterthum, wie im Mittelalter in ihren städtischen und ländlichen Behausungen besondere für diesen Zweck eingerichtete Räume, die oft mit besonderem Luxus, mit allerlei Geräthen und Gefäßen ausgestattet waren.

Hier wurde nun namentlich für die Erhaltung einer schönen und glatten Haut Sorge getragen und für diesen Zweck das erwärmte Wasser noch mit allerlei stärkenden, zusammenziehenden und wohlriechenden Stoffen versetzt; die Aufzählung der hierzu verwandten Stoffe, Geräthschaften und Dienerinnen würde uns zu weit führen. Seit früher Zeit schon wurden die für wirksam geachteten Mittel aufgezeichnet und finden sich in den Hand- und Hausbüchern der Frauen; sie wurden schon seit dem sechszehnten Jahrhundert sorgfältig gesammelt und dem Drucke übergeben. Zu den frühesten gehören die von Michael Nostradamus, Joh. Marinello, Joh. Liebaut, Jacob Wecker und Tobias Vogel, an die sich seit dem vorigen Jahrhundert eine namhafte Reihe größerer und kleinerer Bücher anschließt[9]).

Nächst der Schönheit der Haut verwendeten die Frauen seit uralter Zeit eine große Sorgfalt auf Herstellung und Erhaltung einer schönen und vollen Gestalt. Die alten Griechen suchten durch zweckmäßige Körperübungen die Gestalt auch der Mädchen zu natürlicher Schönheit auszubilden.

Indessen half man außerdem auch noch auf andere Weise nach. Schon die Griechen achteten auf schlanken Wuchs, obschon sie auch hierin Maß hielten. Zur Erhaltung des schlanken Wuchses und zur Unterstützung des Busens legten die Mädchen und Frauen des alten Griechen-

lands und Roms eine breite Binde um die Rippen, wie wir aus mehreren alten Denkmalen ersehen[10]). Man trug diese Binde auf der bloßen Haut. Neben dieser scheinen aber, und zwar in der römischen Kaiserzeit, auch noch andere, unseren Schnürleibern verwandte, wenn auch in der Form verschiedene Maschinen in Gebrauch gewesen zu sein.

Einen fehlerhaften Wuchs suchte man durch aufgelegte Wülste und andere Mittel zu verbergen, die wir in einer Stelle einer Komödie des Alexis geschildert finden, worin er beschreibt, wie die Kupplerinnen dem mangelhaften Wuchse ihrer neugeworbenen Dirnen nachhelfen:

Diese formen sie dann in Kurzem so, daß weder an Gestalt.
noch an ihrer Art und Weise sie sich ferner ähnlich sehn.
Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh
eingefüttert; groß ist jene, dünne Sohlen giebt man ihr,
und das Köpfchen wird beim Gehen in die Schultern eingesenkt;
dies vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt,
wird das Fehlende durch Wülste zugesetzt, und Jedermann,
der sie sieht, preist ihres Hintern Fülle. Ist ihr Leib zu stark,
helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Brüste dem Uebel ab.
Denn indem sich dieser Ansatz hebet, wird des Unterleibs
Ueberfülle wie mit Stangen in sein Maß zurückgedrängt.

Eine Stelle in dem Eunuchen des Terenz ergänzt dies weiter:

Ach sie gleicht nicht unsern Jungfraun, die der Mutter Sorgfalt quält,
daß die Arme sich fein senken und umschnürte Brust den Leib
schmächtige; seht nur die Dirne, ruft man, wie sie voll und rund

wahrlich, diese kann sich boxen! Und nun kommt die Hungercur. So verpfuscht die Mutterpflege sie zu Binsen, wo Natur reichlich ihre Fülle spendet.

So finden wir denn schon im alten Griechenland und Rom die Vorläufer der Corsets und übrigen Hülfsmittel zur Herstellung einer schönen Frauengestalt.

Das Mieder oder Corset, das bei allen Frauen Europas in Gebrauch ist, ging aus der eigenthümlichen, ursprünglich der Polarzone entstammenden, von den Germanen nach dem Süden verbreiteten Tracht hervor. Wir bemerken dasselbe in den Denkmalen schon früh. Es ward ursprünglich vorn auf der Brust geschnürt. So lange die weite, die Gestalt verhüllende Tracht, wie sie auf den Denkmalen des fünften bis zehnten Jahrhunderts gefunden wird, sich erhielt, ist allerdings keine Spur von Mieder sichtbar; allein schon in den Bildern des Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsberg sehen wir dasselbe, und zwar an der Seite unter den Armen geschnürt und eng anliegend am Körper. Namentlich aber beginnt vom vierzehnten Jahrhundert an, wo man es liebte, die Fülle der Brust recht deutlich vortreten zu lassen, der Schnürleib seine eiserne Herrschaft, die mit nur kurzer Unterbrechung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Im sechszehnten Jahrhundert kam aus Spanien eine eigenthümliche Schnürbrust über Frankreich nach Deutschland, die Cotilla. Sie bestand aus

einer Verbindung von Fischbein und Eisen, die den Körper gegen den Gürtel hin eng umschloß, nach oben immer weiter wurde und bei der Brust einen beträchtlichen Raum ließ. Sie wurde hinten zugeschnürt und war noch im Jahre 1811 bei den niedern Ständen im Gebrauch; doch hatten manche Frauen schon das Eisen daraus entfernt und nur noch das Fischbein darin gelassen (s. Nr. 5070 meiner Sammlung).

Im Allgemeinen aber erhielt sich das Mieder, das vorn zugeschnürt wurde, auch in Frankreich unter den vornehmen Damen am Hofe Ludwigs XIV., nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe immer steifer und panzerartiger, auch mit der Länge der Taillen immer länger wurde. Das im Jahre 1731 in Leipzig erschienene ökonomische Lexikon giebt uns folgende Notizen: „Schnürbrust, Schnürleib, Schnürmieder ist ein mit eitel dicht an einander geschobenen schwachen Fischbein-Stäblein wohlgesteiftes Brust-Stück, womit das Frauenzimmer den Leib zuschnüren und eine geschickte Form zu zwingen pflegt; es wird dieselbe aus vier oder acht, zwölf oder sechszehn Theilen zusammengesetzt, oben auf beiden Seiten mit Achselbändern versehen, unten aber um und um mit vielen abgetheilten, langen Schuppen oder an deren Statt mit sogenannten Schoßlein gemacht. Ordentlich schnürt man dasselbe auf dem Rücken mit einem dazu gehörigen Schnürsenkel zu."

Die mit dem Kleid in Verbindung stehenden Mieder

wurden gemeiniglich vorn geschnürt. Die Mode änderte unablässig an diesem plastischen Kleidungsstück und verschwendete Farben, Stickereien, Perlen, edle Metalle an dasselbe, in den verschiedenen Zeiten und Gegenden auf die mannichfaltigste Art. Die höheren Stände handhabten dasselbe am rücksichtslosesten auf ihre Gesundheit und suchten die Taille möglichst dünn darzustellen; man überbot sich gegenseitig, und die unausbleibliche Folge war eine Reihe krankhafter Zufälle, denen die Damen oft dann erlagen, nachdem sie die feinste Taille erzielt hatten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Aerzte der Schnürbrust ihre Aufmerksamkeit zuwendeten; einer der ersten, die dies thaten, war Felix Plater im Jahre 1602; er hatte zahlreiche Nachfolger, die in ihren Schriften dieses Capitel abhandelten. Joh. Zach. Platner widmete demselben zuerst eine eigene Abhandlung im Jahre 1735. Er schrieb noch in lateinischer Sprache. Im Jahre 1754 trat Gottl. Oelsner in Breslau in deutscher Sprache gegen die Schnürbrust auf mit seinem Werk: „Vom schädlichen Mißbrauche der Schnürbrüste und Planchetten.“ Der Kampf der Aerzte gegen diesen beliebten Theil der weiblichen plastischen Kosmetik dauerte in den Zeitschriften und Handbüchern fort, hatte jedoch, wie jeder gegen die allmächtige Mode gerichtete Angriff, gar keinen Erfolg. Bonnaud's Abhandlung von der Wirkung der Schnürbrüste (Leipzig, 1773) und J. M. Schosulan's Abhandlung über die Schädlichkeit der Schnürbrüste (Wien,

1783) blieben unbeachtet. In Oesterreich wurde die Schnürbrust förmlich verboten.

Im Jahre 1788 suchte Salzmann durch zwei Preisschriften über die Schädlichkeit der Schnürbrüste die Frauen für die Sache der gesunden Vernunft zu gewinnen, nachdem S. Th. Sömmering die Wirkungen der Schnürbrüste in einem eigenen umfassenden gelehrten Werke dargelegt hatte, das 1793 in vermehrter Auflage erschien[11]).

Bald darauf verschwand die Schnürbrust, aber nicht etwa in Folge dieser wohlgemeinten und wohlbegründeten Vorstellungen, sondern weil die Mode es gebieterisch verlangte, die das griechische Costüm mit stürmischer Liebhaberei ergriffen hatte. Es war die Zeit des Abwerfens, des Vernichtens, die Zeit der Revolution.

Die Revolution wurde vom Kaiserthum gebändigt, die Schnürbrust stellte sich allgemach wieder ein; ja als Frau von Genlis ihre gemäßigte Anwendung empfahl, war sie bereits wieder ziemlich allgemein angenommen. Schon im Jahre 1801 dachte man auf möglichst zweckmäßige und der Gesundheit wenigst nachtheilige Form dieses Kleidungsstückes; im Jahre 1810 nahm man das Corset à la Ninon an und war wieder ziemlich auf dem alten Flecke, so daß im Jahre 1812 eine Carricatur hervorgerufen wurde, die in allen Modejournalen Aufnahme fand. Man sah vor einem Spiegel eine tonnenförmige Modedame mit ihrer Toilette beschäftigt; der Schnürleib, der sie umgab, war

nicht im Stande, diese Fleischmasse ohne künstliche Nachhülfe zu bezwingen; deshalb leisteten der Cisciseo und die Kammerjungfer treuen Beistand und verstärkten durch Winden die magische Kraft der Schnürbänder. Trotz aller satirischen und vernünftigen Vorstellungen setzte die Mode ihren Zweck durch, die Schnürbrust trat in ihr Recht aufs Neue ein und behauptete sich bis in die neueste Zeit, wo sie indessen ärztlichen Beirath wenigstens nicht ganz überhörte [12]).

Die Mode hat die Aufgabe, Vorhandenes zu ordnen, in gefällige Form zu bringen, und für diesen Zweck hat sie die Schnürbrust ins Leben gerufen; sie hat aber auch nächstdem die Aufgabe, da, wo nichts vorhanden, ergänzend nachzuhelfen. Wir sahen schon oben, daß die Alten der mangelnden Fülle der Hüften abzuhelfen verstanden. In dem Theile Europas, der dem Scepter der Mode unterworfen ist, scheinen vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts keine auffallenden Versuche zur Hebung der Taillen durch Vermehrung des Umfangs der unteren Hälfte der Frauengestalt stattgefunden zu haben; allein um das Jahr 1529 schon trugen die französischen Hofdamen Apparte (**Bouffantes, culs de crin et de bourre, culs de Paris**), womit sie nach hinten zu ihrer Gestalt eine größere Bedeutung zu geben versuchten. Dies geschah durch Kissen, die von Baumwolle oder Roßhaar gefertigt waren. Niemand fand darin etwas Arges, am wenigsten die Mode-

herren, die der Vorderseite ihrer Figur durch angeschnallte Kissen mehr Würde und Fülle zu geben pflegten.

Als die Damen jedoch weiter gingen und nach allen Seiten hin ihre Figur umfangreicher zu machen suchten, d. h. als sie die spanische Vertugada oder Vertugalla anlegten, da erhob sich ein gewaltiger Lärm. Diese Vertugade bestand in einer mehr oder minder dicken Wulst aus grober Leinwand, die über ein Drahtgestell gespannt war, welche die Frauen unter ihren Kleidern um die Hüften legten, so daß dieselben von allen Seiten weit herausragten. Die Satiriker fielen mit großer Erbitterung über diese Mode her und ließen es nicht an den heftigsten Schmähungen fehlen[13]). Die Mode begann um das Jahr 1556 und erhielt sich in den höhern Ständen, bis sich allgemach der Reifrock daraus entwickelte.

Schon am Hofe Ludwigs XIV. nahm die Vertugade eine mehr gemäßigte Form an, namentlich verminderte man den Umfang an der Vorderseite, wie die von Trouvain in Paris ums Jahr 1688 herausgegebenen Modeportraits von Damen zeigen. In Deutschland scheint die Vertugade wenig Glück gemacht zu haben, die Trachtenbücher des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts bringen nur einzelne Beispiele, und der norddeutsche Dichter Lauremberg spricht davon, daß er sie in Frankreich gesehen habe[14]).

Der Reifrock erhielt seine vollständige Ausbildung erst unter Ludwig XV. Zur Zeit seiner Blüthe, im Jahre

1756, giebt uns ein medicinischer Schriftsteller (Reinhard, satirische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenzimmer. II. 32) folgende genaue Beschreibung dieses Kleidungsstückes: „Der glockenartige Reifrock ist vorn und hinten so zusammengedrückt, daß er eiförmig wird. Er besteht aus vier Reifen von elliptischer Form, deren einer immer größer ist als der andere. Der untere, als der weiteste Reifen, hat gemeiniglich sieben bis acht Ellen im Umfang der ganzen Weite nach, weniger die aufwärts folgenden, der oberste nur vier Ellen. Am obersten Reifen sind auf beiden Seiten zwei Halbzirkel, Bügel genannt, angeheftet, davon der unterste Bügel nicht so weit und groß ist als der darauf folgende oberste Halbzirkel. Die Bügel haben den Nutzen, daß der Reifrock oben nicht so gar spitzig zulaufen und von einem allzu engen Raume sich nicht auf einmal in die Weite ausbreiten möchte. Die Reifen sind aus Fischbein oder Rohr; sie sind eine halbe Elle von einander entfernt, der Zwischenraum ist mit linnenem, wollenem oder seidenem Zeuge ausgefüllt, auch mit Bändern und Tressen besetzt. Darüber werden nun die weiten Röcke und Kleider gezogen." Dies war der große Reifrock; man hatte aber für das gewöhnliche Leben auch noch einen kleinen Springrock, Hans oder Bögel genannt, der zwar dieselbe Construction, aber bei Weitem nicht denselben Umfang hatte[15]). (Reinhard, a. a. O. II. 74.)

Der Reifrock war gegen das Ende seines Daseins,

namentlich für das hohe Costüm bei Hofe, zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen, wie wir dies aus den Modezeitungen der achtziger Jahre ersehen. Daher konnte es nicht fehlen, daß kluge Leute allerlei satirische Betrachtungen darüber anzustellen fortfuhren. Die geistreichste darunter dürfte wohl die sein, die sich in dem Göttinger Taschenkalender für das Jahr 1796, S. 146, unter der Aufschrift: „Ein neuer Damenanzug, vermuthlich aus Indien" findet. „Die Damen tragen da," heißt es, „statt der biegsamen Schleppen der Roben eine Art von Pfauenschweif, der sich an den Hüften anfängt und von da in einer ziemlich sanften Neigung gegen den Horizont herabsteigt; wenn sie über die Straße gehen, tragen sie ihn in einem abwechselnd mit Rosa, Silber und Perlenfarbe gestreiften Beutel, und das Ende wird von Kindern getragen, die Liebesgöttern nicht unähnlich sehen. Wenn sie in den Präsentationssaal kommen, so wird der Schweif aus der Scheide gezogen, und die Dame stellt sich dem Throne gegenüber auf eine bestimmte Stelle, deren eine gewisse Anzahl vorhanden. Der Kaiser erscheint in dem Saale; auf einmal fangen die Schweife an, langsam aufzuschwellen und sich zu entfalten, so daß endlich jede Dame mitten in einem Halbkreise von 24 Fuß Durchmesser steht. Die Pracht eines solchen Halbmessers mit dem Regenbogen zu vergleichen, hieße sie herabsetzen." Es folgt nun eine genaue Beschreibung der zierlichen Bewegungen dieser Pfauenschweife.

Der Reifrock hatte gleiches Schicksal mit der Schnürbrust. Beide erhielten zu gleicher Zeit den Abschied; allein die letztere wurde doch bei Weitem eher aus der Verbannung zurückgerufen, als der Reifrock, der nur nach langem Harren und in veränderter Gestalt erst seit wenig Jahren wieder Zutritt erhalten hat[16]).

Fast zur selben Zeit, wo der Reifrock weggeworfen wurde und die Damen außer der chemise grecque fast gar kein Kleid auf ihrer Haut duldeten, kam, und zwar im Frühjahr 1793, in London auf kurze Zeit die Mode der Pads auf. Es waren dies Kissen, welche die Damen unter dem Kleide am Gürtel befestigten, um dem Vorderleib eine stattlichere, schön gerundete Gestalt zu geben. Die Satire schwang jedoch ihre Geißel so kräftig, daß sich diese Mode nur kurze Zeit erhalten konnte, obschon sie bis in die allerhöchsten Kreise gedrungen war[17]).

Die kosmetische Plastik wendet sich nun aber auch dem vorzüglichsten Gliede des menschlichen Körpers, dem Haupte, zu, zu dessen schönster Zier das Haar gereicht, das von den Frauen aller Zeiten und Zonen stets sehr sorgfältig gepflegt und nicht abgeschnitten wurde.

Die Länge, die Fülle, die Feinheit und Weiche, sowie die Farbe kommen dabei vornehmlich in Betracht. Für erstere dieser Eigenschaften sorgten die Frauen aller Zeitalter besonders durch Oele, Fette und Salben; die Farbe wurde durch gewaltsamere Mittel, durch beizende

Laugen und Seifen, in den erwünschten Ton gebracht. Die Menschen verachten gemeiniglich Das, was sie haben, und wünschen sich Das anzueignen, was die Natur ihnen versagt hat. So strebten schon die römischen Damen der Kaiserzeit, ihr von Natur dunkles Haar in jene gelbe oder blonde Farbe umzuwandeln, die sie an den Frauen der Germanen so reizend fanden. Sie bezogen deshalb aus Deutschland färbende Mittel, oder sie kauften auch ganze Perrücken, die aus germanischen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, zumal seitdem die künstlichen Lockengebäude Mode geworden, die allerdings gegen die einfachen griechischen Coeffüren, die wir in den Denkmalen antreffen, gewaltig abstechen. Zu Herstellung dieser Haartouren bedurfte es verschiedener Binden und Nadeln und vieler Mühe und Zeit. Die zahlreichen Büsten der römischen Kaiserinnen zeigen uns ganz eigenthümliche Haarschmucke, die seltsamsten Combinationen von Locken und Flechten. Welche große Wichtigkeit man diesem Theile des weiblichen Schmuckes beilegte, bezeugen diese Büsten; eine derselben, die im Vatican aufbewahrt wird, hat eine zum Abnehmen eingerichtete marmorne Perrücke, deren jedenfalls mehrere vorhanden waren[18]).

Die germanischen Nationen legten großen Werth auf volles und schönes Haar. Langes Haar war ein Zeichen vornehmer und freier Geburt, es war durch das Gesetz geschützt, und der Verlust der Freiheit zog auch den Verlust des

Haares nach sich. Jungfrauen trugen dasselbe lang herabfließend und zierten es bei festlichen Anlässen mit Kränzen, die Frauen bedeckten dasselbe mit Hauben oder Schleiern. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert, ja bis in den Anfang des siebzehnten, sehen wir das Haar meist bedeckt mit mehr oder minder umfangreichen Hauben, Hüten und Schleiern.

Indessen ersehen wir aus den kosmetischen Büchern des sechszehnten Jahrhunderts, daß die Damen doch große Sorgfalt auf die Pflege des Haares verwendeten. Marinelli räth in seiner, von Martius deutsch herausgegebenen Weiberzier den Damen, welche die natürliche Farbe ihres Haares erhalten wollen, dasselbe entweder mit Bilsenkrautsaamen oder mit gebrannten Regenwürmern, beide mit Baumöl gemischt, zu bestreichen. Frauen, deren Männer jünger sind wie sie, räth er, ihre grauen Haare schwarz zu färben, wozu er zahlreiche Mischungen in Vorschlag bringt, z. B. Salmiak, Kupferwasser, grüne Nußschaalen, Galläpfel, Silberschaum, Cederngummi, Mirobolanen. „Nehmet", sagt er, „einen Harn von einem Hunde, behaltet ihn fünf Tage lang auf einem Geschirr, nachher so zwaget euch damit, so werden die Haare schön und schwarz. Ihr möchtet aber dieses vielleicht vor einen Spott halten; es hülft aber nicht weniger, denn obengemeldete Stück." Nächstdem fügt Marinelli auch Recepte für Herstellung rother Haare bei. Um die Haare gelb

wie Gold zu machen, bedurfte es ganz besonderer Zurüstungen und Recepte. „Lasset in einem lautern Wasser", sagt Marinelli, „sieden Rebenaschen sammt dem Gerstenstroh und einem Stengel geschaben Süßholz und gestoßen in einem Citrinat, gießet ein Laugen darab, seihet durch, zwagt euch damit und lasset die Haare von ihnen selbst trocken werden. Diese Lauge brauchet oft, es machet schöne gleissende Haare, und die scheinen wie die Goldfaden". Er hat aber auch noch andere Mittel, wie Buchsbaum, Stechaskraut, Wurzel vom Brandlattich, Frauenhaarkraut, Saffran, woraus eine Lauge gemacht wurde, die man auftragen und eintrocknen lassen mußte, worauf Alles mit Eierdotteröl eingerieben ward. Als besonders wirksam empfiehlt er die Methode, welche die Venetianischen Frauen beobachten, welche ihr Haar mit Seife, Alaun und gebranntem Blei einnäßten und an der Sonne trocknen ließen, wodurch es binnen einer Stunde ganz gelb ward. In einem Trachtenbuch jener Zeit, von Cesar Verelli (abiti antichi), sehen wir Venetianische Damen auf ihren Altanen in vollem Sonnenschein sitzen; sie haben um den Kopf einen breitrandigen Hut ohne Kappe und das Haar gleichmäßig über denselben ausgebreitet, um die Lauge gehörig eintrocknen zu lassen.

Nächst den Färbemitteln geben die alten Kosmetiker auch Anleitung, das Haar lang, lockig und kraus zu machen. Man verwandte dazu Eidotter, gedörrtes und

gepulvertes Gerstenbrot, Bärenschmalz, Fledermausgehirn und dergleichen Dinge. Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts drängte sich das Haar mehr in den Vordergrund; die Damen trugen damals die Stirn frei und nach chinesischer Art das Haar aufwärts gelegt. Die Schläfe wurden theils mit geflochtenen Zöpfen, theils mit zierlichen kleinen Locken bedeckt; auf dem Scheitel prangte ein ganz kleines Hütchen oder ein Krönlein, von welchem ein Schleier herabwehete. Schleifen und Blumensträuße fanden schon damals Anwendung. Das Bild einer Dame vom Jahre 1609 zeigt über der Stirn wie an den Schläfen eine Gruppe kleiner Locken, zwischen denen an jeder Seite eine fußhohe, aus Golddrath gebildete korallenförmige Geweihstange emporsteigt. Am Hinterkopf ist ein metallnes Krönlein angebracht, aus welchem sich ein reicher Haarschweif in den Nacken ergießt. (S. Vulpius, Curiositäten. I. 270. Taf. II.) Ein Italiener Namens Guazzo schildert den Kopfputz einer neapolitanischen Dame. „Ich habe," sagt er, „eine Frau gesehen, welche die Haare so gekrümmt und gekräuselt hatte, daß sie zwei in einander geflochtene Herzchen darstellten, die von zwei aus fleischfarbener Seide gebildeten Pfeilen durchschossen waren. Die Herzen waren von kleinen Knöpfen aus Leinwand und Haaren umgeben. Auf der Spitze des Haarputzes schwebte ein Federchen, das bei jedem Luftzug sich bewegte. Um die Stirn waren die Haare mit Gold

und Perlen geziert, gleich einer Krone gelegt. Mitten daraus ragte eine Rose hervor, die aus vielen Knöpfen zusammengesetzt war. Um die Schläfe waren die Haare mit Ringen eingefaßt, und es waren künstliche und natürliche Blumen eingeflochten."

Ums Jahr 1593 erscheint in Paris zum ersten Male der Puder, der sich indessen bei den Damen nur sehr langsam Eingang verschaffte, wie er denn zur Zeit Ludwigs XIV. durchaus noch nicht allgemein war, obschon man damals in der Vergrößerung des Haarputzes bedeutende Fortschritte gemacht hatte. In den Modebildern Trouvain's vom Jahre 1687 sehen wir die Damen auch im Negligé und bei der Toilette. Sie kämmen mit einem ansehnlichen Kamme den stattlichen Zopf, über der Stirn ist das Haar emporgerichtet und vorbereitet, die große Haube aufzunehmen, aus der zu beiden Seiten lange Locken herabfließen, welche Schläfe, Wangen und Hals einfassen. Seltener kommt das Haar schief gescheitelt vor.

Unter Ludwig XV. verschaffte sich der Puder volle Geltung, und gegen das Ende seiner Regierung bis zur Revolution von 1789 erreichte der Haarputz seine allerhöchste Blüthe. Das Toilettenhandbuch (manuel des toilettes, dedié aux Dames. Paris. 1777. 4 Bde. 12) giebt davon die glänzendsten Beweise, die wohl einer näheren Betrachtung werth sind. Den Anfang macht die Coiffure à la mappe monde; über der Stirn einer Dame

erhebt sich mindestens anderthalb Fuß hoch eine Kugel von Haar, auf welcher mit bunten Bändern die Grenzen der Reiche dieser Erde angegeben sind; den Hinterkopf ziert ein von drei großen Locken eingefaßter, platter Chignon. Die Coiffure à la hérisson erreicht ziemlich eine gleiche Höhe und ahmt nicht übel den Körper eines Igels nach. Die Coiffure à la Zodiaque gleicht der ersten, nur ist die Oberfläche der Himmelskugel mit bunten Sternen und dem Mond im ersten Viertel bedeckt und von einem rothen breiten Bande umgeben, das die zwölf Bilder des Thierkreises an sich trägt. Die Coiffure à la Sultane, die der Verfasser mit einer ergötzlichen Definition des Begriffs Sultanin einleitet, zeigt wohl gegliederte, blonde Haarmassen, aus denen ein gelber Kegel emporsteigt, der mit Federn in den grellsten Farben umschwankt wird. Sehr sinnreich ist der Minerven-Kopfputz; hier sind die Haare in die Gestalt eines Helmes zusammengekämmt, über dem sich aus bunten Federn von hinten nach vorn ein stattlicher Kamm hinlegt. Die Coiffure à la Parasol bedeckt die hellblonde, mit bunden Schleifen zusammengehaltene Haarmasse mit einem Sonnenschirmdache, aus dessen Mitte ein Blumenstrauß emporwächst. Die Coiffure à la Parnassienne läßt das Haar an beiden Seiten des Kopfes steil in zwei Kegeln emporwachsen; über dem dazwischen liegenden Thale glänzt eine Sonne, als das Sinnbild Apollos. Aehnlich, nur mit einem Halbmond anstatt der Sonne geschmückt,

ist die Frisur der Diana. Wir finden nun noch Coiffuren en feutre, à la Flore, à la Ceres, à la Persanne, à la Chinoise, à la Guirlande, en marron, à la Dauphine, à la Calipso, à la Therese für ältere, sittsame Damen, en Driade, à la Junon, à la Venice, en Erigone, en cerf volant, à la plume d'amour, à la Victoire, en écaille ou en coquille, à la Pomone, en nouvelle Ceres, à l'Angelique, à la Circassienne, à la Triomphale, à la Siracusienne, en Zephyr, à la Sylphide, à la Sicilienne, à la Sabine, à l'ailes de Papillon panaché, à la Dorlotte, à la toque chevelue. Unter allen diesen dürfte die Pomonenfrisur für uns die spaßhafteste sein. Die Dame trägt auf dem mehr als fußhohen Haargebirge eine aus Taffet krausenartig gefaltete Schüssel, auf welcher eine umlaubte Weintraube, einige Limonien, Birnen, Kirschen und andere Früchte zierlich ausgelegt sind[19]).

Zur Herstellung dieser gewaltigen Haargebäude bediente man sich eines leichten, mit Roßhaar ausgefüllten Kissens, das auf den Scheitel gelegt ward, und über welches man die Haare mit Nadeln befestigte, nachdem man dieselben mit Pomaden bestrichen hatte.

Die Revolution beseitigte in Europa auch diese übertriebene Mode. Ich bemerke jedoch hierbei, daß wir nicht sowohl die Franzosen, als vielmehr die Nordamericaner und Engländer als die Zertrümmerer der alten Moden bezeichnen müssen. Die in Nordamerica durch die ganz

einfache, ja dürftige Lebensweise hervorgerufenen Beschränkungen des Luxus fanden bei den dort im Felde verweilenden Engländern Anklang. Sie führten von dort aus den runden Pflanzerhut nach Europa ein und kehrten mit abgeschnittenem Zopf und Haar von dort zurück. Die bequemere Tracht fand bei den verständigen Leuten Beifall und Nachahmung. Die Männer begannen, und die Frauen folgten nach; sie warfen Schnürleib und Reifrock bei Seite und — fielen freilich bald in das äußerste Gegentheil.

So ward denn auch der Puder und die unsinnige Haararchitektur beseitigt. Die Damen erschienen erst mit langen in Locken gekräuselten Haaren, welche Nacken und Schultern umflossen. Dann fanden sie in den von Hamilton bekannt gemachten griechischen Vasenbildern neue Formen und Vorbilder, und so wurde seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Haarschmuck wiederum einfacher und bequemer für die Damen. Die Mode gestaltete das Haar fortan theils nach griechischem Vorbild, theils verfuhr sie selbstständig, indem sie bald die ganze Vorderseite der Stirn, bald nur die Seiten mit Locken schmückte, bald den Zopf als eine compacte Masse, bald als ein geflochtenes Nest behandelte und ihn bald im Nacken, bald oben auf dem Scheitel mit Nadeln oder Kämmen befestigte. In den Jahren 1794—1797 trugen die Damen Perrücken über ihrem eigenen Haar, um nach Belieben

bald blond, bald braun, bald schwarz zu erscheinen. Eine Zeit lang wurden die Locken durch Flechten ersetzt, dann mußten sie dem glatten Scheitel weichen. In den zwanziger Jahren vermehrte man die Lockenfülle durch Anfügung seidener Locken, später traten an deren Stelle bunte Bänder, welche die Mode, sie mit Blumen mannichfaltig mischend, auch zu Hauben umwandelte, wie sich aus den Modezeitungen nachweisen läßt.

Schönes, namentlich blondes Haar ward zu allen Zeiten von den Dichtern als der herrlichste Frauenschmuck bezeichnet, von Ovidius an bis zu Petrarca, Ariosto und den neueren. Besonders reich sind die französischen Dichter an Lobpreisungen der schönen Locken ihrer Damen. Doch fand auch das rothe Haar seine Lobredner, wie denn Amaranthes (Corvinus in Leipzig) im Jahre 1710 also singt:

Die Brust muß, blondes Kind, voll Gluth und Flammen stecken,
so sehr Du selbige zu bergen bist bemüht.
Was willst Du doch die Gluth vor unsrer Welt verdecken,
da man das Feuer doch an Deinem Himmel sieht?

und ferner:

Es will Dich, blondes Kind, ich merk' es wohl, verdrießen,
daß sich Dein schöner Kopf mit rothen Haaren trägt?
Die weiße Nelke wird, Belline, mehr gepriesen,
wenn sie was Purpurroth auf ihren Kuppen hegt.

Nächst dem Haar verwendeten die Damen Aegyptens, Kleinasiens und Europas seit uralter Zeit große Sorgfalt auf die Erhaltung ihrer Gesichtsfarbe und suchten

da, wo die Natur sie verließ, durch die Kunst nachzuhelfen. Die alten Aegypterinnen malten Augenlider und Augenbrauen mit Kohol oder gebranntem Spießglas, eine Sitte, die auch die römischen Damen angenommen hatten.

Ovidius giebt in seiner „Kunst zu lieben" (III. 197) den Damen den Rath, die Farbe, welche die Natur versagt, durch Kunst hervorzubringen; zugleich aber empfiehlt er ihnen dringend, die Büchsen, Fläschchen und den ganzen übrigen, dazu gehörigen Apparat sorgfältig den Augen ihrer Anbeter zu entziehen. Um die Gesichtshaut von den schädlichen Einflüssen der mit Speichel aufgetragenen Mineralfarben zu befreien, wurde sie des Nachts mit allerlei Teigen, auch mit einer ledernen Maske bedeckt, den nächsten Morgen aber mit besonderen Seifen und Waschwassern von dieser schützenden Kruste befreit und von Neuem bemalt. Die vornehmen römischen Damen hatten für diese Geschäfte besondere Sclavinnen, und es waren mehrere medicinisch-kosmetische Werke vorhanden, worin dieser wichtige Gegenstand ausführlich behandelt war. Diese Wissenschaft hat sich demnach bis auf unsere Tage erhalten, obschon in der Ausübung derselben für den Augenblick mehr Maß und Ziel eingetreten ist, als dies noch am Anfang dieses Jahrhunderts der Fall war[20]).

So eifrig nun auch die Frauen sich bestrebten, ihr Gesicht in schönen Farbenton zu bringen, so heftige Gegner fand dieses Bestreben unter den Männern; Tertullian

und andere Kirchenväter sprachen entschieden dagegen; im Nibelungenliede finden wir die Schminke mit dem Ausdrucke gefälschte Frauenfarbe bezeichnet. Satiren halfen auch hier so wenig wie Worte. Die Damen fuhren fort, sich zu schminken, und im vierzehnten Jahrhundert galten namentlich die Florentinerinnen für besonders geschickte Gesichtsmalerinnen. Ein französischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts bemerkt, daß die Spanierinnen einen schönen Teint haben würden, wenn sie sich nicht so übermäßig schminkten, wodurch ihr Gesicht wie entzündet aussehe.

Vergebens eiferten die Dichter gegen die Kreide, den Zinnober und das Orseilleroth, vergebens versicherten Moralisten, Theologen und Dichter, daß Frauen, die sich schminkten, unfehlbar unter die unzüchtigen, unehrbaren gehörten; ja der ehrliche Tobias Vogel nahm diesen Satz sogar in seine Schrift: „Der Hautdiener, oder die entdeckten Geheimnisse der Schönheit der Damen" (1690. S. 299) auf. Das Schminken hatte seinen Fortgang; die Damen bemalten Gesicht und Hals mit Weiß, das sie durch Roth hoben, und brachten mit Blau zarte Adern darauf. Sie achteten wenig auf die Folgen, die Sublimat, Bleiweiß, scharfe Essige auf die Gesundheit hatten, und wandten unbedenklich Dinge an, die ihnen unter andern Umständen Ekel erregt haben würden, wie Galle von Hasen, Hahn und Huhn, Excremente der Krokodile und anderer Thiere. Da die mit

Wasser aufgetragenen Farben nicht dauerhaft waren, so verfielen, wie Hoffmann in seiner „Jungfern-Diät" bemerkt, manche darauf, Kreide zu essen, um ein recht verliebtes Ansehn zu bekommen. Logau, der in seinen Gedichten die geschminkten Damen überhaupt fleißig geißelt, giebt ihnen folgenden schelmischen Rath (Sinngedichte III. 11):

> Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken, nehmet dieses zum Bericht:
> nehmet Oele zu den Farben; Wasserfarben halten nicht.

Hoffmannswaldau aber stellt die geschminkten Damen ohne Weiteres in ihrer Blöße dar[21]):

> Kommt endlich nun die Zeit, daß in der Nacht-Cornette
> sie sich zum Schlafe schickt, so eile nicht zum Bette;
> wart' erst, mein lieber Mann, bis Deine schöne Frau
> die Farben ihrer Haut dem Nachttisch anvertrau,
> bis sie die Lilien und Rosen ihrer Wangen
> der Wäscherin geschickt, in Tüchern aufgefangen,
> die zwar den ganzen Tag ihr Angesicht geputzt,
> nun aber auf einmal vier Tücher eingeschmutzt.

Alles war vergebens; doch hatten die Bemühungen der Aerzte wenigstens das Gute, daß man an die Stelle der schädlichen und ätzenden Schminkstoffe minder scharfe und der Pflanzenwelt entnommene stellte, wozu namentlich Hufeland, Trommsdorf und Moreau viel beitrugen.

Im siebzehnten Jahrhundert kam in Frankreich eine seltsame Mode auf; die Damen klebten kleine schwarze, aus Taffet in der Gestalt von Sonne, Mond, Sternen,

Thieren ausgeschnittene Pflästerchen ins Gesicht, namentlich auf Stirn, Schläfe und Wangen[22]). Man nannte diese Zierrathen Mouchen, Schön-, Schmink-, Schattir-Pflästerchen. Diese Mouchen fanden viele Gegner, namentlich unter den Dichtern. Hoffmannswaldau (IV. 251) äußert sich ziemlich derb:

Was pflegst Du doch mit schwarzen Flecken,
mit Mouchen Dein Gesicht, schwarze Chloris, zu bedecken?
Du hast die Tugenden verpachtet
und bist ein öffentliches Haus,
wo Alles kann logiren,
und um Dir Gäste zuzuführen,
steckst Du gewiß allhier die Zeichen aus.

Bostel (poet. Nebenwerke. 1708. S. 285) läßt es auch nicht an Kraft fehlen:

Der Vögel Sinne-Bild bedecket zwar die Finnen,
entdecket aber auch die vogelleichten Sinnen.

Die zarte Dichterin Frau v. Ziegler entschuldigt sich und ihre Schwestern (1728):

Ihr Spötter, tadelt nicht an uns der Mouchen Schein,
seht Ihr denn Sonn' und Mond befreit von Flecken sein?
Mir dünkt, es sei erlaubt, mit selbigen die Flecken,
die die Natur uns macht, im Antlitz zu bedecken.

In diesen Ton stimmt auch der galante Philander von der Linde mit ein. Die Mouchen hielten sich in Gunst bei den Damen, bis sie mit in die Katastrophe des Reifrockes und der Schnürleiber hineingezogen wurden[23]).

Nächstdem trugen die Damen noch Masken; die, welche sie am Tage trugen, um unerkannt einherzugehen — eine Sitte, die namentlich in Italien, besonders aber in Venedig, sowie in Frankreich erscheint — waren meist von schwarzem Sammet und bedeckten das ganze Gesicht. Wir sehen an Trouvain's Modebildern, sowie denen vom Hofe Ludwig's XIV., die Damen diese Maske an einem Bande in der Hand tragen. Diese Masken hatten denselben Zweck wie die Handschuhe, die Haut vor den Einflüssen der Sonne und der Luft zu bewahren. Außer diesen Tagemasken führten die Damen aber auch Nachtmasken, die aus feiner Leinwand bestanden, welche mit Froschlaich getränkt und mit einer Mischung bestrichen war, die man aus Wachs, Pomade, Walrath und Kampfer zusammengeschmolzen hatte. Solche Masken kühlen die rothen Gesichter und machen die Haut weich und zart. Wir finden noch in den modernen Anleitungen zur Schönheitspflege diese Masken erwähnt.

Nachdem nun die Gestalt durch plastische Mittel und Haar und Haut durch Wässer, Salben und Farben zur Aufnahme anderweiten Schmuckes in Stand gesetzt ist, beginnt die Verzierung mit den verschiedenen Anhängseln, für welche die Frauen des europäischen Culturkreises eben so eifrig in allen drei Reichen der Natur sich umgesehen haben, wie ihre Schwestern in Asien, Africa und America.

Beginnen wir die Betrachtung des weiblichen Schmuckes beim Kopfe, den wir bereits wohl frisirt, mit Blumen, Bändern, Nadeln oder Kämmen geschmückt verlassen haben, so finden wir ganz allgemein den Gebrauch der Ohrringe; die alten Aegypterinnen, wie Griechinnen und Römerinnen, romanische und germanische Frauen trugen sie, wie ihre modernen Nachkommen noch thun. Der beliebteste Ohrschmuck besteht aus Gold und Edelsteinen oder Perlen; doch begnügen sich Aermere auch mit Silber, mit Bronze oder Messing und Glas. Mit den Ohrringen, für die im alten Aegypten viel bunte Glasperlen verwendet wurden, trieben die Römerinnen der Kaiserzeit großen Luxus, so daß sie oft an einem Ohre drei große Perlen befestigt hatten. Andere trugen kostbare Gemmen in den Ohrringen. Daß auch die germanischen Nachbarinnen der Römerinnen Ohrringe getragen, beweisen manche Funde in den Gräbern derselben. Unter den Schmucksachen, welche die heilige Hathumodis, eine fränkische Herzogentochter des neunten Jahrhunderts, von sich wies, werden auch die Ohrringe ausdrücklich genannt. In späterer Zeit, wo der Kopf mehr verhüllt getragen wurde, fielen zwar die Ohrringe nicht ganz weg, machten sich aber doch weniger geltend. Seit dem sechszehnten Jahrhundert traten sie wiederum mehr in den Vordergrund, und am Hofe Ludwigs XIV. spielten sie sogar eine große Rolle. Sie er-

scheinen aus Perlen, Edelsteinen, in Gestalt von Schnüren, Tropfen und anderen Formen und haben sich seitdem in der Gunst der Modedamen erhalten. Ihre Form war, wie die der übrigen Theile des Kopfes, in stetem Wechsel begriffen. Bald erscheinen sie als kleine dünne Reifen mit einer Perle oder einem Stein, bald als große Ringe von Gold, Silber, Fischbein, Glas; bald hängen Tropfen davon herab, bald sind sie mit emaillirten Platten oder anderen Ornamenten versehen[24]).

Auf den niedrigsten Stufen der Cultur finden wir schon den Hals als Sitz eines Schmuckes, der zumeist aus aufgereiheten Saamenkörnern, Muschel- und Schneckenschaalen, oder aber auch aus Steinchen, Zähnen, Knochenstücken und dergleichen besteht. In den Denkmalen des alten Aegyptens erscheinen die Damen meist in sehr reichen, aus bunten Glasperlen zusammengesetzten Hals- und Brustschmucken, welche oft Figuren bilden, die den gestickten Kragen unserer Damen an Größe gleichkommen, und Busen, Schultern und Nacken bedecken. Nächst den Glasperlen bemerken wir als Stoff zu ägyptischen Halsbändern auch noch Kaurimuscheln, Elfenbein, größere und kleinere ei-, kugel- und tropfenförmige Edelsteine, Bronze und Gold, woran Scarabäen, Götter- und Thierbilder, symbolische Götterattribute, wie Osirisaugen, und heilige Geräthe in kleinen Modellen angehängt waren[25]).

Neben den genannten Stoffen bildeten die Aegyp-

terinnen der ältesten Zeit wohl auch aus Federn sich Halskragen, etwa in der Weise, welche bei den alten Mexikanern stattfand und bei den Ueberresten der mittel-americanischen Ureinwohner noch jetzt üblich ist.

Minder reich war Hals und Brust der Frauen des alten Griechenlands und Italiens verziert. Der Halsschmuck bestand meist in einem Faden, der den Hals lose umgab, und auf dem Körner aus Stein, sowie Cylinder und Tropfen in der Art aufgereihet waren, daß sie sich fächerartig auf der Brust ausbreiteten. Man fand in den Gräbern schmale, aus Golddrath gewirkte Bänder, von denen goldne Zierrathen und Edelsteine herabhingen. An den Halsbändern waren auch die Amulette befestigt, namentlich mit mystischen Inschriften versehene Edelsteine. Im alten Griechenland trugen ehrbare Frauen nur wenig Schmuck, wogegen die Hetären Hals und Brust mit Gold und Edelsteinen bedeckten, die sie der Gunst ihrer Liebhaber verdankten. Aehnlich war es im alten Italien, wie die Funde in den etrurischen Gräbern zeigen. Als in der Kaiserzeit Rom der Sitz eines raffinirten Luxus wurde, gehörten Perlen zum beliebtesten Schmuck. Die vornehmen Damen trugen Halsbänder oft von mehreren Reihen Perlen um den Hals[26]).

In den Gräbern der alten Völker Germaniens und Scandinaviens treffen wir theils massive, theils strickartig gewundene Halsringe von Gold oder Bronze,

deren wir an den Statuen der Fechter finden, und die von den Männern getragen wurden, theils auch leichtere Gewinde und Spiralen aus Bronze, die nebst den Bronzekörnern, Kettchen, Thon- und Glasperlen den Frauen angehörten.

Als nun die weite, die ganze Figur verhüllende Frauentracht aufkam, welche wir an den Denkmalen der merovingischen Könige und der Angelsachsen bemerken, und die Hals und Brust sorgfältig dem Auge verbarg, verschwanden auch die kostbaren Halsbänder. Der Schmuck ward über den Kleidern getragen. Im fünfzehnten Jahrhundert wird zunächst der Hals wiederum frei. In der Kleiderordnung der Stadt Bologna vom Jahre 1453 werden Halsschnüre von Korallen und Perlen verboten. In den Holzschnitten des fünfzehnten Jahrhunderts (z. B. zur Chronika der Sassen vom Jahre 1492) stellen sich allgemach metallene Halsketten ein, doch ist die den Hals umschließende Krause und der hoch herauf gehende Kragen der Entwickelung derselben immer noch ungünstig, auch kommen große goldene Ketten über Kragen und Brustlatz vor. Aus der Ordnung der Tracht der Stadt Leipzig vom Jahre 1550 ersehen wir, daß es den vornehmsten Damen, den Frauen und Töchtern der Rathsherren, Doctoren, Kauf- und tapferen Leute, erlaubt war, g ü l d e n e K e t t e n und H a l s b ä n d e r, die ganz gülden oder silbern sind, zu tragen; doch durfte das Halsband nicht

mit Edelstein und Schmelzwerk geziert sein. Auch sollte kein Gehänge über zwanzig Gülden werth sein, auch nicht mehr als eins getragen werden. Ganz verboten war vergoldetes Kupferwerk oder Messing.

Weniger streng scheint man in Nürnberg gewesen zu sein. Wir ersehen wenigstens aus Weigel's Trachtenbuch vom Jahre 1577, daß die Bräute aus dem Stande der Geschlechter sehr reiche Ketten um den Hals tragen, die in mehreren Reihen bis auf die Brust herabreichen und hier ein gewaltiges goldenes Schloß zeigen. Die adeligen Frauen von Meißen erscheinen mit vierfachen Halsketten, die dortigen Bürgerfrauen mit zweifachen. Eine dicke Halskette trägt die Lübeckerin, und die Frauen aus Elsaß, der Pfalz und aus Köln prangen ebenfalls in reichem Kettenschmuck. Die italienischen Damen aber haben neben den goldenen Ketten auch noch stattliche Korallenschnüre um den Hals.

Die Leipziger Kleiderordnung vom Jahre 1625, die offenbar von der Verzweiflung den Vätern der Stadt in die Feder gesagt ist, in welche sie bei der allgemeinen Geldnoth der trostlosen Kipper- und Wipperzeit der Luxus der lieben Töchter und Frauen gestürzt hatte, beginnt mit folgender Klage: „Keine güldene Kette ist zum Schmuck genug, solche zu Ehren zu tragen, sondern es müssen dergleichen etliche sein, einestheils mit Kleinodien behänget, einestheils sind die güldenen Ketten zu gering und verächtlich,

tragen an derselben Statt starke perlene Umhange, so etliche mal um den Hals herum bis auf den Gürtel herab hängen."

Allgemach treten die gewaltigen goldenen Ketten wieder in den Hintergrund, und dies namentlich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo die Damen es vorzogen, ihre natürlichen Reize möglichst unverhüllt den trunkenen Blicken ihrer Liebhaber darzubieten. Am Hofe Ludwigs XIV. sehen wir die Damen mit bloßem Hals und Busen und diesen mit einer einfachen Perlenschnur geschmückt, von der ein ebenfalls aus Perlen gefertigtes kleines Kreuz herabhängt; in diesem einfachen Schmuck sehen wir in den Pariser Modebildern des Jahres 1693 die Königinnen von Portugal und England, die Pfalzgräfin und Herzogin von Orleans und fast alle vornehmen Damen.

Seitdem blieben die großen goldenen Hals- und Panzerketten nur noch Eigenthum der wohlhäbigen Bürgerfrauen; ärmere Städterinnen und Bäuerinnen trugen, wie dies in einigen Gegenden noch jetzt der Fall ist, eine schwarze, seidene Schnur oder ein schmales Band um den Hals, von welchem ein Ducaten oder ein Kreuz, ein Bernsteinherz und dergleichen herabhing. In den Reichsstädten erhielt sich bei den Jungfrauen der kostbare Goldschmuck noch länger, und der satirische Dichter Rachel (Satir. Gedichte. Bremen. 1707. X. S. 141) läßt sich in seiner Jungfern-Anatomie folgendergestalt darüber vernehmen:

Besieht man ihren Hals, ach Himmel hilf mir singen,
die Jungfer denkt gewiß sich selbsten umzubringen,
gedenk' ich oftermals, wenn ich die Kettenschaar
am Halse, um und um verschlossen, werd' gewahr.
Der weiße Hals muß sein mit güldner Schnur bestricket,
mit Perlen und Korall und Agtstein ausgeschmücket,
ein Herzchen vorne dran, das bis zum Herzen geht,
und ein Favörchen drauf, das desto besser steht;
und glaube dies fürwahr, will's auch aus Wahrheit sagen,
das Frauenzimmer kann wohl Centnerlast ertragen;
kein Gliedmas haben sie, es muß behangen sein,
von tausend Mancherlei, so mir nicht kommet ein,
vom Halse bis zum Herz, da muß ein Säckchen hangen,
daraus Geruch, Geschmack und Stärkung kommt gegangen.

Der Agtstein oder Bernstein, der schon unter den Grabalterthümern so häufig vorkommt, erhielt sich lange bei den Frauen zum Behufe der Verzierung des Halses in Gunst, schon deshalb, weil man demselben die Eigenschaft zuschrieb, Flüsse und rheumatische Feuchtigkeiten vom Körper abzuleiten und in sich aufzunehmen und zu vertilgen. Auf vielen Bauernhöfen Westphalens befindet sich als Inventarstück eine Schnur Bernsteinperlen, welche die Töchter des Wirthes, wenn sie zur Trauung in die Kirche gehen, als Brautschmuck anlegen.

Mit den Perlen wurden auch die Edelsteine, die bis dahin meist in Ringen und Diademen getragen worden, in den Halsschmuck aufgenommen; nächst den Diamanten verwendete man auch Saphire, Topase, Smaragde, Amethyste in den höchsten und höheren, Granaten, namentlich

in den Mittelständen zu Halsbändern. Das Diamanthalsband der unglücklichen Königin Antoinette von Frankreich (s. Curiositäten VI. 380) gehörte mit zu dem reichsten Schmucke, den man in diesem Stoffe sehen konnte.

Halsketten von Gold, oder auch von Seide, seltener von Silber, mit Perlen, Edelsteinen, Früchten, namentlich mit aus Rosenblättern gebildeten Körnern versehen, haben sich in mannichfacher Abwechselung im vorigen, wie in diesem Jahrhundert erhalten. Man befestigt daran Kreuze, Medaillons und andere Anhängsel; ein Satiricus Namens Mercy, der im Jahre 1802 die Damen mehrfach neckte (eleg. Zeitung. S. 56), nahm daher Anlaß zu folgenden Versen:

Mit Kreuzlein ohne Heiland wandeln sie
als Nonnen und Novizen unter uns auf Erden.
Verborgen bleibt vor uns die Inschrift nie:
„Die's noch nicht sind, die sollen noch gekreuzigt werden".

Die ehrbaren Jungfrauen von Griechenland und Rom und des gesammten christlichen Westeuropas trugen bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts **den Busen stets sittsam verhüllt.** Wir finden allerdings in den Trachtenbüchern des sechszehnten Jahrhunderts bereits italienische Damen, namentlich vornehme Venetianerinnen, ziemlich entblößt und schon im fünfzehnten in Bologna und Piacenza ein Kleid, Cypriana genannt, das übermäßig weit ausgeschnitten war[27]).

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts griff diese Unsitte in Frankreich dergestalt um sich, daß die Satire, dadurch auf's Höchste gereizt, die Dichter wie die Moralisten in lebhafte Thätigkeit versetzte. Von da aus kam diese Mode auch über den Rhein und muß sich rasch bis nach Schlesien verbreitet haben, wie wir aus den seit 1650 erschienenen Gedichten von Lauremberg, Logau, Sur-Haupt, Hoffmannswaldau, Amaranthes, Anna Volckmann und vielen anderen ersehen[26]).

Trotz alledem hielt sich diese Mode mit wenigen Unterbrechungen und Schwankungen bis auf den heutigen Tag. In den Jahren vor der französischen Revolution bedeckte man die Brust mit großen, an den Rändern und in den Ecken zierlich gestickten Halstüchern, mit denen großer Luxus getrieben wurde, namentlich von den älteren Damen. Bald ersann aber die Mode einen Ausweg, dieses Halstuch zu plastischen Zwecken zu benutzen. Schon im Jahre 1786 brachte man auf Brust und Schultern ein Drahtgestelle an, über welches das Halstuch gezogen wurde, um eine Busenfülle darzustellen, wie sie die Natur selbst den Negerinnen niemals gewährt. Die Mode erhielt sich bis ins Jahr 1794, wo ein verständiger Mann sich folgendermaßen darüber ausspricht: „Die Natur gab nicht umsonst dem weiblichen Geschlecht Reize, welche ihm den Beinamen des schönen verleihen; diese auf eine Art gezeigt, welche mit Anständigkeit und Sittsamkeit bestehen

kann, ist der Vernunft gemäßer, als solche unter geschmacklosen Künsteleien der Schneider und Putzmacherinnen zu verbergen, die einen schönen Wuchs entstellen, aber nicht heben können. Ein etwas entblößter, voller Busen, dessen übrige Bedeckung das Vorurtheil widerlegt, daß man mehr scheinen, als zeigen wolle, ein offener, mit einer einfachen Perlenschnur umgebener Hals wird immer noch mehr gefallen als ein bis an die Nase hinauf gezogenes, mit Wind gefülltes Busentuch"[29]).

Es fehlte nicht an Spott über diese wunderliche Mode, man nannte diese Apparate: Merrythougts, Protuberances, Lyers, Menteurs. Trotzdem hielten sie sich bis nach dem Jahre 1800, wo freilich überhaupt so ziemlich jede Hülle fiel und die eleganten Damen der europäischen Hauptstädte beinahe in dem Costüm der Urmutter Eva und der Anadyomene erschienen. Die Brust und die Arme wurden ganz blos getragen; diese Mode hielt sich bis zum Jahre 1811, wo man anfing, der Sittsamkeit mehr Rechnung zu tragen. Mit dem Jahre 1813 trat endlich wirkliche Besserung ein, die seitdem, wenigstens für das gewöhnliche Leben, sich erhalten hat. Nur bei besonderen festlichen Anlässen gestatten die Damen sich und ihren Anbetern den Anblick unverhüllter Formenreize[30]).

Daß es bei derartigen Moden nicht an künstlichen Ersetzungen des von der Natur Versagten fehlen kann, liegt in der Natur der Sache, und wir finden auch schon

4*

im siebzehnten Jahrhundert künstliche Busen, die freilich nicht von der Vollendung waren, wie die, welche unter Napoleon I. im Palaisroyal zu sehr namhaften Preisen verkauft wurden[31]).

Außer den Hals- und Brustketten dienen aber auch feine Gewebe, Spitzen, Stickereien zur Zierde, in Gestalt von Kragen, Krausen, Chemisetten und allen jenen unzähligen Formen, die jeder Monat des Jahres auf den Markt bringt, und mit denen die Modebilder erfüllt sind. Die Spitzen und Kanten von Brüssel, die erzgebirgischen Spitzen, die schönen Kragen, welche die Frauen der Insel Lessina in Dalmatien aus Aloe weben, dann die kunstreichen Stickereien und Näharbeiten, die Hals und Brust der Frauen bedecken, erscheinen theils selbstständig, theils bilden sie Glieder der eigentlichen Kleidung.

Um die Kleidung auf der Brust zusammenzuhalten, bedienten sich schon die Völker der antiken Welt der Spangen, Schnallen und Hafte, die, meist aus Bronze oder edlem Metall, gar mannichfaltige Gestalt annahmen. Zumeist bestehen diese, auch in unsern vaterländischen Gräbern vorkommenden Hafte oder Fibuln aus einem Bügel, an dessen einem Ende der Stift entweder in einem Gelenke oder federnd befestigt ist, und an dessen anderem er in eine Vertiefung eingelegt wird. Der Bügel ist mehr oder minder breit, oft blattförmig gebogen, oft aber auch schmal, meist mit eingerissenen Verzierungen

versehen, seltener mit Edelsteinen oder Glaspasten besetzt und vergoldet[32]).

Einer späteren, der christlichen Zeit gehören die Fibeln an, die eine theils runde, theils viereckige Platte bilden, deren Oberfläche meist mit sehr künstlich verschlungenen Ornamenten versehen, theilweise auch emaillirt ist. Der Stoff derselben ist nicht selten Silber und das Ganze oft von namhaftem Umfange[33]).

Auf den Grabsteinen des Mittelalters und in den Handschriftenbildern bemerken wir oft als einzigen Schmuck der Damen mitten über der Brust eine den Mantel zusammenhaltende, oft sehr prachtvolle Agraffe, meist von länglicher Gestalt. Diese Fürspangen, auch Tassel genannt, waren meist von Gold, mit Edelsteinen, namentlich Rubin, Smaragd, Saphirn, besetzt, oft auch plastisch gearbeitet (s. Cultur-Geschichte. IX. 114). Wir finden sie in den Gedichten erwähnt; die Statuen der Stifterinnen des Naumburger Domes tragen sehr kostbare Fürspangen, und unter den Schmucksachen, die man in den Gräbern der Hohenstaufen im Dome von Palermo fand, befanden sich ebenfalls derartige Spangen. Diese Mode erhielt sich mit einigen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag; im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert finden wir diese Fürspangen kleiner als früher, aber sehr mannichfaltig gestaltet, mit Perlen, Edelsteinen und Emaille verziert.

Ganz besondere Aufmerksamkeit widmeten die Frauen des Mittelalters dem Gürtel, den uns die alten Dichter oft mit sichtbarer Liebhaberei beschreiben. Im Wigalois treffen wir einen Gürtel, der ein von goldenen Thieren gebildetes Schloß hatte und mit Perlen und einem Rubin geziert war. Ein anderer aus ibernischem Riemen war mit Sternen gestickt, und das Schloß bildete ein Drache.

Diese Gürtel erhielten sich in der bürgerlichen Tracht bis nach dem dreißigjährigen Kriege, und die Frauen und Mägde hatten an denselben ihre Geldtasche, ihr Messer, ihre Scheere und dergleichen Werkzeuge befestigt. Als reine Zier finden wir den Gürtel noch im sechszehnten Jahrhundert zum Theil in der Gestalt von Ketten und starken Schnuren. Mit dem Eintritt der Schnürbrust verschwand er, kehrte aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als Schärpe zurück und hat als solche sich in mannichfachem Gestaltenwechsel bis heute erhalten[34]).

Es sind ferner die Finger- und Armringe zu nennen, die seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag im Gebrauch blieben. Die Museen Italiens enthalten noch reiche Sammlungen von goldenen und bronzenen Ringen, die mit Edelsteinen geziert sind. Diese Ringe erhielten sich auch während des Mittelalters, die darin angebrachten Steine waren sorgfältig nach den magischen Kräften ausgewählt, die man ihnen zuschrieb, und zuweilen auch mit zauberkräftigen Inschriften versehen. Den

Florentinerinnen waren durch die Aufwandsgesetze vom Jahre 1330 u. ff. zwei Fingerringe gestattet. Die Mode der Fingerringe, welche die Damen zuweilen, z. B. 1823, über den Handschuhen trugen, hat bis auf den heutigen Tag bestanden[35]).

Eine sehr bedeutende Rolle in der weiblichen Toilette aller Zeiten spielen die Armringe, die vor der Einführung des Christenthums bei den alten Italienern, Celten und Germanen, wie die Gräber beweisen, auch von den Männern getragen wurden. In der älteren vorchristlichen Zeit waren die Armbänder durchgehends von Metall, namentlich von Bronze oder von Gold; es waren theils einfache Reife, kreisrund für den Oberarm, eirund für den Vorderarm, oft mit eingegrabenen Verzierungen versehen, mehr oder minder breit, flach, oft auch spiralförmig, ja in Gestalt von Schlangen, deren Augen aus Rubin bestanden. Die römischen Damen der Kaiserzeit trugen Armringe aus feinem Golddraht in der warmen Jahreszeit, im Winter aber schwere Armringe, die mit kostbaren Gemmen besetzt waren. Auch unter den germanischen und scandinavischen Alterthümern sind Armringe häufig gefunden worden, in Gold sowohl, wie in Bronze. In dem lateinischen Gedichte Ruodlieb (III. 333) wird erwähnt, daß man Armringe hatte, die nur auswendig von Gold, innen aber mit Blei ausgegossen waren. Als die langen, weiten Gewänder allgemeiner wur-

den, verlor sich der Gebrauch der wirklichen Armringe, und sie wurden zum Theil durch Stickereien auf den Aermeln ersetzt. In der Leipziger Kleiderordnung vom Jahre 1550 werden die Armspangen nicht erwähnt, wohl aber in der vom Jahre 1595, welche goldene Armbänder, nicht aber solche aus vergoldetem Kupfer, den vornehmen Damen gestattet, wogegen sie den Bürgerfrauen untersagt sind. In Weigel's Trachtenbuch vom Jahre 1577 sehen wir Bräute der Geschlechter und ihre Brautjungfern, ebenso Geschlechterfrauen beim Tanz mit mehreren dünnen, kreisrunden Ringen am Vorderarm geschmückt. Sonst kommen sowohl bei italienischen, wie bei deutschen Damen im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wo lange, bis auf die Handwurzel gehende Aermel vorherrschend sind, wohl Handkrausen und Manchetten, aber keine Armringe vor. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Aermel kürzer; in den Modebildern Trouvain's, die uns die Hofdamen Ludwigs XIV. vergegenwärtigen, erscheint der Vorderarm vom Gelenk an blos. Nun fanden sich auch die Armbänder ein, die aus Haaren, Sammet oder Seide gefertigt und mit Perlen, Edelsteinen, Medaillons besetzt waren. Die Gräfin Mailly trägt z. B. an dem rechten Vorderarm ein Band mit Medaillon und Schleife; andere Damen haben den linken Arm, wieder andere beide Vorderarme mit Bändern geschmückt. Fortan erhielt sich dieser Schmuck in Gunst bei

den Damen, wie denn der satirische Rachel in seiner Jungfernanatomie sich also vernehmen läßt:

Armbänder haben fest die zarten Händ' bewunden,
Corallen mancher Art, die werden da gefunden;
die Finger sind so voll mit Ringen angethan,
daß man bisweilen kaum dieselben zählen kann.
Da sieht man Amethyst, Smaragd, Türkis, Jaspinen,
Saphyr und Diamant, Granat, auch die Rubinen,
und sonst viel Edelstein. Man denket anders nicht,
die Jungfer sei vielmals verlobet und verpflicht.

Die französischen und deutschen Dichter jener Zeit sprechen viel von den Armbändern ihrer Damen, ja es scheint nicht ungewöhnlich zu sein, daß auch Herren Armbänder getragen, die sie als Liebespfand von ihren Angebeteten erhalten. So singt Martin Opitz:

O Band, o schönes Band, geflochten von den Haaren,
die auf der Liebsten Haupt hervor gestanden waren,
an Gold und Perlen reich, umbunden meiner Hand,
ein Zeichen ihrer Treu und ihrer Liebe Pfand.
Durch dich ist auch bestrickt mein Sinn, mein Herz, mein Leben;
du hast mir nicht allein die schwache Faust umgeben;
o werthes, edles Pfand, o Bürgin ihrer Hold,
an dir ist um und um geringres nicht als Gold.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts erhielt sich diese Mode, und wir finden im Jahre 1786 Armbänder von schwarzem Sammet, von violettem Atlas mit acht- oder sechseckigen goldenen Schnallen; man trug sie paarweise und oft mit einem Motto versehen. Auf dem einen stand z. B. gage, auf dem anderen de l'amitié. Man

hatte solche Armbänder **en feuillage, en simple entourage, de diamans, à plaquettes d'or, à jour, avec cadenats** u. s. w. Später, 1790, trug man Armbänder von lilafarbenem Taffet, 1793 Bracelets mit den Portraits geliebter Personen, oder auch nur ihrer Augen, ihrer Hand. Als der Arm bis zur Schulter ganz blos getragen wurde, erschienen auch am Oberarme Armbänder, zum Theil aus Goldfäden, als Liebesknoten und Schlingen. Dann finden sich Bracelets mit Diamanten ein, die in der Gegend des Ellenbogens sitzen. Von da an verschwinden die Armbänder für einige Zeit; 1813 erscheinen Armbänder aus rothem Leder mit blauen Stahlschnallen, 1817 kommen Armbänder mit Rubinen am Oberarm vor, die 1819 von Sammet sind, bis sie endlich seit 1822 ihren festen Sitz am Vorderarm nehmen und in den folgenden Jahren auch über den Handschuhen getragen werden. Allgemach wurden die Armringe massiver und nach dem Muster der antiken in vergoldetem Silber und in Gold, dann aber auch in Bronze ausgeführt und mit Emaille, Edelsteinen, Perlen, Miniaturen, Medaillons, Kapseln und Uhren versehen. Sie haben bald feste Gestalt, bald erscheinen sie als kleinere oder größere Ketten, Geflechte, die man auch in Eisen und Stahl ausführt[36]).

Eine Nachbarin des Armbandes, ja eine Ergänzerin desselben ist die Handkrause oder Manchette; wir finden sie isolirt im sechszehnten Jahrhundert, dann, als

die Aermel kürzer werden, als Frisur des Vorderarmes aus Spitzen, wie aus festerem, dichterem Gewebe.

Endlich aber haben wir noch zwei weibliche Geräthe zu beachten, die wir wohl zum Schmuck rechnen müssen, den Fächer und das Taschentuch. Fächer, mit denen die Damen die drückende Schwüle der Sommerluft zu mildern versuchen, waren schon im alten Rom Gegenstand des weiblichen Schmuckes. Die Römerinnen hatten theils Fächer einfacher Art, wie sie die Hindus aus Zweigen und Palmenblättern sich bilden, theils verwendeten sie kostbare Federn, geschnitzte und gemalte Tafeln dazu. Im christlichen Mittelalter kommen eigentliche Fächer weniger vor, wohl aber erscheinen sie in den Trachtenbüchern des sechszehnten Jahrhunderts bereits in großer Mannichfaltigkeit. Zunächst finden wir in Weigel's Trachtenbuch vom Jahre 1577 den fahnenartigen Fächer, der noch heute in Algier im Brauch ist; es ist dies eine Tafel von der Größe eines Quartblattes aus Geflecht von Stroh, aus Seidenstoff, gestickt und bemalt, die an einem anderthalb Fuß langen, oft sauber geschnitzten Stiele befestigt ist. Wir sehen die Herzogin und die Bräute von Venedig, die Damen von Genua und Padua damit ausgerüstet.

Eine andere Art Fächer besteht aus gefärbten Federn, die am unteren Ende mit den Kielen in eine Rosette gefaßt und an einem verzierten Stiele befestigt

sind. In Weigel's Trachtenbuch sehen wir die Edelfrauen von Ferrara, Parma, Bologna und Neapel damit ausgerüstet, die Damen von Bologna und Neapel haben Fächer dieser Art, deren Stiel an einer goldenen Kette befestigt ist, die von ihrem Gürtel ausgeht. Auch Jod. Aman (Gynaeceum 1586) stellt uns die Damen von Neapel, Mailand, Padua, Siena und Lothringen mit diesen Fächern dar, die bei den französischen Hofdamen Ludwigs XIV. nur zur Trauer, und zwar in Schwarz, getragen werden.

Endlich erscheinen auch bereits in Weigel's und Jod. Aman's Trachtenbüchern die Faltenfächer, die aus einem beweglichen Gestelle bestehen, das mit Seide oder anderem Gewebe, auch Papier überzogen und auf mannichfache Art gestickt oder bemalt ist. Solche tragen im Jahre 1577 die Damen von Ferrara, Neapel, Conegliano, Piacenza u. s. w. Diese Form des Fächers wurde bald die herrschende, sowohl in Frankreich als in Deutschland, obschon daneben auch noch andere Formen sich zeitweilig geltend machten. Am unteren Ende war dieser Fächer mit einem stattlichen seidenen Bande verziert, oder auch mit Quasten und Trobbeln versehen. Das Gestell war von Holz oder Elfenbein, die beiden äußersten deckenden Stäbe oft zierlich geschnitzt und bemalt, ja mit Edelsteinen besetzt. Der Fächer selbst war oft mit sauberen Gemälden, Holzschnitten und Kupferstichen verziert. In Rom und Spanien

parfümirte man die Fächer. Ein Fächer meiner Sammlung (Nr. 4717) besteht aus 18 Elfenbeinstäben von 11 Zoll Länge, deren äußerste schön geschnitzt, durchbrochen und in den Vertiefungen vergoldet und roth gefärbt sind. Die Vorderseite des Fächers stellt eine idyllische Hirtenscene, in Watteau's Geist en gouache gemalt, vor, die Rückseite ist leichter behandelt. Ein anderer (Nr. 3885) hat 22 Elfenbeinstäbe, die durchgängig bemalt sind. Ein dritter (Nr. 4630) besteht aus 24 Stäben von dunkelbraunem, 17 Zoll langem Holze, zwischen denen grünes Papier, auf dem in drei Medaillons der Luftballon Blanchard's dargestellt ist, während die Rückseite eine französische Arie mit Noten: la physico-mécanique ou le vaisseau volant de Mr. Blanchard, enthält. Andere Fächer zeigen Holzschnitte mit ländlichen Scenen, andere bunte Muster, noch andere bestehen blos aus Stäben von Holz, Horn, Elfenbein. Man hatte Fächer zur Trauer, Fächer à la Léopold, à la Télégraphe, à la Cagliostro. Um's Jahr 1794 benutzten die Damen ihre grünen Papierfächer gewissermaßen als Stammbuch und ließen von ihren Freunden und Freundinnen sich Gedenkverse in dieselben schreiben. Die Fächer haben sich mit geringen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Man hat auch die ostindischen Formen nachgebildet, namentlich die kreisrunden, aus beweglichen Stäben bestehenden und mit grünem Seidenstoff überzogenen.

Außer dem Fächer tragen die Damen das Taschentuch, dessen Vorläufer das Marderfell war. Auf den italienischen Bildern des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir das Marderfell oft mit goldenem Kopf an goldener Kette an dem Gürtel der Damen befestigt. In dem Schatze der Herzöge Wilhelms IV. und Albrechts V. von Bayern befand sich im Jahre 1546 ein Marderfell, an welchem Kopf und Tatzen von Gold gearbeitet waren. Am Kopf befand sich ein emaillirter und mit Edelsteinen besetzter Zaum, das Ganze war mit rothem Saffian gefüttert und ward an einer Kette am Gürtel befestigt. Auf dem Grabsteine der Beatrice d'Este, der Gemahlin von Ludovico Moro, in der Certose bei Pavia erscheint die Fürstin im Sarge liegend und mit dem Marderfell über den gefalteten Händen. In Weigel's Trachtenbuch sehen wir eine Edelfrau von Padua, die über dem rechten Arme das Marderfell trägt[37]).

Gleichzeitig mit dem Marderfell erscheint aber auch das Taschentuch in den Händen der Damen. In Jod. Aman's Gynäceum (1586) tragen es Jungfrauen und Frauen höherer wie mittlerer Stände aus Meißen, Sachsen, Augsburg, Frankfurt, Straßburg, Speyer, Thüringen, Schlesien, Mailand, Piacenza, Lothringen, Aachen, Flandern, Ungarn. In Weigel's Trachtenbuch fehlen Taschentücher. Dagegen finden wir schon in der von Wecker 1575 herausgegebenen Weiberzierung des Alessio eine An-

leitung, ein köstlich wohlriechendes Wasser zu bereiten, um Schnauptücher darin zu beizen oder dunken, welche das Angesicht schön weiß und wohlgefärbt machen, so man es damit abwischt oder abstreicht, und je baß man das Gesicht damit reibet, je schöner es wird. Diese Tücher währen sechs Monate lang[38]).

Am Hofe Ludwigs XIV. finden wir Taschentücher in den Händen der vornehmsten Damen; sie sind meist mit einer schmalen Spitzenkante eingefaßt. Auch kommen dergleichen vor, die an den vier Ecken mit Quasten verziert sind; sie erscheinen immer neben dem Fächer in der Hand. Im achtzehnten Jahrhundert bemerkt man in den Modebildern das Taschentuch nur selten in der Hand der Damen, wohl aber erscheint es seit dem Jahre 1806 wiederum häufiger. Damals war es noch einfach, meist nur mit einem rothen schmalen Saume. Seit den zwanziger Jahren wird das Taschentuch mehr verziert, namentlich in den Ecken reich gestickt, bis es in den letzten Jahren zum höchsten Luxus durch die Anwendung von Spitzen entwickelt worden ist[39]).

Die Trachtenbücher des sechszehnten Jahrhunderts zeigen uns vornehme Damen, wie Bürgerfrauen, Bäuerinnen und Mägde, mit einer stattlichen Tasche aus Leder, Tuch oder anderem Stoffe, mit einem Bügelschloß und von sehr mannichfacher Gestalt. Diese Tasche wird an einer Schnur oder Kette an der linken Seite des

Kleides getragen und reicht meist bis über die Knie herab. Wohlhabende Frauen wendeten Geld und Mühe auf die Ausschmückung derselben mit Stickerei und edlem Metall. An einer anderen Schnur daneben hängen Messer und Schlüssel, namentlich bei den Bürgerfrauen. Diese Tasche trug verschiedene Namen: Sack, Säckel, Schubsack, Ficke, Wetschger, Räser, Schrap, Grep, Köke, Kupsack, Futsche, Malch, Molch; in Oberdeutschland hieß sie besonders Ledersack, Bieter oder Bietersack, auch Maleete. Im Laufe der Jahrhunderte nahm diese Tasche die mannichfaltigste Form an, sie wurde aus Seide, Tuch, Sammet, Leder, zum Ziehen gefertigt, in Seide und später mit Schmelz und Glasperlen gestickt oder daraus gestrickt; sie war netzförmig, réticule, gibecière. Man fertigte diese Taschen aus Korbgeflecht, Holzstäbchen, ja aus Metalldraht, aus Jacobsmuscheln, man gab ihnen die Form von Ballons, Cylindern, Kegeln, Ovalen, Vierecken, Flaschen, Füllhörnern, man schmückte sie in allen Farben und entwickelte sie zu zahllosen Formen, welche die Mode noch täglich verändert und vermehrt[40]).

Zum Frauenschmuck gehören noch die Uhren, die bereits an Ludwigs XIV. Hof stark von den Damen getragen wurden, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts auftretenden Lorgnetten, die unter Ludwig XIV. und im vorigen Jahrhundert, doch seltener, erscheinenden Spazierstöcke, namentlich aber die Wohlgerüche, mit

denen seit den ältesten Zeiten die Damen ihre Schränke, ihre Schmuckkästchen, ihre Kleider parfümirten. In der Weiberzierung des Alessio vom Jahre 1575 werden Wässer genannt, die mit Citronen, Pomeranzen, Rosen, Bisam, Violwurzel, Zibet, Ambra, Aloeholz, (Calambac aus Cochinchina), Lavendel, Näglein, Zimmet, gelbem Sandelholz, Quendel, Spicanarden, Myrten und Benzoe abgezogen oder versetzt sind, und welche die Damen theils selbst bereiteten, theils aus den Apotheken bezogen. Alessio nennt ferner Irispulver und cyprisches, aus Kuhdünger und Rosenwasser gemachtes Pulver; er giebt auch Anleitung zur Fertigung wohlriechender seidener Kissen, außer den Salben, Pomaden und Seifen.

Der Gebrauch dieser Parfüme hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und wird fortwährend durch Herbeiziehung neuer Stoffe und Formen vermehrt[41]).

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Kleidung der Frauen, die in der vorchristlichen Zeit, wo eben das Mittelmeer und das südliche Europa der vorzügliche Sitz der Cultur waren, sich wesentlich von der unterschied, welche das Klima um die Ufer des baltischen und deutschen Meeres nothwendig machte.

Die Tracht der Frauen des alten Aegyptens, Griechenlands und Italiens war bei Weitem einfacher als die der Frauen des nördlichen Europa. Die Frauen jener Länder hatten weder Mieder, noch Strümpfe, weder

eigentliche Röcke und Kleider, noch Hüte und Handschuhe.

Die Haut des Oberkörpers wurde durch ein ärmelloses, kurzes und leichtes Gewand bedeckt, über das ein ebenso der Aermel entbehrendes, langes, bis auf die Fersen reichendes Gewand aus dickerem Stoffe gezogen ward, das ein Gürtel um die Mitte des Leibes festhielt. Darüber trugen die Frauen einen bis auf die Hüften reichenden Ueberwurf, der, wie das lange Kleid, sehr weit und faltenreich war. Die Füße wurden durch Sandalen geschützt[42]). Der Kopf und die Hände waren nicht besonders bekleidet; Abänderungen in der Tracht fanden nur bei besonderen Anlässen statt, z. B. bei der Vermählung, wo die Braut mit dem Schleier geschmückt ward; auch hatten Priesterinnen eine besondere Tracht, die aber immer dem milden Klima angemessen war.

Im nördlichen Europa, nördlich der Alpen, erforderte das rauhere Klima eine dichtere Bekleidung, die allgemach immer mehr ausgebildet, immer zusammengesetzter wurde.

Die Tracht der Frauen des nördlichen Europas, wie sie auf den merovingischen und angelsächsischen Denkmalen erscheint, besteht in einem bis auf die Füße reichenden Kleide mit Aermeln, welche bis zu den Knöcheln der Hand herabgehen. Der Kopf ist mit einem Schleier verhüllt, der nur das Gesicht freiläßt.

Ums Jahr 1175 stellt sich die weltliche Frauenkleidung in dem handschriftlichen Werke der Herrad von Landsberg folgendergestalt dar. Die Frauen tragen ein eng anliegendes, mit langen, engen, bis an die Handwurzel reichenden Aermeln versehenes Gewand, das am Halse über das Oberkleid hervorragt. Es ist dies das Hemd, meist von weißer Farbe, öfter um die Handknöchel mit Borten besetzt. Weibliche Dienstboten tragen nur dieses Gewand, das dann begürtet ist. Das Oberkleid ist ebenfalls eng anschließend und drückt Brust und Taille aus; an einigen Figuren ist dasselbe an der Seite geschnürt. Es fällt vom Gürtel an weit bis auf die Füße, so daß nur die Spitzen derselben sichtbar bleiben; hinten verlängert es sich öfter zur Schleppe. Der Aermel desselben ist am Oberarm eng und wird vom Ellenbogen an sehr weit, so daß er oft bis an den Boden herabreicht. Es kommt ziemlich in allen Farben vor, ist von leichtem Stoff, auch zuweilen um Hals und Oberarm mit Borten besetzt.

Von der Fußbekleidung ist wenig sichtbar. Die zu Roß einher stolzirende Superbit trägt schwarze, weißgestrichelte Schnürstiefel mit langen Spitzen. Einige Frauen haben Handschuhe. Die Fürstinnen prangen in einem mit Pelzwerk von Hermelin gefütterten Mantel, andere Frauen führen einen weiten, einfachen Regenmantel mit Kapuze. Die Mädchen lassen das Haar offen in mehrern regelmäßigen Abtheilungen über den Rücken herabhängen;

eine eitle Dirne hat dasselbe in einzelne Zöpfe geflochten und mit feinem Zeuge umwunden.

Den Kopfputz der Frauen bildet ein großer, weißer Schleier, dessen Mitte etwas turbanartig, die Haare ganz verbergend, um den Scheitel gewunden ist und dessen Enden auf Rücken und Schultern herabfallen. Das Antlitz bleibt ganz frei. Oft sind auch die Enden des Schleiers weiter hinaufgeschlagen und ins obere Gewinde gezogen. Oft zeigt sich unter dem Schleier eine runde, farbige Mütze, die nur bei Stirn und Ohren hervorragt. Eine Magd hat oben auf den sonst offenen Haaren eine runde, oben flache Haube.

Im Wesentlichen ist dies auch die Tracht des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, die uns in den großen epischen Gedichten, wie in den Denkmalen öfter begegnet. In den Gedichten ist immer die Rede von dem weißen Hemd aus Seide, so im König Rothar, wie im Willehalm; darüber kam der wohlgeschnittene Rock aus buntem Sammet, mit spannenbreiter Leiste und gegürtet; darüber lag der Mantel, der lang bis auf die Füße herabwallte und meist mit Zobel oder Hermelin verziert war. Gleiche Tracht finden wir im Wigamur und Wigalois, wo der Rock von Pliate ist. Im Nibelungenlied (1461 ff.) werden die kostbaren Stoffe namhaft gemacht, aus denen die Kleider gefertigt waren, weiße Seide von Zazamanch, Marroch und Libian, Hermin und Pfellel. Im Parcival

finden wir grünen Sammet von Azagouc, azurblaue Brautlachen von Gent, mit Kappe nach französischer Sitte.

Auf dem Kopfe trugen die Damen theils Mützen, theils Kränze (Schapel), theils aber auch Hüte mit Pfauen- und anderen wehenden Federn.

Vom vierzehnten Jahrhundert an scheint die Mode schon wechselnder zu werden, wie wir z. B. aus der Limburger Chronik ersehen. Im Wesentlichen aber herrschten bei den höheren Ständen die langen, unten weiten, die Füße bedeckenden Kleider vor. Die Aermel wurden am Vorderarm so lang, daß sie den Boden berührten; die Taille trat schon entschieden vor, und die Form der Kleider näherte sich der noch üblichen Tracht. Der untere Theil der Frauenkleidung gewann bedeutend an Umfang und Weite. Die Taille war aber kurz. Der Kopfputz bestand in dem oft turbanartig umfangreichen Schleier.

Die Kleiderordnung von Bologna verbot im Jahre 1453 den Frauen alle Zeuge, in welche Gold- und Silberfäden eingewirkt waren, und Hermelin. Gestattet waren den Damen von altem Adel Kleider von carmoisin- und rosenrothem Sammet mit 16 Zoll langer Schleppe, Aermel und Leibchen von Seidenzeug. Die Bilder zu Lirer's schwäbischer Chronik vom Jahre 1486 zeigen uns Damen in Oberröcken mit geschlitzten Aermeln und von bedeutendem Umfang, hinten in einer Schleppe endigend; sie haben den Oberrock auf der einen Seite emporgehoben, um das

schöne Unterkleid sichtbar zu machen. Auf der Brust ist er ebenfalls offen, wie das auch in den Bildern zur Chronika der Sassen von 1492 der Fall ist, wo glatte, weite, lange Aermel neben kurzen, faltenreichen vorkommen, und wo der Kopf mit den vielgestalteten Hauben bedeckt ist.

Das sechszehnte Jahrhundert brachte die stark und dicht gefalteten Röcke und die an Brust und Rücken eng anschließende Tracht, die Brust, Schultern und Hals umhüllte, eine oft in zierliche Halskrausen endende Chemisette mit künstlicher Näherei und Stickerei, wie sich denn der Luxus immer mehr geltend machte. So verbot der Rath der Stadt Leipzig im Jahre 1550 den Weibern der Rathsherren, Doctoren, vornehmsten Bürger, der Tapfern und der Kaufleute Sammet, golden und silbern Stück und gestattete zu Röcken, Schauben und Unterkleidern nur Damaschken, Seidenatlas und Tobin.

In Weigel's und in Jodoc Aman's Trachtenbüchern[43]) sehen wir die Frauentracht ganz ausgebildet: die Dienstmagd erscheint barfuß, in Hembärmeln, Mieder, Rock und Schürze oder in einer Art Spenser; die Augsburger Magd kommt in Pantoffeln mit aufgeschürztem Oberrock, in der Jacke mit Puffärmeln und stattlicher Halskrause, den Handkorb am Arme, vom Markte; ähnlich, aber mit großer, barettartiger Mütze, tritt mit zierlich gefälteter Schürze ihre Frankfurter Collegin auf, ebenso die Kölnische Magd, die

zierliche Krausen um Hals und Handgelenke hat und ein niedliches Hütchen trägt.

Die in den genannten Trachtenbüchern dargestellten Bauerfrauen unterscheiden sich im Wesentlichen wenig von den unsrigen. Die fränkische Bauerfrau kehrt aus dem Weingarten mit dem Tragkorb auf dem Rücken zurück und hat ihre Weinbergshacke auf der Schulter; über dem mit Borten besetzten Unterrock trägt sie eine Schürze. Den Oberleib kleidet eine Jacke mit weiten Aermeln, den Hals umgiebt ein faltiger Kragen, den Kopf deckt eine Mütze, an den Füßen trägt sie Schuhe, die bis an die Knöchel reichen.

Die Bürgersfrau (Weigel, Nr. 20) tritt ähnlich einher, nur ist ihr Rock länger, so daß die Füße darunter verschwinden; sie hat darüber eine saubere weiße Schürze und einen knappen, vorn geschnürten Spenser mit eng anliegenden Aermeln, aus denen am Handgelenke zierliche Manchetten vortreten, und der an Hals und Schulter Pelzbesatz zeigt. Den Hals umgiebt eine Krause, auf dem Kopfe trägt sie ein Barett, unter welchem ein langer Zopf hervorragt, der auf dem Rücken ruht. Vom Gürtel geht an der rechten Seite eine Tasche mit Bügel herab. Jod. Aman's Augsburgische Bürgersfrau hat über ihrem, dem vorigen ähnlichen Kleide einen den Boden berührenden. vorn offenen, mit kurzen weiten Aermeln versehenen Rock in der Art der Burnusse gehängt. In der Linken trägt

sie ein Taschentuch, auf dem Kopfe eine Pelzmütze. Eine Frankfurter Frau in Spenser und Schürze hat einen Schleier auf dem Scheitel befestigt, der in feinen Längenfalten die ganze Rückseite der Figur umgiebt. Eine Frankfurterin erscheint in einer Schultern, Brust und Rücken umhüllenden Pelerine mit breiter Halskrause, einer Tracht, die auch die verheirathete Frankfurter Frau niedern Standes an sich hat. Eine Frau von Hall in Schwaben hat weite Oberärmel und darüber einen Spenser mit weiten, kurzen Aermeln, am Halse offen und mit Pelzkragen.

Eine vornehme Dame aus der Pfalz mit stattlichen Hand- und Halskrausen und einer fein gefälteten Schürze über dem Kleide mit reicher Stickerei trägt eine förmliche Contousche mit kurzen Bauschärmeln, die, vorn offen, reiche Ketten und Broschen auf der Brust sehen läßt. Eine vornehme belgische Dame hat sich in einen Schleier gehüllt, der, jedenfalls auf einen Reifen gespannt, oben auf dem Scheitel ruht und durch die entstehende Oeffnung Gesicht und Oberkörper wie in einem Rahmen oder en médaillon zeigt. Aehnliche Tracht hat eine venetianische Patricierfrau. Sie trägt einen weiten, faltigen Rock von leichtem Stoff, den sie mit der linken Hand aufgenommen, um das schwerstoffene Unterkleid zu zeigen. Die Aermel sind weit und reichen bis an die Handwurzel. Von der Taille erhebt sich hinter den Ellenbogen eine Art colossaler

Kragen, der auf das Feinste gefaltet und gesteift emporsteigt und so dem Oberkörper zum Hintergrunde wird.

Wir sehen ferner bei den vornehmen Damen von Augsburg, Sachsen, Nürnberg und Hessen förmliche lange, vorn offene Oberröcke mit langen Aermeln und bei den Damen von Oesterreich und Lothringen eine Art Kassawaika, während vornehme Nürnbergerinnen, Meißnerinnen und Frankfurterinnen kurze, faltige, vorn offene Mäntelchen tragen.

Zur Trauer hatten die Meißnischen Damen lange schwarze Mäntel ohne Aermel. Kopf und Hals waren in weiße Binden gehüllt, die nur für die Augen eine schmale Queröffnung ließen. So ist die Witwe des Kurfürsten Moritz hinter ihrem Gemahl an dessen Denkmale am botanischen Garten zu Dresden abgebildet.

Ich erwähnte schon, daß sich unter Karl V. die Schnürbrust einen Weg durch Frankreich gebahnt hatte, und wir sehen denn auch in Weigel's und Aman's lebensvollen Blättern deutliche Spuren der Anwendung derselben, wogegen von der Vertugada sich in Deutschland vor dem siebzehnten Jahrhundert keine Spur zeigt. Die Tracht, die im sechszehnten Jahrhundert sich ausgebildet, hielt sich ziemlich das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch mit geringen Abänderungen im Einzelnen; ja in den mittleren Ständen hat sie bis in dieses Jahrhundert sich behauptet. Ich theile in der Anmerkung die ausführliche Beschreibung

der Frauentracht mit, wie sie der Dichter Rachel gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts schildert[44]).

Zur Vollendung gebracht erscheint diese Tracht an den Höfen, namentlich von Wien und Paris. Die Damen tragen, wie wir aus den Modebildern ersehen, ein um die Brust und die bis an die Ellenbogen reichenden Aermel mit Spitzen besetztes Hemd, lange, bunte Strümpfe, einen aus schwerem Stoff gemachten, den Boden berührenden Unterrock und darüber zum Negligé einen vorn offenen Oberrock mit kurzen Aermeln nebst der über die Stirn hoch empor stehenden Haube. In solchem Costüm sehen wir in Trouvain's Modebildern die Damen von Ludwigs XIV. Hofe bei ihrem Lever und bei der Toilette.

Für die Staatstracht kommen das bis auf die Hüfte reichende Corset und die in eine lange Schleppe ausgehende Robe mit halblangen Aermeln dazu. Das Unterkleid zeigt einen breiten, reich gestickten Besatz, alle Theile des Anzugs sind überhaupt sehr reich mit Gold und Silber gestickt, die schweren Stoffe meist ponceau oder kornblumenblau oder von schönem Grasgrün. Nächst der reichen Metallstickerei erscheint an Brust, Aermeln und Kopf eine große Fülle von Spitzenschmuck. Der Hals wird frei getragen. Die Handschuhe reichen bis an die Ellenbogen und sind hier ebenfalls mit Spitzen besetzt. Der Muff erscheint öfter, allerdings in mäßiger Größe. An der

Brust, wie an den Schultern, sind Schleifen angebracht. Zu minder feierlicher Tracht erscheinen diese Damen auch in Pelerinen und einer Art Saloppe, im Hause mit einer Schürze, die zwei Taschen und reichen Spitzenbesatz hat, dann auch mit einem um den Hals geschlungenen Tuche, das wohl auch als Schleier Kopf, Hals, Rücken und Brust umschließt. Taschentuch, Fächer und Spazierstock fehlen nicht, ebenso wenig die Uhr am Gürtel. Die Schuhe reichen bis an die Knöchel, haben ebenfalls Stickerei und sehr hohe Absätze.

Machten diese Damen einen Spazierritt, so legten sie über die weiten Unterkleider einen Männeroberrock an und setzten eine Lockenperrücke und einen Männerhut mit Federn auf; um den Hals ward ein Halstuch nach Männerart mit schön gestickten Zipfeln gelegt. So erscheinen in den von Bonnart herausgegebenen Modebildern die Pfalzgräfin und Herzogin von Orleans Elisabeth Charlotte, die Herzogin von Chartres Franziska Marie von Bourbon, die auch den Degen führt, die Herzogin von Anguien, die Demoiselle von Chartres mit Reitgerte, und die Heroine Philis de la Tour du Pin la Charte, die Einzige, die nach Männerart auf dem Pferde sitzt.

Diese Trachten waren sehr kleidsam und in allen großen Städten Europas, mit localen Abänderungen in den Einzelheiten, angenommen. Die deutschen Frauen der Mittelstände, die auch zu Fuß auf die Straße gingen,

hatten bei üblem Wetter einen Regenmantel mit Kapuze angelegt, der die ganze Figur schützte[45]).

Diese kleidsamen Anzüge wurden, wie das einmal die Mode nicht anders thut, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erst etwas weiter ausgebildet, dann aber in der zweiten Hälfte bis auf das Aeußerste übertrieben. Die Vertugada war beseitigt, allein an ihre Stelle trat der Reifrock, den wir schon oben näher betrachtet haben, mit dem anderen Apparat von Culs de crin und den Poschen, wozu sich dann die entsetzlichen Kopfpuße gesellten, die wir ebenfalls schon kennen lernten. Der Reifrock nahm dergestalt an Umfang zu, daß es den Damen unmöglich wurde, eine Salonthüre zu passiren, wenn der untere Rand oder Saum kreisrund blieb. Man mußte daher nothgedrungen die Eiform dafür wählen, so daß eine Dame, von vorn oder hinten betrachtet, bei Weitem eine größere Fläche als in den Seitenansichten darbot. Die Damen mußten also eine Seitenwendung machen, wenn sie durch die geöffneten Flügelthüren schreiten wollten.

Im Jahre 1786, wo das Journal des Luxus und der Moden in Weimar zum ersten Male erschien, das uns bis zum Jahre 1836 ein treuer Wegweiser auf dem Gebiete der vielgestaltigen Mode ist, war der Reifrock bei Hofe, wie in den höheren städtischen Zirkeln noch in voller Geltung. Die tüchtig eingeschnürten Damen wuchsen mit wahrer Insektentaille aus dem bunten Seidengebirge

hervor, weshalb man sie denn auch mit einem umgestürzten Weinglase verglich. Der Vordertheil zeigte in breiter Fläche das Unterkleid, über das sich hinten die Robe und Schleppe in malerischen Falten herabsenkte. Hals, Busen und Vorderarm waren möglichst entblößt. Wir lernten die Klagen und Schmähungen kennen, welche diese Tracht hervorgerufen, wir bemerkten ferner, wie bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution das Wegwerfen alles dessen, was man für lästig, überflüssig und verbraucht hielt, auch in der Mode stattfand. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus.

Im Jahre 1792 entstand in England die griechische Tracht; la chemise grecque, das griechische Hemd, das dem gleichnamigen weiblichen Untergewand im Schnitte gleich, nur etwas länger und weiter ist, ward jedenfalls von einer langbeinigen Dame zuerst gebraucht, die dadurch ihren minder schönen Wuchs in ein vortheilhaftes Licht zu setzen versuchte. Andere lang gewachsene schlanke Damen ahmten das nach, wieder andere übersahen keineswegs, daß diese Tracht in jedem Falle ganz vorzüglich geeignet sei, die reichen Formen, womit die Natur sie begnadigt, zur Freude ihrer Mitmenschen zur besseren Anschauung zu bringen. Kurze corpulente Damen nahmen sich freilich, wie die Berichterstatter jener Tage bemerken, geradezu wie Pagoden und Zwerginnen aus, wenn sie den Gürtel hart unter Schultern und Busen anlegten,

andere dagegen, die sehr mager waren und lange Beine hatten, halfen durch die oben erwähnten Padds nach. In den Jahren 1794—1798 fand in dieser griechischen Tracht noch eine gewisse, das Gefühl für Schicklichkeit schonende Rücksicht statt. Freilich hieß es: die Frauen haben jetzt keine Taille mehr. Da das nun aber einmal Mode war, so kam man auch darüber hinweg; die Mode fand allgemeineren Eingang. Die Modebilder zeigen uns Damen mit offenem Busen und kurzen Aermeln; die Kleider erscheinen in allen Farben, sie endigen oft in eine kleine Schleppe. Unterkleider waren vorhanden, die dem griechischen Hemde zum Halt dienten.

Indessen glaubte man sich auf dem Wege des Fortschritts, und da man einmal Corset, Reifrock und die hohen Absätze der Schuhe weggeworfen hatte, so schien es nichts weniger als rathsam, dabei stehen zu bleiben. Namentlich entwickelten die Pariserinnen hier ein überaus energisches Verfahren. Die Mode forderte ein Opfer; da ward denn ums Jahr 1795 der wärmende wollene Unterrock auf den Altar der Mode gelegt, und an seine Stelle traten fleischfarbene Tricots; minder muthvolle Damen behielten nur dünne seidene Röckchen bei. Die Mehrzahl der Damen aber trug Beinkleider; allein schon im Jahre 1797 traten in Paris Damen auf, welche sogar diese und außerdem das letzte Unterkleid, welches sie noch übrig hatten, aufgaben und demnach ihren Körper

mit einem einzigen, jedoch überaus durchsichtigen Kleidungsstück bedeckten. Ja, es fanden sich Damen, die auch noch Schuhe und Strümpfe abwarfen, dafür aber ihre Zehen mit Ringen ausschmückten und die Fußsohle durch eine leichte Sandale vor Verletzungen schirmten. So erschien die berühmte Madame Tallien im Jahre 1797 auf dem Balle in der Opera in einer höchst einfachen Kleidung, die eigentlich nur aus Schmuck bestand, und die den Weg durch sämmtliche Modeblätter damaliger Zeit machte. Auf den Promenaden von Paris sah man im Jahre 1800 genug Damen, die ein einziges durchsichtiges Kleid ohne Aermel trugen, und gleiches Costüm trat in allen übrigen Hauptstädten von Europa auf. Die Aerzte opponirten sich dagegen, man begann zu capituliren, man rieth ernsthaft zu Anlegung einer wärmenden Kleidung[46]).

Bereits um's Jahr 1803 ließ diese Modeepidemie etwas nach, es stellten sich Kaftane, Halstücher, Shawls, Oberröcke ein, und war es auch noch im Jahre 1808 gewöhnlich, den Busen ganz offen zu tragen, so waren doch wenigstens die Achseln und die Schultern bekleidet. Die Rückkehr der Schnürbrust war die entscheidendste Schlacht gegen das griechische Costüm. Im Jahre 1813 ward die Tracht wiederum ehrbarer, und seitdem ist sie mehr in den Schranken des Schicklichen geblieben.

Seit dem Jahre 1806 stellte sich der vorn offene Oberrock mit langen Aermeln ein, der seitdem als



Morgen-, Winter-, Sommerrock, als Kaftan, Redingote, Douillette, Talar, Matin, Surtout, Carrick, Juste, Juife, Tunika, Toga, Capot, Mantel in Seide, Baum- und Schafwolle von allen Farben einen außerordentlichen Formenreichthum entwickelt hat und auf das Mannichfaltigste mit den Unterkleidern zusammengestellt wurde. Der kürzere Oberrock als Cassawaika, Burnus, Visite, der bloße Umhang als Pelerine, Mantille, dann das Halstuch, der Shawl, sowie die kleineren Fichus, Cannezus, endlich die Jacken und Spenser haben für die Haustracht am Morgen und Abend, für Promenaden, Reisen, für Kirchen- und Theaterbesuch, für Visiten, Kaffee- und Theezirkel, für Bälle, in Leid und Freud eine so reiche Fülle von Formen angenommen, daß wir einen auch nur in nähere Andeutungen eingehenden Bericht hier nicht aufnehmen dürfen.

Im Allgemeinen sei nur bemerkt, daß seit dem Wiedereintritt des Corsets die Taille allgemach wieder länger ward, daß das Kleid sich erst verkürzte und an unterem Umfange gewann, daß die Aermel in den ersten Jahren nach Herstellung der öffentlichen Ruhe eng und lang wurden, daß sie dann um 1825 sehr weit und schöpskeulenförmig sich gestalteten, bis sie wieder zusammenschwanden. Seit dem Jahre 1845 haben der Umfang und die Länge der unteren Hälfte der Frauenkleidung wieder fortwährend zugenommen, so daß erst Roßhaar und Reifröcke zu Hülfe

genommen wurden, um die ganze Pracht der Stoffe zu entfalten, bis man endlich so glücklich gewesen, dem Reifrock eine sichere Zukunft anzubahnen.

Bevor wir jedoch diesen Abschnitt verlassen, mögen noch einige Bemerkungen über die Frauentracht den bisherigen sich anschließen, zumal da es sehr schwer ist, bei derselben, sowie wir die auf das Nothwendige beschränkten Stände minder beachten, auszumitteln, was eigentlich an ihr bloßer Schmuck oder wirkliches Kleidungsstück sei.

Am sichersten können als eigentliche Kleidungsstücke diejenigen bezeichnet werden, die allen Ständen gemeinsam sind, d. h. diejenigen, welche unmittelbar auf der Haut anliegen. In den höheren Ständen werden aber auch diese doch wiederum wenigstens an den von der Mode sichtbar gemachten Theilen mit Schmuck in Verbindung gebracht; so sehen wir in den Modebildern der Hofdamen Ludwigs XIV. den Corsets und Aermeln überaus reichen Spitzenschmuck entquellen, der an der Hand fest gemacht ist. Aehnlicher Art waren die Stößli oder Anstößli der Frauen von Zürich und Schaffhausen (Stalder, schweiz. Idiotikon. II. 402). Im achtzehnten Jahrhundert wurden derartige Arm- und Handschmucke, ganz wie jetzt die losen Spitzenärmel unserer Damen, selbstständig getragen, so die Lobben, Quadder, Monen und Handpanetten der

Bremerinnen und die Engageanten der vornehmen Damen des vorigen Jahrhunderts.

Zum Schutze der Hand diente schon im siebzehnten Jahrhundert der Muff, der etwa zwölf Zoll lang und meist aus feinem Pelzwerke von dunkler Farbe und mit gefranzten Schleifen verziert war. Er erhielt sich bis zur Zeit, wo die griechische Nacktheit herrschend wurde, und man fertigte größere und kleinere Muffe aus Angoraziegen-, Bär-, Wolf- und anderem Fell, sowie aus Federn. Nach einer Pause von fast zwanzig Jahren erscheint der Muff um's Jahr 1813 auf's Neue auf dem Gebiete der Mode und hat seitdem sich immer mehr in Gunst gesetzt[47]).

Strümpfe und Schuhe gehören im nördlichen Europa zu den unentbehrlichen Kleidungsstücken. Die alten Griechen und Italiener kannten dieselben so wenig, als die alten Aegypter und die Kleinasiaten und Syrer, die nur die Sandale aus leichtem Stoff zum Schutze der Fußsohle hatten. Die langen Kleider der fränkischen und angelsächsischen Zeiten verhüllen uns die Füße der abgebildeten Frauen. In dem Lustgarten der Herrad von Landsberg und anderen Denkmalen (z. B. den Monumenta boica. VII. 4) bemerken wir eine Art eng anliegender Halbstiefel, die gestickt zu sein scheinen. Daß die Damen Strümpfe trugen, erhellt unter Anderem aus den Statuten der geistlichen Orden; so war den Benedictinernonnen

von Langendorf bei Weißenfels geboten, daß alle, die da schlafen, nicht weniger angethan seien, denn mit einem Rock und Hosen (d. h. Strümpfen) unter dem habitu regulari; auch wird angeordnet, daß diese zur Winterzeit aus Wolle bestehen sollen. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen die seidenen Strümpfe auf, die bereits der lustige Brantome (les vies de Dames galantes I. 368) kennt, und die man in weißer und bunter Farbe besonders aus Florenz bezog. Brantome bemerkt, daß man sie entweder mit einer schönen Jarretière oder mit Nadeln am Beine befestigt habe[48]).

In den Modebildern Trouvain's sehen wir die Damen in langen grünen Strümpfen mit schönen Zwickeln, die oft mit Gold oder in Rosafarbe gestickt waren. In einem Dresdner Auctionskatalog vom Jahre 1722 kommen grünseidene Frauenzimmerstrümpfe mit goldenen Zwickeln vor. Nächst den seidenen trugen die Damen deren aber auch von Zwirn und von Tuch, und zwar meist farbige. Bei den Bäuerinnen des vorigen Jahrhunderts bemerkt man vorzugsweise gefärbte Strümpfe, namentlich bei den Frauen der Oberlausitz rothe, die noch jetzt von den Frauen in Böhmen, Baden, Mecklenburg, Zürich, St. Gallen, Graubünden, Schaffhausen, sowie im österreichischen Oberschlesien getragen werden. Im Allgemeinen waren die Frauenstrümpfe kürzer als die der Männer, und daher sagte ein plattdeutsches Sprüchwort: „'t sind hochbenig

Tiden, saed de oll Fru un bünen sich de strümp över den Knee to."

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen die europäischen Frauen der höheren Stände vornehmlich weiße Strümpfe, die sich denn auch erhalten haben. Allerdings hatte man im Jahre 1790 zu feiner Toilette auch himmelblaue wollene Strümpfe und im Jahre 1803 rosaseidene, die sich eine Zeit lang in Gunst erhielten. Im Jahre 1797, zur Zeit der griechischen Mode, hatte man Strümpfe, in welche Sandalen und ihre Bänder farbig eingenäht waren, und 1811 war der untere Theil dunkler, um die Halbstiefel nachzuahmen[49]).

Die zur Befestigung der Strümpfe angewendeten Bänder und Kniegürtel wurden aus Leder, Baumwolle, Linnen, Seide gefertigt und mannichfach wattirt, gestickt, gefüttert, eingefaßt, mit metallenem Schloß versehen, aus Draht und elastischen Stoffen gefertigt. Im Jahre 1722 trugen die Damen buntseidene Strumpfbänder.

Die Strumpfbänder spielen in den Romanen, Liebesgeschichten und Liebesspielen eine nicht unbedeutende Rolle, ja sie sind nicht ohne eine historische Celebrität. Am 23. April 1350 verlor auf einem Ball am englischen Hofe die schöne Gräfin Salisbury ihr linkes Strumpfband. König Eduard III. nahm es vom Boden und hob dabei das Kleid der Gräfin, sprach aber, um allen Spott zu

beseitigen: „honny soit qui mal y pense". Dies gab Anlaß zur Stiftung des Hosenbandordens. Das Strumpfband wurde in den Pfänderspielen, die noch in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Deutschland Sitte waren, oft genommen und wieder gegeben, und wir haben in Hoffmannswaldau's Gedichten (I. 23) eine Reihe gar niedlicher Verse diesem Spiele zu verdanken.

Beinkleider sind im Orient wesentlicher Bestandtheil der Frauentracht; sie sind es auch in der Polarzone, aus welcher die Männertracht des mittelalterlichen Europa herzuleiten ist. Die Frauentracht mit den langen Gewändern machte die Beinkleider überflüssig; wenigstens wird es um das Jahr 1522 gerügt, daß die Frauen Männertracht nachahmen und, wie diese, Beinkleider unter den Röcken tragen. In Frankreich scheint diese Tracht weniger Anstoß gegeben zu haben; wenigstens erzählt Brantome, daß die vornehmen Damen seiner Zeit Beinkleider von Gold, Silber und anderen kostbaren Stoffen für gewöhnlich trugen, und der Dichter Regnier schildert uns in der Geschichte des weißseidenen Kleides auch die Periode, in welcher dieses unter anderem auch zum Damenbeinkleid umgestaltet wurde. Es geht nächstdem aus mehreren Schriftstellern hervor, daß die französischen Damen des siebzehnten Jahrhunderts allgemein Beinkleider trugen, die in Deutschland höchstens zur Winterzeit angelegt wurden[50]).

Als nun im Jahre 1793 der gewaltsame Umsturz

der Mode eintrat, wurde das Beinkleid eine Nothwendigkeit. Man fertigte dasselbe aus fleischfarbenem Tricot. Im Jahre 1802 machten Damen den Versuch, die griechische Tracht durch die orientalische zu verdrängen; sie legten Beinkleider von weißem Atlas oder Silbermousselin an und trugen darüber einen Rock von Silbergaze, der auf der einen Seite festonartig aufgezogen war. Sie vermochten aber nicht durchzudringen. Die griechische Tracht verschwand, das Beinkleid blieb, namentlich als das einengende Kleid im Jahre 1822 der Blouse weichen mußte, und seitdem ist es, besonders für die Bekleidung der jungen Damen, ziemlich allgemein geworden[51]). Der Versuch, den ums Jahr 1850 die emancipirte Miß Bloomer machte, außer den Beinkleidern auch die übrigen Manneskleider den Damen zuzuwenden, scheiterte freilich vollständig.

Die Fußbekleidung der europäischen Frauen besteht in dem Schuh aus Leder oder Gewebe; bei den Landleuten, sowie bei den Frauen der niederen Stände, umfaßt derselbe den ganzen Fuß bis zum Knöchel, ist auch mit derben Ledersohlen versehen. Der massivste aller Frauenschuhe ist ohnstreitig der, welchen die Frauen und Mädchen Dalekarliens tragen. Die Ledersohle ist zollstark und gerade in der Mitte derselben ein anderthalb Zoll langer Absatz angebracht, die ganze Unterfläche aber mit dicken Nägeln beschlagen (Nr. 4673 meiner Sammlung).

Brantome bemerkt sehr richtig, daß ein Frauenfuß

ohne Strümpfe sich nicht gut in einem Schuh ausnehme, ebenso wie ein bekleideter, der in einem groben, plumpen Schuh stecke. Zu seiner Zeit trugen die Damen niedliche Schuhe, Patins, aus weißer Seide, vorn viereckig. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kamen die anderthalb Zoll hohen Absätze, die Steckelschuhe, in Gunst, die sich über ein Jahrhundert lang erhielten. Die Hofdamen Ludwigs XIV. hatten Schuhe, die bis an die Knöchel heraufreichten und aus Leder bestanden. Im Jahre 1786 trugen die Damen Steckelschuhe von rosafarbenem und weißem Atlas, mit Bandrosetten von der Modefarbe des Kleides; bis dahin hatte man die Schuhe mit Schnallen befestigt. Damals nähete man zur Verzierung Steinschnallen auf.

Diese hohen Schuhe erregten schon früh den Spott und bereits im Jahre 1710 sang Amaranthes:

Der hohen Schuhe Pracht muß euren Staat erhöhen,
den euch der Moden Lauf, ihr Kinder, ausgedacht;
drum wundre man sich nicht, wenn man mit aller Macht
bei euch die Liebe sieht auf lauter Stelzen gehen.

Dennoch hielten sich diese Schuhe. Erst im Jahre 1786 erhoben sich gewichtige Stimmen gegen diese wunderliche Mode und schlugen zweckmäßigere Fußbekleidung vor. In England fing man zuerst an, in höheren Kreisen die hohen Absätze aufzugeben und platte Sohlen zu tragen. Man hob den Vortheil hervor, daß in den naturgemäßen Schuhen

die Damen sich ohne Fatigue mehr gesunde Bewegung machen können, nicht bei der geringsten Feuchtigkeit des Bodens nasse Füße und Schnupfen bekommen, auch nicht mehr mit ihren spitzigen Absätzen zwischen den Pflastersteinen stecken bleiben, fallen oder die Füße vertreten. So kam denn der platte Schuh ohne Absatz in die Mode, und er hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obschon er Form und Farbe gar oft wechseln mußte; bald wurde er geschnallt, bald gebunden, bald mit Bändern oberhalb der Knöchel befestigt, bald war der Rand hoch, bald weit ausgeschnitten, bald der Vordertheil spitzig, bald abgerundet, bald eckig. Im Jahre 1805 sind Weiß, Lila, Rosa, im Jahre 1806 Roth, Grün, Gelb, Blau, Weiß, Violett, Carrirt die herrschenden Farben des ohne alle Bänder am Fuße sitzenden Schuhes, 1807 und in den folgenden Jahren erhalten sich die bunten Farben in Gunst, und darunter erscheinen ziemlich brennende, wie Zinnoberroth, Orange, Grasgrün. Schwarze Schuhe zur Festtracht treten erst im Jahre 1812 auf; 1813 kommen Pelzschuhe in die Mode; seit 1816 werden schwarze Schuhe vorherrschend, denen zur hohen Toilette seitdem die weißen zur Seite stehen, während die bunten nur zur Haustracht verwendet werden.

Halbstiefeln tragen die Damen erst seit dem Jahre 1811; sie wurden seit 1813 allgemeiner, gleichzeitig auch die Gamaschen.

Der Pantoffel, das Symbol der Frauenherrschaft, findet sich bei Landleuten und Dienenden schon im 16. Jahrhundert.

Der Handschuh, ein Erzeugniß der Polarzone, erscheint zum Schutze der Hand gegen Dornen allerdings bereits in der Odyssee; als Kleidungsstück scheint er, wie der Name guancio, gant andeutet, erst durch die Germanen in den Kreis europäischer Trachten eingeführt worden zu sein. Er gehörte zum vollständigen Costüm der höheren Geistlichkeit, wie zur Ausrüstung der Ritter. Den Nonnen war der Gebrauch der Handschuhe untersagt. In Italien trugen junge Herren und Damen bereits im Jahre 1488 graue Handschuhe, die einen Theil des Vorderarmes bedeckten. Im Jahre 1577 war der Gebrauch derselben unter den mittleren und höheren Ständen Europas allgemein. Sie waren, da man damals durchaus lange Aermel trug, kurz. In Weigel's Trachtenbuch erscheinen mit gelben Handschuhen die Mädchen und Frauen von Augsburg, Meißen, Schweden, Brabant, Frankreich, England, Ferrara, Mailand, Padua, Bologna, mit grünen und rothen die Französinnen und die Damen von Venedig, mit braunen die von Pisa, Florenz und Genua, mit braungelben und goldrandigen die vornehmen Frauen von Köln. Die Leipziger Kleiderordnung vom Jahre 1625 verbot die mit Gold gestickten und mit Perlen besetzten Handschuhe. In Trouvain's Costümblättern vom Jahre

1688 sehen wir an den bis an die Ellenbogen entblößten Armen der Damen halblange Handschuhe, die zum Theil gestickt, von weißer Farbe und wohl meist von Seide sind. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erscheinen die Handschuhe in bunten Farben, Rosa, Hellblau, Hellgrün, Gelb, aus Nankin, Leder, Manchester; auch kommen bereits um 1690 Handschuhe ohne Finger vor, die die Damen zu ihren Arbeiten trugen[52]).

Mit dem Eintritt der griechischen Tracht und der kürzer werdenden Aermel nimmt die Länge der Handschuhe der Damen zu. Im Jahre 1796 hatte man in Berlin lange Handschuhe, und diese verbargen unter ihrer Oberfläche falsche Armwülste und falsche Ellenbogen, um die von der Natur versagte nöthige Rundung durch die Kunst zu ersetzen (Journal d. Luxus u. d. Moden S. 484). Man machte Handschuhe aus mattem und glasirtem Leder, aus Nankin, Batist, Manchester; man strickte deren aus Seide, klarem Zwirn, Baumwolle; man wirkte sie aus gleichen Stoffen mit und ohne Finger. Die langen Handschuhe lagen bald eng an, bald warfen sie Falten. Im Jahre 1805 kommen weiße, nur den Vorderarm deckende Handschuhe vor, 1807 meist lange von bräunlicher, grünlicher, weißer, brauner Farbe, 1808 sehen wir auch orangefarbene, lange und weiße, halblange und kurze; grüne und gelbe finden wir 1809, grüne, rothe und graue im folgenden Jahre. Mit dem Wiedereintritt der langen Aermel werden

die kurzen Handschuhe vorherrschend und für die feine Toilette die hellen Farben, Weiß und Gelb, für den gewöhnlichen Gebrauch die dänischen braunen und die Tyroler Handschuhe aus Gemsenleder. Seit dem Jahre 1819 verschwanden die ganzen, auch den Oberarm bedeckenden Handschuhe fast ganz. Damals trugen die Damen das Armband über den Handschuhen; auch hatte man seitdem Handschuhe, in denen mit dunkler Farbe ein Armband eingewirkt war.

Im Jahre 1801 verkaufte man Handschuhe, die so dünn waren, daß man sie in eine Nußschale einschließen konnte, und 1814 machte man in Rom ähnliche aus Hühnerleder[53]).

Tracht und Schmuck der Frauen hat zu allen Zeiten und in allen Theilen der Erde dazu gedient, Rang und Stand der Träger zu bezeichnen. Dies ist auch beim weiblichen Geschlechte der Fall. Die Tracht der Bäuerinnen und Dienstboten unterscheidet sich stets von der der Städterinnen und Dienstherrinnen. Ja, die der Dienerinnen ist, wie diese selbst, gegliedert, wie denn die Köchin, die Amme, das Stubenmädchen und die Kammerjungfer eine jede ihre Eigenthümlichkeit auch im Kleide ausdrückt, durch Farbe, durch Schmuck, durch besondere Kleidungstheile, wie Schürze, Mantel, Haube. In den alten Reichsstädten hielt man sehr darauf, daß ein jeder Stand sich durch Schmuck und Kleidung abzeichne und namentlich

die geringeren Stände sich nicht die Abzeichen der höheren aneigneten, und die zahlreichen, oft wiederholten Kleiderordnungen geben ein deutliches Zeugniß davon; mit dem Eintritt der Umwandlung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse hörte auch dies auf. Die Kleiderordnung ist nur noch in der Kirche, im Staats-, Hof- und Kriegsdienst geltend geblieben. Frauen tragen nur, wenn sie im öffentlichen Dienste sind, wie in Krankenanstalten, bestimmte Tracht. Im geselligen Leben bestimmen lediglich Mode und Vermögen die Farbe und Form der Kleidung. Für Bräute ist die weiße, für Trauerfälle die schwarze Farbe ziemlich allgemein als geeignet angenommen.

Wir treffen, doch kaum vor dem sechszehnten Jahrhundert, bei den Frauen zuweilen die Laune, sich in männliche Tracht zu hüllen oder wenigstens einzelne Theile derselben sich anzueignen. In Deutschland finden wir Zeugnisse aus den Jahren 1522, 1689 und 1725[54]).

Den Damen, die zu Pferde stiegen, gestattete man den männlichen Oberrock und Hut schon am Hofe Ludwigs XIV. Auch in neuerer Zeit tragen die Reiterinnen den Mannshut, doch selten ohne Schleier, Cravatte, Weste und langes Kleid, dessen Obertheil nach männlichem Schnitt gefertigt ist; so sehen wir Damen auch in den Modeblättern der Jahre 1786 u. ff. Auch für Reisen finden wir in dem Jahre 1790 die Damentracht der männlichen nachgebildet. Im Jahre 1777 treten Damen mit

Frisuren à la Minerva auf, d. h. mit einem aus Locken und Federn gebildeten Helm; in den Zeiten der napoleonischen Kriege legten die Damen die Freude an den Uniformen durch Nachahmung derselben ganz offen an den Tag; sie erschienen 1807 in einer Art militärischen Oberrocks und einem helmartigen Hut. Im Jahre 1813 besetzte man, die Husarenpelze nachahmend, die Spenser mit Schnüren, und aus England kam eine Art Kriegstracht für Frauen herüber, die großen Anklang fand. Schon früher hatten die Damen die Mützen der Husaren und Uhlanen, 1814 die aufgeschlagenen Hüte der österreichischen Jäger und sächsischen Banner nachgeahmt. In neuerer Zeit haben die Damen den alleinigen Besitz der Cravatte, der Weste, des Paletot und Burnus den Männern streitig gemacht. Es geschah dies mit mehr Glück, als dem Bloomer'schen Bestreben, sich in dem vollständigen Besitze der Pantalons zu behaupten, zu Theil ward.

Kleiderordnungen, Aufwandsgesetze, Luxussteuern, Strafpredigten, wohlmeinende, mit Vernunftgründen und medicinischen Gutachten geharnischte Ermahnungen, ja Armuth und Mangel sind nicht im Stande gewesen, auf Schnitt, Farbe und Kostbarkeit der einmal von der Mode aufgestellten Forderungen einzuwirken. Der Luxus stieg mit den Jahrhunderten und ist noch nicht im Abnehmen[55].

Wir betrachten nun die **Frau in der Familie** und beginnen mit dem ersten Eintritt derselben in die Welt. In dem chinesischen Reiche gilt die Geburt eines Mädchens für kein sonderlich beachtenswerthes Familienereigniß; ja, unter den Frauen der Südsee ist es nichts Seltenes, daß das neugeborene Mädchen gar nicht am Leben gelassen wird. Die Geburt eines Sohnes dagegen wird im Orient allgemein als eine höchst wichtige und freudige Begebenheit gefeiert. Man stellt Feste an, man ladet die Freunde dazu ein.

Die europäischen Völker sind minder ungalant gegen das weibliche Geschlecht, wenn auch im Allgemeinen die Geburt eines Sohnes größere Freude erregt als die einer Tochter, und wenn auch der Vater, den seine Gattin lediglich mit Mädchen beschenkt, weniger Befriedigung empfindet als der, dem auch Söhne zu Theil geworden.

Die Mädchen entwickeln sich in der Regel körperlich wie geistig rascher als die Knaben; sie sind mittheilender, zärtlicher und schelmischer in ihrem Betragen gegen die Ihrigen, sie fassen schärfer und schneller auf als die Knaben, ihre Fröhlichkeit wie ihr Schmerz ist gemäßigter, sie halten sich sauberer, netter und reinlicher als ihre Brüder, sie schmücken und putzen sich und verstehen es schon früh, aus Blättern, Blumen, Bändern sich Kränze und Sträußer zu machen. Sie lernen früher ihre Händchen zur Herstellung niedlicher Arbeiten gebrauchen, und sie

verstehen bei Weitem früher die Sprache zu handhaben und die überlieferten Redensarten mit Geschick anzuwenden. Mädchen von vier bis fünf Jahren geben bereits geschickte Botschafterinnen ab, gehen der Mutter in häuslichen Geschäften zur Hand und machen sich früh nützlich, während die Thätigkeit der Knaben mehr zerstörender und schadenbringender Natur ist. So kommt es denn, daß das Mädchen gar bald der Liebling der Familie wird und vornehmlich an dem Vater den erklärten Beschützer hat.

Im alten Griechenland erwuchsen die Mädchen im Hause unter den Augen der Mutter. In Sparta dagegen nahmen sie Theil an der öffentlichen Erziehung, welche die Knaben genossen; die Uebelstände, die daraus erwuchsen, wozu namentlich der nachtheilige, zweideutige Ruf der spartanischen Mädchen gehörte, hat Bayle (Artikel Lykurg) zusammengestellt. Die römischen Mädchen wurden im Wesentlichen im Hause gebildet, mit Ausnahme der zum Tempeldienst bestimmten, die den Vestalischen Jungfrauen übergeben wurden. Doch besuchten sie auch die Schulen.

Während des Mittelalters blieb die Jungfrau bei der Mutter, von der sie Unterricht in Allem erhielt, was ihr zu wissen nothwendig war. In Karls des Großen Aachner Capitular vom Jahre 789, welches die Anlegung von Schulen verordnet, ist nur von Knaben die Rede. Doch finden wir schon im Jahre 1270 in Mainz, 1362 in Speier und 1465 in Ueberlingen einzelne Mädchenschulen.

Im Jahre 1362 miethete die Lehrfrau Elle für sich und ihre Schule ein Haus in Speier von dem Convent in Schönau[56]).

Doch scheinen dies nur einzeln stehende Erscheinungen gewesen zu sein. In den Frauenklöstern wurden nur solche Mädchen im Lesen und Schreiben unterrichtet, die später als Nonnen eintreten wollten. In Städten gingen auch Mädchen in die vorhandenen Knabenschulen.

Mit der Reformation trat im nördlichen Deutschland eine Aenderung ein. Es ist ein Brief Luther's vorhanden, der im Jahre 1527 an die Ehrbare und Tugendsame Jungfrau Else von Kanitz, itzt zu der Eiche, seiner Lieben in Christo Freundin, gerichtet ist und sie einladet, zu ihm zu kommen und gegen Tisch und Wohnung junge Mädchen zu lehren (Luther's Briefe von de Wette. III. 171).

Jahres vorher, 1526, waren zwei Nonnen aus dem Kloster zu Weida, Barbara, Balthasar Förster's, des Schützenmeisters, Tochter, und Magdalena, von Leipzig nach Zwickau gekommen. Sie errichteten eine Mädchenschule, Magdalena starb 1558 und Barbara 1574; die Schule hatte aber ihren Fortgang bis zum Jahre 1656.

Bei der im Jahre 1533 begonnenen Schulreform der Stadt Eßlingen beschloß man, die Mädchen von den Knaben zu trennen, und im Jahre 1538 ward eine eigene Mädchenschule mit einer besonderen Schullehrerin im Findelhaus eingerichtet; 1560 wurde noch eine zweite

Mädchenschule hergestellt, die sich jedoch nur bis zum Jahre 1584 erhalten konnte. In der Mädchenschule lehrte bis zum Jahre 1728 eine Schulfrau; seitdem aber ward ein Schullehrer angestellt. Diese Schule wurde 1786 neu gebaut. In Augsburg wurden erst im Jahre 1539 die Mädchen von den Knaben in den Schulen getrennt, und vom Rathe wurden für jedes Geschlecht besondere Schulmeister angestellt[57]).

In Sachsen, der Wiege der Reformation, wurde viel Aufmerksamkeit auf Einrichtung von Schulen gewendet und nach dem Tode des Herzogs Georg auch in dessen Landestheil damit begonnen. So war in Oschatz vor dem Jahre 1539 keine besondere Schulanstalt für Mädchen vorhanden. Als aber Herzog Heinrichs Räthe das erste Mal in der Stadt erschienen, um die Reformation einzuführen, so ging eine ihrer ersten Sorgen auf die Errichtung einer solchen Anstalt. Sie verlangten, daß unter den zehn anzustellenden Kirchen- und Schuldienern auch eine Weibsperson zu Errichtung einer Jungfrauenschule sein solle. Die Schule ward sofort gegründet und einer Schulmeisterin übergeben; im Jahre 1555 wurde bei der Generalvisitation diese Schule dem Kirchner übergeben, ihm 1577 eine neue Wohnung gebaut und eine Mädchenschulstube darin eingerichtet. Im Jahre 1565 war bereits die Torgauer Jungfrauen-Schulordnung eingeführt worden.

Nach der Einführung der Reformation wurde auch in Freiberg das Jungfrauenkloster aufgehoben, wobei es allerdings etwas rasch herging und von Jedermann fleißig zugegriffen wurde, bis Herzog Moritz Rechenschaft von den verschleuderten Klostergütern forderte. Im Jahre 1546 wurden die Nonnen von Freiberg pensionirt, und man machte einen Anfang mit einer Mädchenschule. Das Kloster sollte nur mit solchen Personen beladen werden, die zur Mägdlein-Schulzucht gehörten.

Auf dem Landtage von 1555 genehmigte Kurfürst August auf Ansuchen der Ritterschaft und Städte, daß im Lande drei Jungfrauenschulen, eine zu Freiberg, die zweite zu Mühlberg und die dritte zu Salza in Thüringen, gewissermaßen als Parallele zu den vom Kurfürst Moritz errichteten Fürstenschulen, gestiftet werden sollten. In jeder der beiden ersten sollten, mit Einschluß der noch darinnen befindlichen alten Ordenspersonen, vierzig Mädchen, in Salza aber nur dreißig unterhalten werden.

Vorsteherin in Freiberg war Ursula von Schönberg; sie starb 1556, und an ihre Stelle trat Katharina von Schönberg, die im Jahre 1580 starb. Die Ritterschaft nahm diese Jungfrauenschule in besondere Obacht; sie verlangte in den auf dem Landtage von Torgau im Jahre 1576 übergebenen Landesgebrechen, daß die Jungfrauenschule zu Freiberg wieder tauglichen Personen, die vermöge ihres Alters und ihrer Geschicklichkeit zur Jugend-

erziehung sich eignen, übergeben und ihr ein Verständiger von Adel als Inspector vorgesetzt werde. Der Kurfürst erklärte sich damit einverstanden und ernannte zu dieser Stelle den Caspar von Schönberg. Trotzdem ging die Anstalt bald darauf ganz ein, wurde auch nicht wieder hergestellt, obschon im Jahre 1580 Ritterschaft und Städte darauf antrugen. Der Kurfürst erklärte, daß die ursprünglich dazu ausgeworfenen Mittel zu anderen milden Zwecken bereits verwendet wären[58]).

Indessen war nun einmal der Sinn für die Errichtung von Mädchenschulen erweckt, und so hatte denn die Sache auch glücklichen Fortgang. Schon im Jahre 1550 hatte die Gattin des Berg- und Schulmeisters Ziesler Mädchenschule in Eibenstock gehalten und dieses bis zum Jahre 1599 fortgeführt, wo sie im Walde vom Tode überrascht wurde. Nun übernahm der Schulmeister Leucker mit seiner Frau Sabina bis 1609 die Mädchenschule. Im Jahre 1648 starb die Wittwe des Berg- und Gerichtsschreibers Werner, Namens Magdalena, als Mägdlein-Schulmeisterin, und ihre Tochter, Jungfrau Regina, wurde ihre Nachfolgerin. Im Jahre 1666 hielt eine Frau Schule, die kaum lesen und gar nicht schreiben konnte. — Aehnliches fand in Koldiz statt, wo 1555 Wolfgang Brückner als ein Mädchenschulmeister eingesetzt wurde, und nach dessen Tode seine Wittwe seine Stelle einnahm; ihr folgten J. Müller und dessen Wittwe. Im Jahre 1599 hielt die Cantorsfrau nach ihres

Mannes Tode mit ihren drei Töchtern Schule. Von 1615—1679 war ihre Tochter, eine Riemerswittwe, Schulmeisterin. Von da an waren nur Männer Mädchenschullehrer. Auch in Leisnig finden wir 1557 und von 1579 bis 1687 Jungfrauen, Ehefrauen und Wittwen als Mädchenschulmeisterinnen. In Roßwein besorgten der Organist und Tertius die Mädchenschule, die 1687 zwei geschickten Bürgern übergeben wurde. Viele Eltern ließen jedoch ihre Töchter zu Hause unterrichten. In Leipzig wurden 1539 Mädchenschulen eingerichtet, worinnen die Kinder beten, singen, schreiben, lesen, nähen und „sonsten feine erbare Geberden und zierliche Sitten" von ihren Schulmeisterinnen lernten[50]).

Im Jahre 1575 erschien: Jungfraw Schulordenung zu Torgaw. Ein herrlichschön Buch, Darinnen der gantze Catechismus in Fragstücke für die gemeine Jugendt, gantz ordentlich nach dem Text und Inhalt der Heiligen Schrifft ausgelegt, vn Gesprechsweise (gleich einer Comedien zu handeln) verfasset, desgleichen vor nicht in Druck ausgangen. Sehr nützlich in allen Jungfrawschulen, vnd sonst Jedermenniglichen zu gebrauchen. Durch den Erbare vnd wolgelarten Johannem Jhan, Weylandt Jungfraw Schulmeister daselbst. Nach seinem Tödtlichen abgang aber im Druck verfertiget, Durch Jacobum Grolandum, deutschen Schreib vnd Rechenmeister jetzt zu Pirn. Anno 1565 (Gedruckt zu Leipzig.)

Nach dem dreißigjährigen Kriege scheint das Mädchenschulwesen in Verfall gekommen zu sein. Die Mädchen waren wenigstens für den Elementarunterricht mit den Knaben zusammen. Die höheren Stände, namentlich der Landadel, hielten ihren Kindern Informatoren oder Hauslehrer.

In Dresden errichtete der Stadtrath im Jahre 1708 auf's Neue eine besondere Mädchenschule, die am 15. April eröffnet wurde.

Im Jahre 1746 gründete die Kurfürstin Marie Josephe von Sachsen, Königin von Polen, das nach ihr genannte Josephinenstift in Dresden, worin arme katholische Mädchen bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre Kost, Kleidung und Unterricht erhalten, und an welches sich 1766 ein von Frau von Burkersrode gegründetes Fräuleinstift anschloß, in welchem zehn adelige Mädchen katholischer Religion ebenfalls bis in ihr achtzehntes Jahr Lebensunterhalt und Ausbildung erhalten. Diese Anstalt hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Ein ähnliches Institut war die Erziehungsanstalt für arme Offizierstöchter, welche Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1752 in dem Lustschloß Ebersdorf an der Donau errichtete, die jedoch 1770 in ein Armenhaus verwandelt wurde.

Während nun in den protestantischen Ländern Mädchenschulen in den Städten errichtet wurden, blieb der

Unterricht und die Erziehung der Jungfrauen in den katholischen Landen keineswegs zurück. Im Jahre 1537 gründete die heilige Angela Merici von Brescia den Orden der Ursulerinnen zur Krankenpflege, Armenunterstützung und zum Unterricht armer Mädchen in Elementarkenntnissen, Religion und weiblichen Arbeiten. Angela stammte von unbemittelten Eltern, sie wallte nach Jerusalem, erblindete aber auf der Reise in Venedig; nichts desto weniger setzte sie die Reise fort, gelangte nach Jerusalem und erhielt auf der Heimreise in Venedig ihr Augenlicht an demselben Orte wieder, wo sie dasselbe verloren. Sie vereinigte nun für die angegebenen Zwecke 76 Jungfrauen. Sie starb am 21. März 1540. Papst Pius III. bestätigte 1544 die von Angela entworfene Regel. Der Orden fand bald überall Anerkennung, und es entstanden viele Ordenshäuser in Deutschland, Frankreich und America. Er hat gegenwärtig Häuser in Erfurt, Ritzingen, Duderstadt, Breslau, Brünn, Brescia, Görz, Gräz, Großwardein, Hermannstadt, Innsbruck, Kaschau, Klagenfurt, Kullenberg, Laibach, Linz, Olmütz, Prag, Presburg, Salzburg, Triest, Tyrnau, Vasallo, Wien und anderen Orten.

Der Erziehung der weiblichen Jugend der höheren Stände hat der Orden der englischen Fräulein sich gewidmet. Derselbe ward von Maria von Wart gegründet, die, der Religion wegen aus ihrer

Heimat entweichend, sich nach St. Omer wandte und hier ihren Orden nach der Regel des Ignaz Loyola stiftete, den Paul V. und Gregor XV. bestätigten. Sie starb 1645 in England. Der Orden fand in Süddeutschland große Anerkennung und Unterstützung und setzt seine segensreiche Wirksamkeit bis heute fort. Zu gleichem Zwecke gründete der Bischof Franz von Sales den Orden der Salesianerinnen von der Heimsuchung Mariä nach der Regel St. Augustins im Jahre 1610. Die Chorfrauen des heiligen Augustin de nôtre Dame vom Institut des Pater Forrer wurden um dieselbe Zeit gegründet und widmeten sich gleichermaßen der Erziehung der weiblichen Jugend.

In Frankreich zerstörte die Revolution auch diese Institute, ohne daß sofort andere an deren Stelle getreten wären. Die Folge davon war, daß der Unterricht der weiblichen Jugend viele Jahre lang ganz vernachlässigt blieb, so daß unter den Damen, die im ersten Jahrzehend der französischen Revolution schulfähig waren, nur wenige lesen und schreiben können.

Später traten die Pensionen an die Stelle der erziehenden Frauenklöster. Die Frauenklöster, welche der Mädchenerziehung gewidmet waren, pflegten auf einer religiösen Grundlage Herz und Gemüth ihrer Zöglinge auszubilden. Die neuen Pensionen, die in Paris entstanden zur Zeit, als die Religion in Frankreich abgeschafft worden

war, bildeten ihre Zöglinge im Sinne der eben herrschenden Ansichten. Zwar hatten schon vor dieser Zeit Marie Leprince de Beaumont und später namentlich Frau von Genlis eine andere Bahn eingeschlagen — die Pensionen wurden aber immer mehr Bildungsanstalten für Salonsdamen, die Fremdlinge in der eigenen Familie blieben.

In Deutschland machte sich die sentimentale, philanthropisch-moralische Richtung geltend. In diesem Sinne wirkten die weiblichen Erziehungsanstalten, unter denen die der Wendula Hedwig Möller (geb. 1741, † 1804) in Rostock wohl eine der ältesten ist; sie bestand bereits im Jahre 1785[60]). Nächstdem sind zu nennen: Louise Meynier in Altenburg, Charlotte Luther in Goslar, Betty Gleim, Charlotte Ulrike Amalie Gabillon in Bützow, Fr. de Blarhamberg erst in Mannheim, dann in Hanau, Madame de Renelle in Berlin, Charlotte Schütz in Halle, Mariane Wilhelmine v. Stevens, geb. Mercier, in Breslau, Louise Schlisser, geb. Hübner, in München, als Vorsteherinnen der frühesten deutschen Mädcheninstitute und Schriftstellerinnen in diesem Fache. Seit dem Jahre 1808 wurden im protestantischen Deutschland die Pensionate immer gewöhnlicher, so daß nach den Kriegsjahren wohl kaum eine größere Mittelstadt existirt, wo deren nicht bestanden und noch bestehen, ein laut redendes Zeugniß von dem immer allgemeiner werdenden Verfall des Familienlebens.

Seit dem Friedensjahre 1815 geschahen aber auch die lobenswerthesten Anstrengungen, um den Unterricht der Mädchen der niederen und mittleren Stände zweckmäßiger einzurichten. Bis dahin wurden Knaben und Mädchen in den Elementarschulen ungetrennt unterrichtet. Seit jener Zeit aber wurden in den Städten, wie auch in vielen Dörfern besondere Mädchenschulen eingerichtet und überhaupt auf den weiblichen Unterricht größere Sorgfalt verwendet.

Im Jahre 1843 hatte der preußische Staat auf 1,143,282 Mädchen an 3000 Lehrerinnen.

Im österreichischen Kaiserstaat finden wir um dieselbe Zeit in Oesterreich unter der Enns 28 und ob der Enns 16, in Tyrol und Vorarlberg 222, in Böhmen 38, in Steiermark 11, in der Lombardei aber 1729 öffentliche Trivialmädchenschulen.

Die Elementarmädchenschulen genügen dem gewöhnlichen Bedürfniß, die Pensionen ziehen Salon- und Modedamen. Die katholischen Länder haben in den Anstalten der Ursulinerinnen, Salistanerinnen und englischen Fräulein ein Drittes, eine sittlich-religiöse Bildungsanstalt für künftige Hausfrauen. Diesem Zweck strebte man auch in protestantischen Landen nach, und in diesem Sinne entstand als eine der ersten Anstalten dieser Art das von Amalie Marschner gegründete Institut zum Frauenschutz zu Dresden[61]).

In früheren Zeiten beschränkte sich der weibliche

Unterricht auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen, Stricken und Sticken. Im Kochen, Waschen und in anderen Fertigkeiten ertheilte die Mutter ihren Töchtern Unterricht; für Zeichnen, Gesang, Piano, Französisch und Tanzen wurden besondere Lehrerinnen und Lehrer angenommen, wenn es die Familie nicht vermochte, eine französische Gouvernante und einen eigenen Hauslehrer bei sich zu halten. Die Pensionen und Institute gewährten das Alles und außerdem noch Bälle, Soiréen und Theater.

Seit etwa zwanzig Jahren ist nun auch die Gymnastik in den Kreis des weiblichen Unterrichts getreten und durch weibliche Turn- und Schwimmanstalten gefördert worden. Der rastlos fortschreitende Zeitgeist wird auch noch die Fechtkunst auf Stoß und Hieb, Fischfang mit Angeln und Netzen, das Bogen-, Pistolen- und Flintenschießen, sowie die Reit- und Fahrkunst als Erfordernisse der weiblichen Bildung bezeichnen.

Die Erziehung der Töchter der höheren Stände findet gegenwärtig vorzugsweise außerhalb der Familie statt; am vollendetsten ist sie in dieser Beziehung in Frankreich, wo die Eltern sich so bald als möglich des neu angekommenen Schreihalses entledigen und denselben auf's Land geben, von wo aus er sodann in die Pension wandert; die jungen Damen bleiben dann so lange in der Pension, bis sie entweder von den Eltern verheirathet oder von einem Liebhaber entführt werden.

Ueberblicken wir nun, nachdem wir die Methoden der weiblichen Erziehung und Unterweisung kennen gelernt, den Gehalt derselben, so finden wir bei den alten Griechen, daß das Mädchen von der Mutter das lernte, was diese nach ihrer Erfahrung für das Nothwendigste und Heilsamste hielt; es war dies aber zunächst die Besorgung der Hauswirthschaft, die Bearbeitung der Nahrungs- und Kleiderstoffe zu Speise und Trank und zu Gespinnsten, Geweben und Kleidungsstücken von möglichster Schönheit und Dauer, um, wie einst Penelopeia und Nausikaa, die Zierde des Hauses zu sein. Die Mutter übertrat selten die Schwelle des Hauses.

Nach dem Verfalle des Königthums stellten sich aber Aenderungen ein. In Sparta gehörten Mädchen und Frauen in den Kreis des öffentlichen Lebens, in den anderen Städten erscheinen sie Anfangs öffentlich nur im Tempeldienst und bei den Bacchus- und Ceresfesten; das Theater besuchten die Athenerinnen niemals, nur die Hetären, die Flötenspielerinnen und Tänzerinnen, dann die Blumen- und andere Verkäuferinnen zeigten sich öffentlich. Die ehrbare Hausfrau hielt sich fern. Wir wissen nicht, wie weit sich der Unterricht der Töchter über die Herstellung der häuslichen Bedürfnisse hinaus erstreckte.

Im alten Rom war den Frauen größere Freiheit gestattet, zumal seit der erhöhete Luxus die Oberhand über die alte einfache Sitte gewonnen hatte. Wir ersehen aus

Horatius, Propertius und anderen Dichtern, daß die Frauen lesen und schreiben konnten und diese Kunst für die Pflege ihrer Herzensangelegenheiten übten. Wir ersehen aber auch zumal aus den Briefen des jüngeren Plinius, daß die römischen Damen einen edleren Gebrauch von ihrer Kenntniß der Schrift machten und sich eine höhere Geistesbildung aneigneten; sie nahmen Theil an den geistigen Beschäftigungen ihrer Männer, ja wir werden später ihren Antheil am öffentlichen Leben, ihre Kenntniß der Gesetze und Staatseinrichtungen näher betrachten. Die Griechin war die Dienerin, die Römerin die Gefährtin und Freundin ihres Gemahls. Unter den Griechinnen finden wir allerdings mehr Dichterinnen und Philosophinnen als unter den Römerinnen; allein alle diese hatten sich eine freiere Stellung dadurch verschafft, daß sie das Familienleben verlassen und aus Dienerinnen sich zu selbstständigen Wesen aufgeschwungen hatten. Die Römerin dagegen, schon vom Gesetz in eine edlere Stellung gewiesen, blieb in der Familie und konnte hier das finden und ruhig genießen, was jene außerhalb derselben aufsuchen mußte. Es muß demnach der Unterricht der römischen Mädchen, die auch öffentliche Elementarschulen besuchten, bei Weitem über das gewöhnliche Bedürfniß hinausgegangen sein. Finden wir doch beim Eintritt des Christenthums die Frauen lebhaft betheiligt. Ja, wir dürfen wohl annehmen, daß in den griechischen Provinzen des

römischen Reiches die Stellung der Frauen mehr nach römischer Art sich gestaltet habe. Wir werden später den bedeutenden Einfluß sehen, den die römischen Damen auf die Fortschritte des Christenthums ausübten, und dürfen daraus wohl einen Schluß auf die sorgfältige Erziehung und Unterweisung derselben ziehen.

Wir wissen aus Tacitus, daß die Frauen der alten Germanen nicht lesen und schreiben konnten. Die Erziehung und Unterweisung beschränkte sich daher auf sittliche Ausbildung und Anleitung zu den Pflichten der künftigen Hausfrau, namentlich der Aneignung der Fertigkeiten zu Herstellung der Nahrungsmittel und der Kleidung aus dem vom Hausvater gelieferten Material. Indessen blieb ihnen der Schatz der vaterländischen Dichtung nicht unzugänglich, wie denn in der Mythologie und in der Heldensage dem weiblichen Geschlechte eine große Rolle zugetheilt ist. Die Schwester vernahm zugleich mit dem Bruder die Lehren der Sitte, der Vaterlandsliebe, welche die Mutter fortwährend überlieferte, sie hörte die Erzählungen von den Thaten der Helden. So war es auch in den karolingischen Zeiten und während des zehnten bis vierzehnten Jahrhunderts, wo die großen epischen Gedichte erstanden und die Lieder der Minnesänger von Burg zu Burg klangen. Wenn wir Parcivals Mutter oder Frau Ute, wenn wir die Damen betrachten, an die Ulrich von Liechtenstein und Walter von der Vogelweide ihre Lieder

richteten, und welche an den Höfen der Thüringer, Hohenstaufen oder Oesterreicher den vorzüglich beachteten und gefeiertsten Theil des Zuhörerkreises bildeten, so müssen wir wohl annehmen, daß die Mädchen der höheren Stände damals, wenn auch keine systematische Schulerziehung, doch eine überaus sorgfältige Bildung des Herzens wie des Geschmackes erhielten.

Wir haben in den Lehren der Winsbeckin an ihre Tochter ein schönes Denkmal mütterlicher Erziehungsweisheit, die, auf innige Liebe gegründet, die Schätze der Erfahrung dem Kinde mittheilt.

Lesen und Schreiben wurde seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts auch außerhalb der Klöster allgemeiner, zumal seitdem die Buchdruckerkunst das literarische Material vervielfältigte. Aus dieser Zeit stammt denn auch eine Schrift des Spaniers Joh. Ludw. Vives, des Lehrers der ältesten Tochter Heinrichs VIII. von England, der Maria, sein Bild der christlichen Frau. Er bespricht darin die Erziehung der Töchter und deren Unterweisung. Er empfiehlt sorgfältige Auswahl der Amme, worauf bereits die alten Römer sehr geachtet, gänzliche Fernhaltung der Mädchen von den Knaben. Er will nicht, daß man ihnen Puppen in die Hand gebe, wodurch ihr Sinn nur auf äußeren Tand gerichtet werde, sondern Modelle der Gefäße und Hausgeräthe aus Blei oder Zinn, wie sie in den Niederlanden damals in großer Auswahl



als Kinderspielzeug gefertigt wurden, weil sie dadurch Namen und Gebrauch dieser Dinge spielend kennen lernten. Darauf soll man den Unterricht im Lesen beginnen, sowie den in der Behandlung der Wolle und des Flachses, also im Spinnen, Weben, Nähen und Sticken, wie Kaiser Augustus und Karl der Große das weibliche Personal ihres Hausstandes auch stets zu dieser Beschäftigung angehalten. Vives verlangt große Aufmerksamkeit auf die Lectüre der Mädchen und nennt die Bücher, die man fern von ihnen halten soll. Es sind dies Amadis, Splandian, Florisant, Tirant, Tristan, Cölestine, Lanzelot vom See, Paris und Vienna, Pontus und Sidonia, Peter von Provence und Magelone, Melusine, Floris und Blancheflor, Leonella, Canamor, Curias und Floreta, Piramus und Thisbe, N. Poggius Euryalus und Lucretia, Boccaccio, die antiken Liebesdichter Ovid, Anakreon und Andere. Dagegen empfiehlt er die Lectüre der heiligen Schrift und der Kirchenväter. Von den Classikern nennt er Seneca, Plutarch, Platons politische Schriften, dann Florus, Justinus, Valerius Maximus und die Dichter Lucan, Horatius und Seneca, sowie die christlichen Poeten Prudentius, Sidonius, Prosper, Arator; von modernen empfiehlt er einige Werke des Desiderius Erasmus, die Utopia des Thomas Morus. Er rathet, das Latein gründlich zu lehren und die Prinzessin viel auswendig lernen zu lassen. Auch soll sie lesend das Wichtigste excerpiren

und fleißig aus dem Englischen ins Lateinische übersetzen[62]).

Das war nun freilich die Erziehung einer Fürstin; indessen war es damals auch in Deutschland nicht ungewöhnlich, daß junge Mädchen selbst in den Mittelständen lateinisch ebenso lernten, wie sie jetzt in der französischen und englischen Sprache unterrichtet werden. Das dauerte bis in die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo die französische Sprache, seltener die italienische, Modesprache wurde.

Schon die alten Römer gaben ihren kleinen Töchtern Puppen und anderes Spielzeug in die Hände, dergleichen auch unter den Alterthümern von Pompeji vorgekommen; in den altdeutschen Gräbern finden wir häufig Kinderklappern von mancherlei Gestalt, als Fläschchen, Vögel, dann eine Menge kleiner Modelle der häuslichen Gefäße, Schüsseln, Töpfe, Krüge, die eben offenbar als Kinderspielzeug und zwar vornehmlich der Mädchen gedient haben. Die Knaben spielten mit Waffen, die Mädchen mit den Nachbildungen der Werkzeuge und Gefäße, die sie dereinst als Jungfrauen und Hausmütter zu handhaben hatten.

Es fehlt nicht an Andeutungen, daß die Mädchen des christlichen Mittelalters ebenso ihre Puppen, Wiegen, Schränke, Truhen, Gefäße gehabt, wie die des neunzehnten Jahrhunderts, und daß sie mit denselben die Arbeit und Beschäftigung der Mutter und Magd nachahmten.

Nächstdem übten sie das Ballspiel und den Ringelreihen, den sie mit kurzen Liedern verschönten, deren sich manche bis in den Anfang unseres Jahrhunderts, ja auf dem Lande bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und die auf den Wiesen und in den Gärten, sowie auf den Straßen aufgeführt wurden. Die trauliche Dämmerstunde des Abends wurde durch Hausmährchen, Erzählungen, Gespenstergeschichten angenehm erfüllt und zwar vorzugsweise von den gern schwatzenden und gern hörenden Mädchen.

Der Knabe, von Haus aus dem öffentlichen Leben bestimmt, wurde bei den alten Germanen, wie bei den Römern, wenn er ein gewisses Lebensalter erreicht, öffentlich und feierlich dem Staate übergeben. Die Mädchen, dem Hause gewidmet, traten allgemach der Mutter näher und wurden von ihr in den Kreis der häuslichen Arbeiten eingeführt. Im protestantischen Deutschland wird das Mädchen etwa im fünfzehnten Jahre, wenn es die Schule verlassen und durch die Confirmation der kirchlichen Gemeinde zugeführt worden, als Jungfrau betrachtet; in katholischen Landen gilt gleichermaßen das Ende der Schulzeit als Anfang des eigentlichen Mädchenlebens. Es trifft dies gemeiniglich mit der Zeit der körperlichen Reife zusammen.

Die Jungfrau kehrt ganz in das Haus zurück. Sie wird die Gehülfin der Mutter, der sie nun

ihre ganze, durch keinen Schulbesuch mehr unterbrochene Zeit widmen kann. Es beginnt jetzt jene freudige Theilnahme an den häuslichen Geschäften, jene tiefere Einsicht in die häuslichen Verhältnisse und in ihre eigentliche Bestimmung, die uns in dem Gedichte: „die Winsbeckin" geschildert wird. Die Jungfrau wird die Freundin der Mutter, und diese ergänzt die Belehrungen, die sie in der Schule empfangen, und führt sie weiter fort.

Die Winsbeckin drückt zunächst offen ihre Freude aus, die sie an der Tochter hat, sie preist den Tag, wo sie dieselbe geboren, ihr Anblick ist ihr eine Wonne, Maienzeit. Die Tochter gelobt nun, Gott zu ehren und den Eltern Gehorsam zu leisten. Die Mutter bittet Gott und seine liebe Mutter, daß er ihr Kind bewahren möge. Die Tochter bittet um den Rath der Mutter, und diese beginnt nun ihre Belehrung, indem sie ihr Kind zunächst ermahnt, zwar hochgemuth zu sein, aber doch mit Züchten zu leben, indem sie Scham und Maß stets im Herzen bewahre. Sie soll nicht die Blicke wild schießen lassen. Das Mädchen fragt nun, wie wilde Blicke beschaffen seien, und erhält folgende Antwort:

> Es heizent wilde blicke wol,
> als ich ze hove bewiset bin,
> als ein wip für sich sehen sol,
> daz ir diu ougen vliegent hin
> sam ob si habe unstäten sin
> und ane maze daz geschiht.

Daz ist ir lobe ein ungewin,
die melder merkent unser site.
twinc diniu ougen deste baz,
daz rat ich tohter unde bite.

Die Tochter erkennt das und stimmt der Mutter bei. Diese fährt nun fort:

Sint wisiu wort den werken bi,
so ensint die sinne niht betrogen;
sint aber sie guoter werke vri,
so sint diu wisen wort gelogen.

Darum soll sie nicht allein weise Worte im Munde führen, sondern auch in ihrem Thun nicht dumm sich zeigen und die Tugend üben, so aber das Lob der Guten erstreben.

Hier beginnt nun die Belehrung, wie die Jungfrau sich den Männern gegenüber, die um ihre Gunst werben, benehmen soll, wie sie die süßen Worte der missewendigen Männer aufnehmen soll. Die Jungfrau kennt das Sprüchwort, das die Männer im Munde führen:

Wip hant kurzen muot,
dabi doch ein vil langes har.
Dem glich vil mangiu leider tuot,
so si daz sprichwort machet war.

Sie versichert, daß ihr die Schmeichelworte der Männer nichts anhaben würden, und daß sie um so fester sein werde. Es wären wohl die Frauen theilweise daran selbst schuld, daß sie von den Männern betrogen würden.

Die Mutter lobt diese Gesinnung und ermahnt sie, dieselbe zu bewahren, fügt aber bei: sie möge sich hüten, daß sie die Liebe nicht blind mache, denn der Gewalt der Liebe seien gar viele weise Herzen erlegen; dazu gehöre große Kraft.

Die Jungfrau, ihres festen Willens sich bewußt, sagt, daß sie noch nie von der Liebe Strahl berührt worden, und daß ihr Herz nicht von der Art sei, daß es derselben erliege.

Die Mutter aber zeigt ihr, daß die Liebe gar gewaltig sei, und daß sie gar starke Herzen erstiegen habe, wie König Salomo trotz aller seiner Weisheit besiegt worden wäre. Sollte die Liebe ihr Herz in Fesseln schmieden, so vermöge sie sich nimmer dessen zu erwehren, außer wenn Gott ihr Frieden gewähren wolle.

Du sprichst, antwortet das Mädchen, als wenn Dich der Liebe Kraft gerührt habe. Ich aber werde, wie groß auch ihre Kraft sei, doch nicht unter ihre Gewalt kommen, und ich lasse mich eher zu Grabe tragen. Allein, wenn es doch geschehen sollte, was soll ich thun?

Die Mutter erwidert, daß sie in ihren jungen Tagen von der Liebe gerührt worden sei; sie werde aber nicht viel davon sagen. Indessen:

> Swen hohiu Minne twingen gert,
> der muoz unfuoge lazen gar
> und mache sich den werden wert.

Die Tochter wendet jetzt ihren Sinn und sagt: Bin ich Dir desto lieber, wenn die Minne mein Herz begehrt, so sage mir Deinen Willen; ich will darnach thun, und geht es mir dann wohl, so ist die Ehre Dein. Was Dir gefällt, das dünket mich Alles gut.

Die Mutter entgegnet nun: Vermagst Du ein keusches Herz zu tragen, so mußt Du Lob und Ehre haben. Vergönnt Dir die Minne das nicht, will sie dich zwingen, einen Mann zu minnen, der trefflich ist und Ehren werth, so soll er doch von Dir ungewährt bleiben.

Ich will, antwortet die Tochter, Dir heilig versprechen, daß, wenn die Minne mich zu zwingen droht, ich Dich bitte, mich mit Riemen zu binden.

Ich werde Dich nicht hüten, sagt die Mutter, das muß Dein steter Wille thun. Fremde Hut schadet nur und bringt Unehre. Ein reines tugendwerthes Weib, das wohl seine Ehre hüten kann, soll man sich selbst hüten lassen, zumal, da alle Hut doch umsonst ist. Die Mutter sagt nun:

Nu lassen wir die huote varn
und sprechen von der Minne me.
Maht du dich vor ir kraft bewarn,
als du mir hast verjehen e.
Swem danne ein schappel schoner sie
kind, danne dir das dine tuo,
so man die werden schouwen ge.
Daz laz ich iemer ane haz,
ez mac ein wip wol schoener sin,
deheiniu lebt in zühten baz.

Das Mädchen ist damit einverstanden und versichert die Mutter ihrer Liebe.

> Du bist mir ane maze liep,
> der liebe ist gar min herze vol:
> nu sage mir, ob diu Minne lebe
> und hie bi uns uf erden si
> od ob uns in den lüften swebe.

Die Mutter sagt darauf dem Kinde, was Ovidius, ein weiser Mann, von der Minne berichtet; sie heiße Frau Venus; diese mache die Herzen nach Belieben wund, gesund und wieder siech; sie sei rastlos, und ihr könne nichts entrinnen. Die Mutter preist nun der Minne Herrlichkeit und Tugend. Da fragt die Tochter, was sie zu thun habe, wenn sie sich in die Schule der Minne begeben wolle. Die Mutter sagt ihr drei Regeln:

> Ein wip die lobes und eren si,
> diu nide ein ander drumbe niht,
> diu ouch si missewende vri.
> Diu ander regel uns lere git,
> nu merke, was ich welle sagen.
> Wir suln uns vlizen alle zit,
> daz wir den wisen wol behagen
> und vliehen ungemoute zagen,
> die wibes ere grämic sind,
> und eiter in den zungen tragen,
> befinden sinnerlich diu wort
> und grüezen, da wir grüezen suln:
> sich daz ist wibes eren hort.
> Diu dritte regel uns lehret, daz
> wir sin in zühten wol gemuot,

gar ane nit, gar ane haz,
wipliche sitte, wipliche guot,
der ander tugentlichen fruot.
Sind wir dem rate staete bi,
so decket uns der Saelden huot,
daz uns kein weter selwen mac;
mit eren wir ze bette gen
und ane sloyger an den tac.

Wir sehen hier, wie die Unterhaltung der Tochter mit der Mutter gar bald sich dem Thema zuwendet, das den Hauptinhalt des Frauenlebens bildet.

Die Liebe, die das Mädchen zur Jungfrau, zur Gattin und zur Mutter macht, weist überhaupt dem Weibe seine Stellung in der Familie, der Gesellschaft, dem öffentlichen Leben an; sie bestimmt das Geschick der Frauen.

In den Homerischen Gesängen erscheinen die Jungfrauen in einer ziemlich freien Stellung. Die Tochter des Königs der Phäaken, die edle Nausikaa, ist die rüstige Vorsteherin des königlichen Haushaltes, sie ist mit ihren Mägden an den Strand gegangen und leitet die große Wäsche; sie findet den schiffbrüchigen Odysseus und führt den Fremdling in das Haus ihres Vaters. Auch die anderen Jungfrauen bewegen sich ziemlich frei unter den Männern und sind keineswegs in der Weise auf das Haus beschränkt, wie dies in der späteren Zeit der Demokratie der Fall war. Die griechischen Göttersagen zeigen ähnliche Verhältnisse und die Götter in einem überaus

freien und sehr fruchtbaren Verkehr mit den Jungfrauen des Landes und der Inseln. Hier und da sperrte wohl ein mißtrauischer Vater die Töchter ein, um sie vor der ihnen von Seiten der Olympier drohenden Gefahr zu bewahren, allein List und Liebe verstanden, Mauern und Riegel zu sprengen. Ja, die olympischen Jungfrauen waren ohne Ausnahme stets bereit zu Liebesabenteuern, und selbst Diana, die sonst so strenge Jungfrau, die den neugierigen Aktäon so streng bestrafte, wird als die Mutter des Liebesgottes genannt, den sie mit dem Götterboten erzeugt haben soll, während die Schutzherrin von Athen, die eigentliche Jungfrau, gleichermaßen als Mutter zweier Kinder bezeichnet wird. Nicht minder rüstige Liebhaber als die Götter sind die Heroen der Griechen, wie namentlich Herakles und die fünfzig Töchter des thessalischen Herrschers Thestios als glänzende Beispiele dastehen. Die griechischen Liebesgeschichten von Piramus und Thisbe, Hero und Leander, Theseus und Ariadne sind durchgängig auf sehr materielle Grundlage gebaut. Alle diese Sagen sind Abbilder des wirklichen Lebens. Die Frauen im demokratischen Zeitalter von Griechenland lebten abgeschlossen im Hause, die Frau als Dienerin, die Jungfrau als deren Gefährtin. Der Familienvater verheirathete die Tochter nach Belieben, oder er verfügte sonst über ihr Schicksal.

In Sparta wurden die Mädchen öffentlich erzogen,

sie nahmen Theil an den gymnastischen Uebungen der männlichen Jugend, wodurch allerdings die dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise eigenthümliche und dasselbe zierende Eigenschaft der Schamhaftigkeit nicht eben gewinnen konnte. In den großen Handelsstädten Korinth und Athen gab es viele Frauenzimmer, die auf eigene Hand lebten. Wir ersehen aus Lucians Hetärengesprächen das Wesen dieser Geschöpfe; wie die Mutter nach dem Tode des Vaters, nachdem sie die Werkzeuge des ihn und die Familie nährenden und ehrenden Handwerks verkauft und verzehrt hat, die Tochter anleitet, Geld zu verdienen. Wir ersehen daraus, wie diese Hetären es anfingen, Geld von ihren Liebhabern zu erpressen, sie zu hintergehen, ihre Eifersucht zu wecken und ihrer dauernden Gunst sich zu versichern, wie sie, in Verzweiflung über den Abfall derselben, zu Zaubermitteln griffen und — wie sie zuweilen von ihnen tyrannisirt, geprügelt und betrogen wurden.

Es ist eigenthümlich, daß ziemlich alle Frauen der historischen Zeit des alten Griechenlands, die einigen Ruf erlangt haben, nach unseren Ansichten der verachtetsten Classe des weiblichen Geschlechts angehörten. Die Lais, Phryne, Leontion, Lykoris, Aspasia, Kytheris, Sappho gehören zu den gefeiertsten Griechinnen, denen die ersten Männer ihrer Zeit, wie Sokrates und Platon, öffentlich ihre Huldigung darbrachten, zu denen Demosthenes, wie Künstler und Philosophen sich hingezogen fühlten.

Die Liebesbriefe, Liebesgedichte und Idyllen, die noch übrig sind, stehen mit diesen Erscheinungen im Einklang, wozu noch die tausend Tempelmädchen von Korinth zu rechnen sind.

Die Liebe der Griechen war eine ausschließlich sinnliche.

Wenig anders war es im alten Italien. Die Urgeschichte Roms beginnt mit den Söhnen des Mars, dem Romulus und Remus. Doch finden wir hier die Frau in bei Weitem würdigerer Stellung und die Jungfrau als Dienerin der Vesta geehrt und geachtet; wir finden ferner eine Lucretia.

Nehmen wir freilich die Dichter Horatius, Ovidius und Propertius zur Hand, so bemerken wir, daß der Amor der Römer ganz anderer Natur war als die Minne der germanischen Völker. Ovidius schildert in seinen Liebesgedichten mit dem unverwüstlichsten Humor des reicherfahrenen Lebemannes die mannichfachen Liebeszustände und giebt seinen jüngeren Freunden gewissenhafte Anleitung, in der Liebe mit Geschick, Verstand und Bewußtsein zu handeln. Als disciplinirter Römer will er auch die Liebe, gleich der Seeschifffahrt, dem Reiten und Fahren, kunstmäßig erlernt und geübt wissen — arte regendus amor.

Aus diesem Gedichte Ovids ersehen wir, daß die römischen Mädchen eine bedeutend größere Freiheit hatten

als die Griechinnen. Sie gingen allein ins Theater, in den Circus, in die Tempel und zu Gastmählern; Ovidius unterrichtet nun, wie der junge Mann, der ein Mädchen sich gewinnen will, dessen Bekanntschaft anknüpfen und fortführen soll. Den jungen Damen aber sagt er, wie sie sich putzen und schmücken müssen, wenn sie den Liebhaber festhalten wollen; sie sollen namentlich auch durch Gesang und durch Zitherspiel ihre Reize vermehren. Im Verlaufe seiner Belehrungen fährt Ovid fort, den Damen zu rathen, die Liebesbriefe nicht sogleich zu beantworten, keine Liebespfänder, die sie verrathen könnten, von sich zu geben, sich ja nicht im Zorne vor dem Geliebten sehen zu lassen, denn der entstelle das Angesicht, und immer heiter zu sein, da Traurigkeit nicht gefalle. Er räth ferner den liebenden Damen, den Geliebten glauben zu machen, daß er einen Nebenbuhler habe, dann denselben durch erdichtete Kälte anzureizen, auch zuweilen Unsicherheit vorzuschützen. Ovid läßt es auch nicht fehlen an gründlichem Unterricht in der Hintergehung der Wächter, in der Führung des geheimen Briefwechsels und in dem ganzen Benehmen; sie soll vor Allem den Liebhaber glauben machen, daß sie ihn liebe, soll ihn fragen, warum er so spät komme, sie soll Seufzer und Thränen geschickt anwenden, aber, wenn sie zu einem Gastmahle oder Liebesabenteuer erwartet werde, ja nicht zu viel Eile zeigen.

Ovid, wie Horaz, Propertius und Catull geben uns

Bilder aus dem Liebeleben der alten Römer. Ovid schildert uns die Reue und Verzweiflung eines Liebhabers, der sein Mädchen in der Wuth bei den Haaren gerauft und blutrünstig geschlagen hatte. Ein anderer droht in der Eifersucht der Geliebten mit einer Tracht Prügel. Die verlassene Geliebte greift in ihrer Noth zu anderen Mitteln und wendet sich der Zauberei zu. Bei Lucian empfiehlt die eine Hetäre der anderen, deren Liebhaber weggeblieben, folgendes probates Mittel: Man läßt eine Hexe kommen; diese nimmt ein wenig Geld, einen Laib Brot; dann braucht sie Salz, sieben Obolen, Weihrauch und eine Fackel, nebst einem Becher Honigwein, den sie rein austrinken muß. Von dem treulosen Manne, der wieder zur Liebe bewegt werden soll, müssen einige Sachen, ein Kleid, ein Schuh oder wenigstens ein paar Haare da sein. Diese Haare hängt sie an den Nagel, beräuchert sie mit dem Weihrauch, wirft auch etwas Salz in die Gluth und nennt den Namen. Dann dreht sie schnell eine Spindel, die sie aus dem Busen zieht, und spricht eine Reihe fremdartig klingender Zauberworte rasch aus. Dadurch wird der treulose Liebhaber genöthigt, von selbst bald wiederzukehren. Auch Ovid deutet derartige Zaubermittel an.

Die Südeuropäer sind sinnlich und leidenschaftlich in der Liebe; wir finden in den römischen Dichtern die Geliebte allerdings mit den zärtlichsten Schmeichelworten genannt, wir finden ihre Schönheit gepriesen, allein eine

hohe, schwärmerische Verehrung, wie sie namentlich seit den Zeiten Dante's erscheint, fehlt durchaus.

Bei den kaltblütigen Germanen genoß das weibliche Geschlecht einer religiösen Verehrung; die Gesetze schützten dasselbe vor Beleidigungen seiner Ehre. Im bürgerlichen Leben finden wir das Verhältniß zwischen den jungen Leuten so, wie es noch im Kaukasus und in Tyrol und Norwegen ist. Gemeinsame Spiele, Tänze, Gesänge bildeten den Mittelpunkt der geselligen Unterhaltung an festlichen Tagen. An gewöhnlichen Tagen mußten die Töchter der Hausfrau mit den Mägden arbeiten, und zwar die Töchter Karls des Großen ebenso wie die der Edelleute und der niederen Stände. Der Vater entschied über ihre Zukunft, und er war es, der ihren künftigen Gemahl unter den Bewerbern auswählte.

Die Germanen hatten mittlerweile die romanischen Länder Gallien, Spanien und Italien durchdrungen; aus dieser Mischung der Nationen gingen allgemach andere Lebensformen hervor. Die Frauen der höheren Stände, die noch im zehnten Jahrhundert nur im Hause gewaltet, nahmen Theil an den Bestrebungen der Männer, die sich bemühten, ihre Gunst zu erwerben durch Waffenthaten, wie durch ihre Gesänge. Die Jungfrauen und Frauen bildeten die Richterinnen in den Turnieren mit Waffen und mit Versen, es bildete sich jener Frauendienst, den Ulrich von Lichtenstein so reizend schildert. Die edlen,

schönen Frauen waren der Mittelpunkt des ritterlichen Lebens geworden, sie wurden die Krone und Zierde aller Feste. Dieser Frauendienst hatte anfänglich auf den Burgen des Adels und an den Höfen der Fürsten seinen Sitz; seit dem vierzehnten Jahrhundert findet er sich auch in den Städten, und er ist, wenn auch in den letzten Jahren etwas ermattend, doch im Wesentlichen eines der charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen dem Orient und Occident.

Indessen war der eigentliche Gegenstand der galanten Huldigungen nicht sowohl die Jungfrau, als die Frau, der eben größere Freiheit in der Gesellschaft gestattet war.

Wir ersehen aus den romanischen, wie aus den deutschen Gedichten, daß die Jungfrau sich stets in sehr engen Schranken bewegte, daß sie wohl an öffentlichen Festen Theil nahm, daß man aber von ihr ein bei Weitem rücksichtsvolleres, rückhaltigeres Benehmen als von der Frau verlangte. Dies war namentlich in Deutschland und in Italien der Fall. Hoffmannswaldau schildert in einem seiner Gedichte das Jungfrauenleben in seiner humoristischen, derben Weise also:

Die Augen dürfet ihr nicht, wie ihr wollet, drehn
und keinen freien Blick nach Mannspersonen wagen,
gleich fängt die Mutter an: „Sollst Du nach Kerlen sehn?
Du geiles Rabenaas, Dich soll der Guguck plagen."
Ihr müßet Kopf und Hals, den Roß und Mäulern gleich,
im Zaum und im Gebiß, ja im Gewichte tragen.

Die Ohren sind wie taub, und ihr erröthet euch,
so oft man einen Scherz und lustig Wort will sagen.
Fast jede Silbe kehrt bei euch auf Schrauben ein.
Die Lippen müsset ihr in enge Falten fassen,
und daß kein Bissen ja zu wichtig möchte sein,
muß oft ein Mandelkern sich viermal theilen lassen.
Was aber fängt indeß der arme Magen an?
Der muß vor Ehrbarkeit so Durst als Hunger leiden!
Es wird kein guter Trunk und rechter Biß gethan,
wann ihr nicht erst dabei könnt die Gesellschaft meiden.
Das starke Schnüren preßt euch Lung' und Leber ein,
und das beklemmte Herz, das so viel Seufzer plagen,
als Federn oftermals in eurem Bette sein,
darf einen kaum davon der liebsten Schwester sagen.
Die Hände füllt man euch mit Zwirn und Nadeln an,
in die ihr lieber wünscht was Männliches zu schließen,
und lenket euer Fuß sich auf die Liebesbahn,
so führt die Mutter euch alsbald zum Klöppelkissen.
So ist auch sonst an euch kein Glied von Schmerzen frei,
und so verbringet ihr gleich Siechen eure Tage
und müsset zugestehn, die Jungfernplage sei
noch viel beschwerlicher als wohl die Mutterplage.

Und so ist es im Wesentlichen wohl noch bis auf den heutigen Tag im Allgemeinen. Am strengsten werden die Mädchen in Italien gehalten; sie werden im Kloster erzogen und, wenn sie in's Elternhaus zurückgekehrt sind, sobald als möglich verheirathet. In Frankreich ist es ebenso; im Damenjournal heißt es noch im Jahre 1822: „Das Mädchen muß still und bescheiden sein." „Tenez vous droite, baissez les yeux et n'ouvrez pas la bouche", das sind die Worte, die sie immer hören muß, wenn

sie zur Mutter aus der Pension oder dem Kloster zurückgekehrt ist.

Den grellsten Gegensatz bilden die ohne alle Zucht aufwachsenden Mädchen von Nordamerica; sie steigen zu Pferde, rauchen Cigarren, machen mit jungen Leuten ohne Aufsicht Landpartieen und überbieten womöglich die Männer an rücksichtslosem, anmaßendem und aller Anmuth entbehrendem Wesen. Auch die englischen Mädchen genießen eine große Freiheit.

Man sagt: die Französin erhält den Mann von den Eltern, die Engländerin sucht sich ihn selbst aus.

Deutschland ist wohl dasjenige Land, wo zwischen diesen Extremen die rechte Mitte gehalten wird, wo das Mädchen in anständiger und doch nicht sclavischer Weise die schöne Jugendzeit genießt, bevor sie die schweren Pflichten der Hausfrau übernimmt.

Schon im sechszehnten Jahrhundert begann, wie ich bereits bemerkt, der Spott gegen das weibliche Geschlecht, der die geheiligte Person der Frau sogar nicht verschonte, auf die Jungfrauen aber sich bei Weitem rücksichtsloser ergoß. Franzosen und Deutsche wetteiferten miteinander. Man hatte sich allerdings schon in Sprüchwörtern kleine Neckereien erlaubt, wie: esse solet raro pulchra pudica caro. Es sind nicht alle Jungfern, so Kränze tragen. Manche ist Jungfrau und im Herzen Weib. Jungfernlieb ist fahrend Hab, heut Herzallerliebster und morgen

schab ab. — Kräftiger ergeht sich Hoffmannswaldau, der sämmtliche Redensarten der Jungfrauen, die sie den Liebesbemühungen ihrer Anbeter entgegensetzen, in ein Gedicht von neun Versen zusammengestellt hat. Kürzer faßt sich Rachel in seiner Jungfernanatomie, wo es heißt:

Viel tausende und mehr Sprüchwörter kann man hören,
man muß sich aber nicht im Mindsten daran kehren:
    Greift man sie etwas an: Er mach' sich nicht so grün,
    sagt sie, sonst möchten ihn die Zeugen zu sich ziehn.
Und viel Sprüchwörter mehr: Ich dächte, was mich bisse.
Das Mädchen ist zu jung, der Herr ißt gerne Nüsse.
    Er warte, bis er geht. Ach, meine Mutter schilt,
    Je gar zu lieber Gott. Der Herr ist gar zu wild
Der Herr ißt gerne Fleisch, fürwahr er ist geschossen.
Der Herr ist wunderlich, ins Bette mit den Possen.
    Ich muß mich waschen erst. Ich bin der Sach' ein Kind.
    Je, Klötzchen, daß sich ja der Handel nicht erspinnt,
Je und doch, ich versteh', der Herr ißt gerne Schoten,
verlangt dem Herrn auch wohl nach seinem Fackelboten?
    Magd, wie viel schlug es jetzt? Fürwahr ich werde bös.
    Er lasse mich doch gehn, der Vater giebt mir Stöß.
Der Herr ist trefflich kühn, gleich wie das Fleisch mit Katzen,
das selbsten kreucht in' Topf, der Herr kann ziemlich schwatzen.
    Der Herr sei doch bedeckt; er frage wieder her,
    mir ist es herzlich leid, wenn's gleich noch sehrer wär ꝛc.

Lauremberg, Logau und die anderen Dichter haben zahlreiche Satiren gegen die Jungfern gerichtet; es erschienen aber auch viele prosaische Schriften, von denen die eine so anstößig war, daß sie im Jahre 1670 in Leipzig öffentlich durch den Henker verbrannt wurde. Der

Titel war: Die Jungfernkarte oder das neugebackene Scherwenzelbuch[63]).

Seit alter Zeit wurde den guten Jungfrauen nachgesagt, daß gewisse kleine, lebhafte Insecten vorzugsweise bei ihnen heimisch seien. Ja, ein Reiters- oder Jägersmann soll gesagt haben, er nehme keine Frau in's Haus, damit seine Hunde rein blieben. Die französischen und deutschen Dichter haben dieses Thema überflüssig ausgebeutet, wie die Anmerkung zur Genüge nachweisen wird[64]). Ja, der Umstand, daß, als während der großen Gerichtssitzungen von Poitiers Pasquier und andere Gelehrte in dem Hause der Frau von Roches versammelt waren, Pasquier bei einer der Soireen einen stattlichen Floh auf dem Busen des Fräuleins des Roches erblickte, gab Anlaß zu einem poetischen Wettstreit, dessen Denkmal noch vorhanden ist.

In der germanischen Welt finden sich nicht weniger als in der romanischen die Versuche, durch zauberhafte Mittel die Liebe einer Person sich zu verschaffen oder die gestörte herzustellen.

Die alten scandinavischen Mädchen und Männer zwangen es mit Runen. In Tristan und Isolde finden wir wenigstens die Wirkungen des Zaubertrankes als Bewegungsmittel der ganzen Scenerie. Isolde wird nach England gesendet, um den fremden König zu heirathen. Man giebt ihr einen Liebestrank mit, den sie dem Gemahl

reichen soll. Zum Unglück aber trinkt Tristan, ihr Begleiter, auf der Ueberfahrt aus der Flasche, und nun entbrennen die jungen Leute dergestalt in einander, daß keine Gewalt im Stande ist, diesen Liebesbrand zu löschen.

Die Chroniken des fünfzehnten Jahrhunderts berichten, daß im Jahre 1428 ein Geistlicher ein Philtrum bereitete, das er in einen Apfel hüllte, den er der Frau zusandte, deren Liebe sein Ziel war. Die Frau traute aber nicht und warf den Apfel auf die Straße, wo eine Ziege ihn fand und verzehrte. Die Ziege aber entbrannte dergestalt in Liebe zu dem Geistlichen, daß sie ihn von Stund an verfolgte und er sich kaum vor ihren Liebkosungen zu retten wußte[65]).

Eine Handschrift der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden (M. 108. f. 68) giebt uns erwünschten Aufschluß über die Herstellung kräftiger Liebestränke. „Nym Baldrian in den mund unde küsse eyne, welche Du wilt, Sye gewynnet Dich lieb. — Item pulffer eyne Essels gallen vnd gib des puluers eyner zu essen oder zcu trincken, so volget sie Dyr nach, wo Du wilt." Es wird demnächst auch Maulwurfsblut empfohlen; dieses soll der Liebhaber in den Mund nehmen und so seine Ersehnte küssen. Außerdem soll er mit Fledermausblut eine gewisse Figur auf Jungfernpergament schreiben und dieses der Dame, es in der rechten Hand haltend, zeigen. Zauberkräftig waren noch Salbei, Wegerich, Castoreum, langer Pfeffer,

weißer Ingwer, Galgant, Satirion und Dorant in Confect gebacken.

Blicke und Worte haben aber wohl noch größere Kraft geübt und namentlich geschriebene Worte oder Liebesbriefe, zu deren Literatur ich in der Anmerkung einen kleinen Beitrag liefere[66]).

Die Liebe ist das Schicksal der Frauen, sie ist die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens. Den Mann treibt Ehre, Ruhm, Habsucht zu den gewaltigsten Anstrengungen im Staate, in der Kirche, im Kriege, in der Wissenschaft, in der Kunst. Das Ziel des Weibes ist, Vorsteherin einer Familie, Gattin und Mutter zu werden.

Nicht alle erreichen dieses Ziel. Piramus und Thisbe, Hero und Leander, Abellard und Heloise, Dante und Beatrice, Petrarcha und Laura, Werther und Lotte und tausend andere Paare erlagen dem Geschick, ohne daß der Brautkranz ihre Treue krönte. Die Poesie der romanischen und germanischen Völker hat dieses Feld auf die mannichfaltigste Weise ausgebeutet und zu zahllosen Romanen und Gedichten entwickelt, die namentlich in den romanischen Sagenkreisen von Artus und Karl dem Großen bis in die Zeiten des Bojardo, Ariosto und Luigi Polci sich immer neu gestalteten; die Novellen entwickelten seit Boccaccio, der Königin Margaretha von Navarra und den zahlreichen französischen, deutschen und englischen Romandichtern das reiche Thema in bequemerer

Form, worauf dann seit Shakespear die dramatische Bearbeitung folgte. Eine auch nur oberflächliche Aufzählung der Liebesgeschichten der europäischen Literaturen würde die Grenzen dieses Werkes überschreiten.

Wir wenden daher unsere Aufmerksamkeit der Ehe zu. Bei den Griechen, den Römern und den romanischen und germanischen Völkern waren es, wie im Orient und in China, die Eltern, welche über die Hand der Tochter wie des Sohnes verfügten, namentlich in den höheren, durch Macht, Rang und Reichthum ausgezeichneten Ständen, bei denen Familienverhältnisse zu berücksichtigen waren, und in dem Stande der Leibeigenen, wo der Herr die Verheirathung der ihm angehörenden jungen Leute nach Belieben besorgte. Im Stande der freien Bauern, sowie im Mittelstande der Städte, war den jungen Leuten eine Stimme bei der Wahl des Gatten vergönnt.

Die Leibeigenen in Frankreich und Deutschland wurden vom Herrn ohne Weiteres zusammengegeben, wie das in den slawischen Landen noch jetzt der Fall ist. Der Herr und seine Söhne und Gäste sehen die leibeigenen Mädchen als eine Art Regale an, dessen Nießbrauch ihnen zusteht. Sie belohnen mit denselben treue Diener und beanspruchen das jus primae noctis[67]).

Der deutsche freie Bauer wählt meist nach eigenem Ermessen. Er sieht sich unter den Mädchen seines oder

eines benachbarten Dorfes um und bewirbt sich um die Liebe derjenigen, die ihm als die schönste, die anmuthigste erscheint. Er erweist ihr alle Aufmerksamkeit, er erkundigt sich nach ihren Vermögensumständen, er besucht das Mädchen in der Spinnstube und merkt sich, ob sie Fleiß und Geschick habe. Das Mädchen bemüht sich nicht minder um Nachrichten über den jungen Mann, dessen Aufmerksamkeit sie erregt hat. Sie sucht durch Beobachtung verschiedener Anzeichen zu erfahren, ob der Freier ihr zu Theil werden wird. In Westphalen schleichen am Weihnachtsabend die heirathslustigen Jungfrauen an den Hühnerstall und klopfen die Insassen wach. Gackert das Huhn, so bekommen sie im Laufe des nächsten Jahres noch keinen Mann, kräht aber der Hahn, so werden ihre Wünsche erfüllt. Am Andreasabend werfen auch die Mädchen der Städte ihre Schuh oder Pantoffel rückwärts über sich nach der Thüre; fallen sie so nieder, daß die Spitzen auswärts stehen, so verlassen sie das Haus als Braut. An anderen Orten suchen die Mädchen durch Bleigießen ihr Loos zu erfahren.

„Beinahe in ganz Deutschland und vorzüglich in Schwaben und im Schwarzwald ist unter den Bauern der Gebrauch, daß die Mädchen ihren Freiern lange vor der Hochzeit diejenigen Freiheiten über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind. Doch würde man sich sehr irren, wenn man sich von dieser Sitte die

Vorstellung macht, als wenn solche Mädchen alle weibliche Sittsamkeit verwahrlost hätten und ihre Gunstbezeigungen an den Liebhaber verschwendeten. Nichts weniger; die ländliche Schöne weiß mit ihren Reizen auf eine eben so kluge Art zu wirthschaften und den sparsamen Genuß mit eben so vieler Sprödigkeit zu würzen, als immer das Fräulein am Putztische." So beginnt F. C. J. Fischer sein Buch über die Probenächte der deutschen Bauernmädchen, Berlin 1780. „Sobald ein Bauernmädchen heranreift," fährt er fort „finden sich eine Menge Liebhaber, die um seine Gunst sich bewerben und so lange ihre Bemühungen fortsetzen, bis sie merken, daß einer unter ihnen der bevorzugte Günstling geworden ist. Dieser hat das Recht, seine Schöne des Nachts zu besuchen — allein es verlangt die Sitte, daß er den Weg nicht durch die Hausthüre, sondern durch das Dachfenster nehme. Die ersten Versuche dazu werden von der Schönen oft mit bitteren Neckereien belohnt. Durch's Fenster angelangt, erringt er nur die Erlaubniß, einige Stunden mit dem Mädchen das vollkommen angekleidet im Bett ist, zu plaudern. Sobald sie eingeschlafen, muß er sich entfernen. Nur sehr allmälig und erst nach öfter wiederholten Versuchen wird der halsbrecherische Weg über das Dach durch einige Freiheiten belohnt. Diese ersten Besuche, die nur an Sonn- und Festtagen stattfinden, werden als Kommenächte bezeichnet. Von da an geht man zu den Probenächten

über, die öfter gewährt werden. Haben sich so die jungen Leute überzeugt, daß sie für einander passen, so macht der junge Mann die förmliche Anwerbung bei den Eltern, und es findet nun das Verlöbniß und bald darauf die Hochzeit statt. Es kommt mehrfach vor, daß die Verbindung schon nach der ersten Probenacht aufgegeben wird. Dies schadet dem Rufe des Mädchens keineswegs, denn es findet sich bald ein Anderer, der in derselben Weise nach ihrem Besitze strebt. Erst dann, wenn mehrere solche Versuche ohne Erfolg bleiben, geräth das Mädchen in den Ruf, daß sie irgendwie untauglich zur Ehe."

Der Verfasser, dem wir diese Notizen verdanken, hat nachgewiesen, daß dieses Verfahren allgemein nordische und deutsche Sitte war, der selbst die Fürsten und der Adel nicht widerstanden, wie namentlich in Kaiser Friedrich III. und Leonore von Portugal, Albert IV. von Bayern und Kunigunde, der Tochter desselben Kaisers, Herzog Ludwig I. von Bayern und der schönen Gräfin Ludville von Bogen und Anderen Beispiele vorhanden sind.

Mehr oder minder findet die Sitte, wenn auch nicht förmlich anerkannt und noch weniger allgemein gebilligt, bis auf den heutigen Tag in den Dörfern und Städten von Mitteleuropa statt. Es ist bekannt, daß italienische Mädchen ihre deutschen Liebhaber nicht eher erhören, als bis sie von ihnen das Versprechen der Ehe erhalten haben[68]).

Nachdem mit stillschweigender Genehmhaltung der

Eltern die jungen Leute einig geworden, erfolgt die Verlobung, als die feierliche Bestätigung des Bundes durch die Familien des jungen Mannes und des Mädchens, die bei den romanischen wie bei den germanischen Völkern für nothwendig erachtet wurde. Entspann sich darüber ein Zwiespalt, so trat der Landesfürst oft vermittelnd und entscheidend ein. Mehrfach kam es auch vor, daß Eltern sich gegenseitig dahin vereinigten, ihre Kinder, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben würden, zu vermählen, oder auch, daß sie dieselben in sehr frühem Alter verheiratheten, wie denn König Magnus der Barfüßige seinen neunjährigen Sohn Sigurd mit der fünfjährigen Königstochter Biadmynjia vermählte.

Im Süden reifen die Menschen früher als im Norden, und so finden wir die Bemerkung des Cäsar wie des Tacitus, daß die Deutschen bei Weitem in gereifterem Alter heirathen als die Italiener, auch von dieser Seite bestätigt; indessen gestatteten doch longobardisches, sächsisches und friesisches Recht, gleich dem französischen, die Verheirathung der Mädchen mit zwölf Jahren.

Die Juden, wie die Römer und Germanen, letztere namentlich seit der Einführung des Christenthums, hatten bestimmte Verwandtschaftsgrade festgesetzt, innerhalb deren Ehen nicht geschlossen werden durften. Aegypter und Griechen waren in dieser Beziehung minder bedenklich, und wir finden, namentlich unter den Ptolemäern,

sogar Ehen unter leiblichen Geschwistern, die nach christlicher Ansicht für ein Verbrechen gelten. Die Kirche hat jedoch für die Ehe in verbotenen Graden Dispensationen. So finden wir, daß der 1717 geborene König Pedro III. von Portugal die 1734 geborene Tochter seines Bruders, Maria, heirathete, und daß beider Sohn, der Prinz Joseph Franz Xaver von Brasilien und Baira, im Jahre 1777 die Schwester seiner leiblichen Mutter, die Prinzessin Maria Franziska Benedicta, zur Gemahlin nahm[69]).

Hindernisse der Ehe sind ferner Verschiedenheit des Standes und der Religion.

Die Heirathen zwischen Christen und Juden, Mohammedanern und Juden, Heiden und Christen waren in der Regel nicht verstattet, doch übte die beiderseitige Geistlichkeit Nachsicht, wenn Hoffnung vorhanden war, daß die Frau oder der Mann den Gatten zu seinem Bekenntniß überreden werde. Die Heirath zwischen Arrianern und Katholiken, zwischen Christen und Heiden, zwischen Christen und Mohammedanern, zwischen Christen und Juden, später zwischen Katholiken und Protestanten war nur dann unmöglich, wenn beide Bekenntnisse in gleicher Macht nebeneinander standen. Die Streitigkeiten, die sich über kirchliche Anforderungen in Bezug auf gemischte Ehen entspannen, dauern bis in die neueste Zeit fort[70]).

Verschiedenheit des Standes bot überall, wo Sclaverei und Leibeigenschaft besteht, ein Hinderniß der Ehe dar, es bildete sich früh der Grundsatz der Ebenbürtigkeit, der sich um so mehr gliederte, je mehr die Verschiedenheit des Besitzes der Freien zunahm. Wenn z. B. bei den Normannen eine Königstochter sich unbedenklich mit einem freien Bauer vermählte, so bedachte sich die Grafentochter des siebzehnten Jahrhunderts, einen Baron zu heirathen. Die größte Abwägung der Standesverhältnisse fand natürlich in den fürstlichen Familien statt, wo der gegenseitige Stand Einfluß auf die Erbfolge übte. Bei den Sachsen, Burgundern und Longobarden standen harte Strafen auf Verbindungen zwischen Freien und Unfreien (s. Weinhold's deutsche Frauen S. 232). Unter den fränkischen Königen machte sich schon die Ansicht geltend, daß die Könige nur Königstöchter heirathen dürften; doch heirathete noch Karl der Große die Schwäbin Hildegard, die Ostfrankin Fastrada, die Alamannin Luitgard, sämmtlich Töchter von Edlen, Ludwig der Fromme die baierische Gräfin Judit. Später stiegen die Ansprüche, bis seit dem sechszehnten Jahrhundert die Liebe ein Auskunftsmittel in den Gewissensehen und den Ehen zur linken Hand ausfand. Kinder aus solchen Ehen waren nicht fähig zur Thronfolge. Wir werden später die Katharina, verwittwete v. Heßberg, geborne v. Brandenstein, Agnes Bernauer, Philippine Welser, Magaretha

v. Saale, Maria Elisabeth v. Degenfeld, Friederike Wilhelmine v. Grävenitz und andere in ähnlicher Weise an regierende Fürsten vermählte Frauen näher betrachten[71]).

In alter Zeit fand die Verlobung der Brautleute durch den Vater oder Vormund statt. Die Liebe schlug jedoch nicht immer diesen ebenen Weg ein. Seit uralter Zeit finden wir Beispiele, daß der Liebhaber die Geliebte mit deren Einwilligung entführte, dann aber auch, daß ein Völkerstamm dem anderen seine schönen Frauen und Mädchen mit Gewalt raubte und damit wie mit einer Waare verfuhr.

Die Göttersage der Griechen, die zum großen Theil eine Liebessage ist, berichtet, wie der Vater der Götter weder List noch Gewalt scheute, wenn es dem Genuß schöner Frauen galt. Der Vater der Geschichte erklärt uns die Ursachen, welche den Krieg in die Welt gebracht, und nennt uns als eine der ersten den Frauenraub. Den Anfang bürdeten sich Hellenen und Phönicier gegenseitig auf. Die Phönicier raubten zuerst Jo, die Tochter des Königs Machos von Argos, die sie zur See nach Aegypten entführten. Dann hatten die Hellenen die Tochter des Kolchischen Königs Medea entführt, und weiterhin raubte Alexander, des Priamos Sohn, die schöne Helena, woraus denn der Krieg von Troja erwuchs. So sei die Feindschaft zwischen den Asiaten und Europäern entstanden. Wir finden aber auch in Italien Beispiele solchen Frauen-

raubes, unter denen das glänzendste der Raub der Sabinerinnen ist. Es fehlte der neuen Pflanzung des Romulus an Frauen. Romulus ließ bei den Nachbarn feierlich anwerben, allein der Antrag fand nirgend eine günstige Aufnahme. Da beschloß er, die Gewalt mit der List zu verbinden. Er stellte dem ritterlichen Neptun zu Ehren ein großes Schauspiel an, das er Consualia nannte. Die Neugierde trieb die Nachbarn, namentlich die Sabiner, mit Weib und Kind nach dem neuen Rom, über dessen rasches Emporblühen sie sich wunderten. Die Zuschauer nahmen endlich Platz, das Spiel begann, und auf ein gegebenes Zeichen stürzten die jungen Römer auf die schönen Zuschauerinnen und erfaßten sie. Von Seiten der Väter und Brüder, die unbewaffnet gekommen, war an einen Widerstand ebenso wenig zu denken, als von Seiten der gewaltsam erfaßten Bräute, denen nichts übrig blieb, als Gattinnen und Mütter von Helden zu werden. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde bei den Römern die Braut von dem Bräutigam zur Vermählung aus den Armen der Ihrigen scheinbar gewaltsam entführt.

Bei den deutschen Völkern kamen gewaltsame Entführungen von Frauen und Mädchen so oft vor, daß die Gesetze dagegen überaus streng aufzutreten genöthigt waren. Es stand der Tod und ewige Friedlosigkeit auf dem Verbrechen. Das westgothische Gesetz bestimmt Folgendes: „Ist die Entführte im Stande, dem

Räuber zu entfliehen, bevor er ihr Gewalt angethan, so büßet derselbe nur sein halbes Vermögen; hat er aber seinen Willen gehabt, so wird er der Frau mit seinem ganzen Vermögen übergeben, bekommt öffentlich zweihundert Hiebe und ist fortan ihr Sclave. Erklärt sich die Frau bereit, den Räuber zu heirathen, so sind beide des Todes schuldig; fliehen sie zu einer Kirche oder zu einem Bischof, so wird ihnen wohl das Leben geschenkt, aber die Ehe ist ungiltig, und sie sind Hörige der Eltern der Frau, und es trifft sogar strenge Strafe die Brüder der Frau, die um die That wußten." Auch die fränkischen, sächsischen und longobardischen Gesetze verlangen strenge Strafen für Frauenräuber. Das sächsische Gesetz bestimmt, daß der Räuber einer Braut ihrem Vater und ihrem Bräutigam jedem dreihundert Soliden zu zahlen und außerdem das Mundium der Frau mit ebenso großer Summe zu erwerben hat; wenn er sie von der Seite der Mutter wegraubte, so erhielt auch diese dreihundert Soliden. Die Entführung einer Ehefrau ward mit dem Tode bestraft, der jedoch auch mit Geld zu sühnen war[72]).

In den scandinavischen, romanischen und deutschen Gedichten kommen solche Entführungen gar häufig vor; ebenso werden deren in den Chroniken erwähnt. Im Jahre 1020 brach Wratislaw, Sohn des Herzogs Udalrich von Böhmen, in's Kloster Niedermünster zu Regensburg und raubte eine hier im Schleier lebende Fürstentochter.

Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das spätere friesische Gesetz an, wodurch der Ausgang in die Hand der Braut gelegt ward. Die Entführte wurde aus dem Hause des Entführers genommen und drei Nächte in die Gewalt des Frohnboten gegeben. Am dritten Tage brachte sie dieser auf den Gerichtsplatz und setzte zwei Stäbe in die Erde; bei dem einen Stab stellten sich ihre Verwandten, bei dem anderen der Räuber auf; der Entführten war es freigestellt, sich zu dem ihr beliebigen Stabe zu begeben. Ging sie zum Räuber, so ward die Ehe als giltig betrachtet, und es fand keine Strafe statt; wenn sie aber zu ihren Verwandten ging, so mußte der Entführer sie doppelt gelten (Grimm, Rechts-Alterthümer 440).

In den Romanen der Europäer seit dem sechszehnten Jahrhundert spielen Entführungen noch immer eine Rolle, wenn sie auch im Leben ebenso selten vorkommen mochten, wie der gewaltsame Frauenraub. Das Land, wo noch jetzt Entführungen am häufigsten sich ereignen, ist unstreitig England. In Frankreich erregten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Entführungen des Fräuleins de Brun und später der Clemence einiges Aufsehn; in England wurde 1803 die Miß Leigh durch die Brüder Gordon und 1836 Miß Ellen Turner entführt, woraus sich überaus interessante Prozesse entwickelten[73]). Noch jetzt kommt es vor, daß ein verliebtes Paar in England seinen Eltern entläuft und sich zum Schmied von

Gretna Green begiebt, der eine rechtsgiltige Trauung vollzieht.

Der Gegensatz der Entführung ist der Verkauf der Frau. Im ganzen Orient verkauft der Vater seine Tochter, in ältester Zeit war es nicht anders bei den europäischen Völkern, der Bräutigam kaufte sie dem Vater ab. Spätere Sitte milderte dies, bis es ganz aufhörte.

Wir finden aber auch, daß der Ehemann über seine Frau verfügte. So vermachten sterbende Männer ihre Frau, wie andere Theile ihrer Habe, den Freunden und sorgten dadurch für die Zukunft der Gattin. In den isländischen Erzählungen finden wir aber auch, daß der Mann unter besonderen Umständen seine Frau einem Anderen bei seinen Lebzeiten käuflich abtrat.

In der Flamannasage wird erzählt, daß der Isländer Thorgils, der lange Zeit in Norwegen gelebt hatte und endlich in seine Heimat zurückkehren wollte, seine Frau, eine Schottin, seinem Freunde Thorstein als ein Angedenken zurückließ, und daß Jedermann dieses Verfahren gut hieß. König Frodi schenkte seine Frau, zur Strafe für ihre Untreue, einem unbedeutenden Manne.

Es kommt aber auch vor, daß der Mann die Frau verspielte und verkaufte, wie er es ebenso mit seinen Kindern machte. Im Jahre 1414 verkaufte ein Bürger von Costnitz zur Zeit des großen Conciliums seine Frau an die Cancellarien um 300 Ducaten, wofür er sich ein Haus

ankaufte. In England verkauften Ehemänner noch in den Jahren 1815 und 1819 ihre Frauen auf öffentlichem Markte, eine Sitte, die von den Sachsen herstammt.

Zur Förderung der Ehen hatte man schon in alter Zeit in Deutschland mancherlei Stiftungen. So stifteten in Landshut Peter Oberndorffer und seine Hausfrau eine Summe, wovon alle Jahre zwei Jungfrauen oder auch eine Witwe der Stadt und Umgegend ein Heirathsgut von 15 Pfund Pfennigen erhalten sollten. Aehnliche Stiftungen finden sich in mehreren Städten.

Im siebzehnten Jahrhundert entstanden in Hamburg und Berlin die Brautkassen; sie kamen 1714 auch nach Sachsen und bestanden in Dresden, Chemnitz, Freiberg, Döbeln, Waldheim, Gera, Rabenau, Somsdorf, Tharand, Seifersdorf; sie wurden einer landesherrlichen Commission zur Prüfung vorgelegt, welche dieselben am 20. April 1720 für geschlossen erklärte. Man nannte sie Jungfern-Gesellschaften zur Beförderung der Tugend und bequemen Versorgung vieler Unvermögender; besonders beabsichtigte man, Kinder guter Art dadurch zur Heirath auszustatten. Im Jahre 1716 wurden die Leges der neu aufgerichteten Jungferngesellschaft in Roßwein dem Drucke übergeben. Diese Jungferngesellschaften hatten eine bestimmte Anzahl von heirathsfähigen Mädchen zu Mitgliedern, wovon jedes einen gewissen Beitrag in die Casse zahlte, aus welcher es dann bei der Verheirathung eine Summe ausgezahlt

erhielt. Grund und Ursache der Aufhebung dieser an sich zweckmäßigen und daher auch in neuerer Zeit wieder in Vorschlag gebrachten Einrichtung war die Schwierigkeit, uneigennützige Cassenbeamte zu finden.

Im Jahre 1751 stiftete der Kammerrath K. Chr. Besser auf Lomnitz die sogenannte Jungfernlotterie, die er 1755 verdoppelte und 1762 erneuerte. Es sollten nämlich an seinem Geburtstage zwei Ausstattungssummen von je dreißig Thalern an zwei arme, untadelhafte, in der Stadt Zittau geborene Bürgerstöchter zwischen zehn und dreißig Jahren ausgezahlt werden. Die Bewerberinnen mußten loosen, daher der Name. Die Summe ward ihnen bis zu ihrer Verheirathung verzinst und, wenn diese nicht stattfand, nachdem sie das dreißigste Jahr erreicht hatten, ausgezahlt[74]. Zur Stiftung von Ehen haben die Frauen immer Lust, und seit alter Zeit sind sie namentlich in den Städten geschäftig, wenn es gilt, einem jungen Mädchen einen passenden Bräutigam auszusuchen. Der sprüchwörtlich gewordene Kuppelpelz reicht in alte Zeit hinauf. Im Orient, besonders aber in China, sind die Ehestifterinnen ein einträgliches Gewerbe. Noch jetzt machen in den kleinen Städten und Dörfern gewisse Personen es sich zum Geschäft, Heirathen zu stiften, während in den großen Städten dieses Geschäft von den Eheprocuratoren in's Große getrieben wird. Schon im Jahre 1784 schrieb C. F. Bretzner sein Lustspiel, das

diesen Titel führt; es waren damals in Berlin schon Heirathsbureaux; im Jahre 1798 war auch in Paris ein indicateur des mariages vor dem Palais d'Egalité. In England kommen öffentliche Ehegesuche durch die Zeitungen schon im Jahre 1788 vor. Im Jahre 1803 wollte sich ein braves deutsches Mädchen von zwanzig Jahren durch die Lotterie ausspielen lassen. Es sollten 24,000 Loose zu einem Gulden gemacht werden. Fiel das große Loos auf eine Frau, so sollte diese 4000 Gulden, ein behinderter Mann aber 6000 Gulden erhalten. Gefiel die Ehestands-candidatin dem ledigen Gewinner nicht, so erhielt dieser als Entschädigung 8000 Gulden[75]). Seit dem Jahre 1815 sind Heirathsanträge und Gesuche in den Zeitungen etwas ganz Gewöhnliches und oft durch die seltsamsten Umstände und Bedingungen gewürzt.

Verlobung und Hochzeit sind die Krone der Liebe; sie sind als höchst wichtige Ereignisse mit Recht bei allen Völkern durch besondere Förmlichkeiten und Feierlichkeiten verherrlicht.

Bei Griechen, Römern und Germanen ging der Schließung der Ehe eine feierliche Verlobung voraus. In den Zeiten des griechischen Königthums kaufte der Bräutigam den Eltern ihre Tochter ab. Das änderte sich allgemach dahin, daß die Eltern der Tochter eine Mitgift für den neuen Hausstand gewährten; eine Sitte,

die in Solon's Zeiten bereits erscheint. Später vereinigten sich öfter Athenische Bürger, um die Töchter unbemittelter Eltern auszustatten. Diese Mitgift bestand in baarem Gelde, Schmuck, Kleiderstoffen, Sclaven; der Werth derselben wurde begrenzt, damit der Mann nicht in ein abhängiges Verhältniß zur Frau gerathe. Bei der Verlobung, die als Rechtshandlung angesehen wurde, war die gesammte Mitgift ausgestellt.

Auch bei den Römern fand die feierliche Verlobung vor den beiderseitigen Verwandten statt, der Vater des Bräutigams hielt bei dem der Braut förmlich um die Hand des Mädchens für seinen Sohn an. Anhaltung und Zusage wurden in besonderen rechtsgiltigen Formeln ausgesprochen. Ueber diese Rechtshandlung wurde eine Urkunde aufgesetzt und in Gegenwart einiger Freunde unterschrieben und untersiegelt. Dabei ward ein Gastmahl angestellt, und der Verlobte gab seiner Braut einen Ring. Für die Verlobung wählte man sorgfältig einen glücklichen Tag aus. Vermieden wurden die Calenden, Nonen und Idus, dann gewisse Festtage und der ganze Monat Mai. Bei der Verlobung ward die Aussteuer und der Tag der eigentlichen Hochzeit bestimmt[76]).

Bei den germanischen Völkern war die Ehe ursprünglich ein Kauf, und in Deutschland erhielt sich bis in's späte Mittelalter die Redensart: „ein Weib kaufen," wie Jacob Grimm (Rechtsalterthümer 421) nachgewiesen

hat, und wie die Ditmarsen ihre Töchter ohne Brautschatz verloben und verehelichen und schenken, und bezahlet der Bräutigam Dem, in dessen Gewalt die Braut ist, so viel sie ausgemacht haben. In Scandinavien erhielt die Braut das Geld, ebenso bei den Germanen zur Zeit des Tacitus. Diese Mitgabe des Bräutigams wurde von der Familie desselben geprüft; sie bestand in Rindern, einem aufgezäumten Pferd und Schild und Waffen. Spätere Beispiele zeigen, daß Reiche der Braut liegende Güter und Grundstücke verehrten. Dann beschenkten aber auch die Eltern oder Vormünder der Braut den Bräutigam, indem sie der Tochter eine Aussteuer, Mitgift, Heimsteuer oder ein Vatergeld mitgaben. In früherer Zeit war die Morgengabe des Bräutigams bedeutender und ansehnlicher als die Aussteuer der Eltern; die spätere Zeit kehrte das Verhältniß um. In älterer Zeit begründete der Bräutigam den Hausstand; in neuerer dagegen ist nichts gewöhnlicher, als daß der Bräutigam sich erst durch die Braut ein solides Vermögen schafft, und daß seine Morgengabe in einem durch Geschlecht oder Verdienst berühmten Namen, in einer schönen Figur, in geistigen Gaben und anderen Vorzügen besteht.

War das Geschäft der Verabredung von Morgengabe und Aussteuer zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigt, so erfolgte die feierliche Verlobung, und zwar öffentlich und am Tage in Gegenwart der Eltern, Verwandten und

anderer Zeugen. König Hans von Dänemark bestimmte, daß bei einer Verlobung mindestens zwölf Personen gegenwärtig sein sollten.

Die Zeugen schlossen einen Kreis, das Brautpaar trat in die Mitte desselben. Darauf trat der Verlobende, Vater oder Vormund, zu ihnen und legte erst dem Manne, dann dem Mädchen die Frage vor, ob sie einander zur Ehe haben wollten.

In alter Zeit waren die Formeln, die bei der Verlobung zu sprechen waren, genau vorgeschrieben; auch waren mehrere symbolische Handlungen damit verbunden.

Bei den Franken überreichte der Bräutigam der Braut einen Ring mit einem Kuß, gab ihr auch Schuhe. Nachher ward es üblich, der Braut nur Schuhe bei der Verlobung zu schenken, ja ihr dieselben selbst anzuziehen.

Wie bei den Römern war bei den Germanen der Ring ein Symbol ehelicher Verlobung, wie denn auch Siegfried der Chriemhild den Ring übergiebt. Im vierzehnten Jahrhundert findet sich in Köln folgende Verlobungsceremonie: Wer zwei zur Ehe zusammengiebt, soll zuerst den Mann fragen: „Willst Du Sibyllen zu einem ehelichen Weibe und einem Bettgenossen haben?" So soll der Mann sagen: „Ja". Dann soll er die Braut bei ihrem Namen fragen: „Willst Du Heinrichen zum Vormunde und Bettgenossen haben?" So soll sie sagen: „Ja".

Dann soll der Bräutigam den Ring nehmen und ihn der Braut an den Finger nächst dem kleinen Finger stecken, und Der sie zusammengiebt, soll ein Tuch, worin zwölf Tornesen oder kleine Silbermünzen von Tours sind, nehmen und sprechen: „Ich befehle euch zusammen, auf fränkischer Erde mit Geld und Gestein, Silber und Gold nach Frankenweise und Sachsenrecht, daß euer keines das andere lassen soll, um Lieb noch um Leid, noch um irgend etwas, das Gott an ihm geschaffen hat oder schaffen wird." Dann soll er das Tuch mit dem Gelde Einem geben, der es der Braut behalte, die es armen Leuten um Gottes Willen geben muß. Darauf soll der Bräutigam der Braut aus einem Becher schenken und vor der Braut trinken.

Die Verlobungsformel freier Schwaben gestaltete sich im zwölften Jahrhundert folgendermaßen: Nachdem der Bräutigam unter dem Zeichen von sieben Handschuhen seinen Schutz und seine Habe der Braut zu seinem und ihrem Rechte mit seinem Vollwerthe gegen ihren Vollwerth verlobt und verwettet hat, nimmt der gekorene Vormund der Frau die Pfänder und die Braut und ein Schwert und ein gülden Ringlein, einen Pfennig und einen Mantel, steckt den Hut auf des Schwertes Spitze, den Ring an den Schwertgriff und überantwortet die Frau dem Manne, indem er spricht: „Hiermit befehle ich mein Mündel eurer Treue und Gnade und bitte euch bei der Treue

mit der ich sie euch befehle, ihr wollet ihr ein rechter Voigt und ein gnädiger Voigt sein und ihr kein schlechter Vormund werden."

Im Ruodlieb überreichte der Bräutigam den Ring ebenfalls am Hefte des Schwertes, wie dies auch bei den Angelsachsen gewöhnlich war. Der Bräutigam steckte den Ring der Braut selbst an den Finger und sprach dabei: „Wie der Ring den Finger fest umschließt, so gelobe ich, Dich in fester Treue zu umschließen; auch Du mußt mir sie halten, oder der Tod trifft Dich." — Als Wigamur seiner Braut den Ring angesteckt hatte, sprach sie: „Nun sollt auch Ihr den meinen nehmen. Gott gönne mir, daß Ihr lange gesund seid, denn alle meine Freude liegt an Euch."

Viele der in deutschen Gräbern gefundenen einfachen wie spiralförmigen Ringe aus Bronze waren jedenfalls derartige den Bräuten überreichte Verlobungszeichen. Die meisten sind von solchem Umfange, daß sie nur an einer Frauenhand gesessen haben können.

Der Ring wird auch in den schwedischen Spieltanzliedern mehrfach erwähnt, wie er sich denn bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Seit dem sechszehnten Jahrhundert gestalteten sich die Verlobungsringe oft zu niedlichen Kunstwerken, wie denn ein solcher vom Jahre 1620 (Nr. 1513 meiner Sammlung) zwei verschlungene Hände zeigt, die ein rothemaillirtes Herz halten.

Wir sahen, wie in Köln der Bräutigam der Braut zutrank. Diese Sitte kam auch in Holstein vor; bei den alten Ditmarsen überreichte der Brautvater oder der Vetter dem Bräutigam eine neue eschene Schale, den Löftbekker, mit einer Kanne frischen Bieres, den nun dieser der Braut und den verwandten Freundinnen zutrank. Mit dem Becher gab der Bräutigam der Braut den Ehrenpfennig[77]).

Bei den europäischen Völkern war die Verlobung die rechtsbindende Begründung der Ehe, auf welche sodann die religiöse Weihe, die Trauung, folgte.

Bei den alten Griechen brachte der Brautvater den Gottheiten der Ehe, in Athen dem Zeus und der Hera, sowie der Artemis, ein Opfer dar. Am Hochzeitstage selbst nahm der Bräutigam, wie die Braut, ein Bad im Wasser einer Quelle oder eines Flusses. In Athen ließ man das Wasser durch einen dem Bräutigam verwandten Knaben aus der Kallirhoequelle holen. Für die Braut holte es ein ihr durch Verwandtschaft nahestehendes Mädchen. Die Trojanischen Bräute badeten im Skamander, die von Magnesia im Mäander. Gegen Abend holte dann der Bräutigam die Braut in einem mit Rindern oder Maulthieren bespannten Wagen ab. Sie saß im schönsten Schmuck zwischen dem Bräutigam und dessen nächstem Verwandten oder Freunde. An manchen Orten verbrannte man nach der Ankunft im Hause des Bräutigams die Are

des Wagens. Vor dem Brautzuge trug man entzündete Fackeln, voran schritt die Mutter der Braut, hinter dem Wagen folgten abermals Fackelträger. Die Begleiter sangen den Hymenäos, das Brautlied, unter Flötenbegleitung. Braut und Bräutigam waren in weiße Gewänder gekleidet und bekränzt. Bekränzt waren ebenfalls die Thüren der Häuser des Bräutigams und der Braut. Die von Salben duftende Braut trug auf dem Haupte einen Schleier. Wer dem festlichen Zuge begegnete, rufte dem Paare Glückwünsche zu. Bei der Ankunft im Hause des Bräutigams wurde das Brautpaar mit allerhand Naschwerk überschüttet. Dann setzte man sich zu dem Festmahl, wozu als Zeugen möglichst viele Gäste geladen wurden, und wobei auch, was sonst nicht stattfand, die Frauen anwesend waren, die aber mit der Braut an einem besonderen Tische lagerten. Man trug dabei Sesamkuchen auf, die eine Frau für diesen Zweck besonders angefertigt hatte.

Wenn das mit Wein reichlich gewürzte Gastmahl vorüber, wurde die verschleierte Braut in den Thalamos oder das eheliche Schlafgemach geführt, das der Bräutigam hinter sich verschloß. In Athen hatte Solon angeordnet, daß die Braut vorher eine Quitte essen mußte. Endlich sang ein Mädchenchor vor der Thüre das Epithalamion. Im achtzehnten Idyll des Theokrit ist uns die Probe eines solchen Brautgesanges erhalten, das Brautlied bei der Hochzeit des Menelaos und der Helena:

Schon so gar frühzeitig, o Bräutigam, bist Du entschlummert?
Fühlst Du vielleicht in den Knieen Dich bleischwer oder so schläfrig?
Oder auch trankst Du zu viel, daß dort auf das Lager Du hinsankst?
Wolltest Du schlafen denn gehen zur Stund', o Du konntest allein gehn,
lassend das Kind mit den Kindern annoch bei der zärtlichen Mutter
spielen bis hoch zum Helle. Denn übermorgen, wie morgen
und von Jahr zu Jahr ist Dein, Menelaos, die Braut nun.

Der Gesang ergeht sich dann in dem Preise der herrlichen Eigenschaften der Braut, in der Aufzählung ihrer Geschicklichkeiten wie in denen des Bräutigams und schließt dann mit guten Wünschen:

Heil Dir, o Braut, Heil Dir, Eidam des erhabenen Schwähers!
Leto verleih', o Leto, die Pflegerin, edle Geburt Euch,
Kypris, die göttliche Kypris, Euch gleich zu lieben einander;
Zeus dann, Zeus, der erhabne Kronid', unvergänglichen Reichthum,
daß er von edlem Geschlecht auf edles Geschlecht sich vererbe.
Schlaft in das Herz einander, Euch Lieb einathmend und Sehnsucht.
Schlaft, doch auch zu erwachen am Morgenschimmer vergeßt nicht!
Wir auch kommen zurück, wenn der tagankündende Sänger
wach aus der Ruh' aufkräht, schönfiedrig wölbend den Nacken.
Hymen, o Hymenäos, erfreue Dich dieser Vermählung.

Zuweilen bewachte auch ein Freund des Bräutigams die Thüre, damit die Frauen nicht etwa der um Hülfe rufenden Braut beistehen konnten. Am folgenden Morgen erhielt die junge Frau von ihrem Manne und das neue Ehepaar von den Verwandten und Freunden Geschenke.

Die Verheirathungsceremonieen der Römer waren dem solennen Charakter der Nation angemessen und gleichermaßen durch religiöse Handlungen geweiht.



Der Bräutigam fand sich an dem durch die Wahrsager gewählten Tage in dem Hause der Braut mit seinen Begleitern ein. Es ward der Juno ein Schwein geopfert und die Galle desselben weggegossen. Der Bräutigam führte die Braut scheinbar gewaltsam, zum Andenken an den Raub der Sabinerinnen, aus dem Kreise ihrer Familie hinweg. Bei ihm waren seine Verwandten und Freunde, drei jugendliche Brautführer, von denen zwei die Braut führten, während der dritte eine Fackel voraustrug, die aus Weißdorn gemacht war; der Opferknabe des Priesters, Camillus, und Mädchen mit dem Spinngeräthe der Braut, sowie Knaben mit einem bedeckten Gefäß und Spielsachen folgten. Die Braut trug ein langes weißes Kleid von Wolle mit Purpursaum und mit einem wollenen Bande gegürtet, das in einen Herkulesknoten geschürzt war, dessen Lösung Aufgabe des Bräutigams war. Das Gesicht der Braut war mit einem feuerfarbenen Schleier bedeckt, ihr Haar mit einer Lanzenspitze in sechs Locken getheilt und mit Blumen bekränzt.

So ward die Braut, von zahlreichen Verwandten und Fackelträgern begleitet, in das Haus des Bräutigams gebracht. Hier fragte man sie, wer sie sei. Sie antwortete: „Wo Du Cajus, bin ich Caja". Dies geschah zu Ehren der Caja Cäcilia oder Tanaquil, der Gattin des Tarquinius Priscus, die als Vorbild edler Weiblichkeit galt.

Die Braut umwand darauf die Thürpfosten ihres

Mannes mit wollenen Binden und bestrich sie mit Schweins- und Wolfsfett, um Behexungen und Bezauberungen abzuhalten. Ueber die Thürschwelle ward sie hinweggehoben, da man es für eine ungünstige Vorbedeutung hielt, wenn sie etwa mit dem Fuße daran gestoßen hätte. War sie eingetreten, so überreichte man ihr die Schlüssel des Hauses, dessen Vorsteherin sie nunmehr sein sollte, sowie Feuer und Wasser.

Darauf erfolgte die religiöse Weihe unter Vorstand des Pontifex maximus und Flamen dialis vor zehn Zeugen und den Haruspicen, welche die Prüfung der Zukunft besorgt hatten. Diese fügten die Hände der Brautleute zusammen, welche sich dann auf zwei mit einem Schaffelle bedeckte Stühle setzten und zusammen Brot aßen, welches aus Salz, Wasser und Mehl gebacken war. Dabei ward ein Schaf geopfert. Diese Art der Zusammengebung war die feierlichste, sie hieß Confarreatio. Die Frau ging dadurch aus der Gewalt ihres Vaters in die ihres Mannes über, sie wurde Familienmutter und Herrin des Hauses, sie trat in Gütergemeinschaft mit ihrem Manne, sie kam zu ihm in das Verhältniß der Tochter zum Vater und beerbte ihn, wenn er starb. Dies war die Ehe, wie sie namentlich unter den Patriciern stattfand.

Eine minder feierliche, aber nicht minder bindende Ehe war die durch Kauf (Coemptio). Braut und Bräu-

tigam gaben sich gegenseitig eine kleine Münze, wobei sie gewisse Formeln aussprachen.

Die dritte Form der Vermählung bildete der Gebrauch, Usus, d. h. wenn ein Mädchen mit Bewilligung ihrer Familie, ihrer Eltern oder Vormünder mit einem Manne ein ganzes Jahr zusammenlebte, ohne die Nächte abwesend zu sein, so war sie durch Verjährung seine Frau. War sie aber drei Nächte abwesend, so ging sie nicht in die Gewalt ihres Mannes über, sondern blieb in der ihres Vaters und hieß deshalb nicht Materfamilias, sondern Matrona.

Den Schluß aller Eheceremonieen bildete das Hochzeitsmahl, wobei fünf Kerzen brannten und das Hochzeitslied gespielt und gesungen wurde. Nach dem Schlusse des Mahls ward die Braut von Matronen, die nur einmal verheirathet gewesen, in das im Atrium aufgestellte, prächtig geschmückte Brautbett gebracht. Der Bräutigam warf Nüsse unter die Knaben, zum Zeichen, daß er von nun an allen Spielen entsage, die Braut widmete ihre Puppen und Spielsachen der Venus. Die Gäste wurden dann mit Geschenken entlassen. Am nächsten Tage folgte ein zweites Gastmahl, wobei die junge Frau von den Gästen Geschenke erhielt. Sie verrichtete auch einige heilige Gebräuche und zeigte sich so in ihrer neuen Stellung als Hausfrau thätig[78]).

Bei den Völkern des christlichen Europa

fehlte es so wenig als bei den alten Römern an einer religiösen Weihe der Ehe. Ob die germanischen Nationen nach der feierlichen Verlobung der Brautpaare durch Vater oder Vormund noch außerdem eine religiöse Weihe stattfinden ließen, ist nicht nachgewiesen. Ja, es findet sich in den Gedichten des Mittelalters eben sowohl Vollziehung der Ehe ohne Trauung, als auch nach einer solchen.

Jedenfalls aber ward die kirchliche Einsegnung und Trauung allgemeiner, nachdem die Kirche die Verwandtschaftsgrade fester bestimmt hatte und die Ehe überhaupt als ein Sacrament betrachtete und beaufsichtigte[79]).

Die alten Germanen erforschten vor jedem wichtigen Unternehmen im öffentlichen wie im Privatleben den Willen der Götter; dies konnte bei der Eingehung der Ehe kaum umgangen werden. Im Gebrauch erhielt sich das Looswerfen bis ins dreizehnte Jahrhundert, wo es noch von der Kirche bekämpft wurde. Die germanischen Völker hatten demnächst unter ihren Göttern den Loki, Thor und Fro als Schirmherren der Ehe, die Schweden opferten bei Hochzeiten dem Fro, und deutsche Völker legten der Braut Thor's Hammer in den Schoos.

Nach Einführung des Christenthums befragte man vor Eingehung einer Ehe den Bischof und Presbyter um Rath, und die Ehe ward nach dem Genusse des heiligen Abendmahls unter priesterlichem Segen geschlossen. So war es bei den ersten Christen.

Für die Lande des römischen Rechts ward gesetzlich bestimmt, daß nur die Ehe giltig sei, welche unter kirchlichen Formen geschlossen worden, und hier wurde denn auch, bei kräftigem Nachdruck von Seiten der Kirche, die kirchliche Einsegnung der Ehe bald allgemein; ebenso in England und Scandinavien.

Größeren Widerstand fand die Kirche in den deutschen Ländern. Zunächst fügten sich die Fürsten und die höheren Stände den Ermahnungen der Geistlichen. Bei den Vermählungen König Heinrich's III. im Jahre 1043 und Kaiser Heinrich's V. im Jahre 1114 war die Geistlichkeit und zwar in großer Anzahl thätig. In den epischen Gedichten finden wir die kirchliche Einsegnung des Ehepaares ebensowohl vor als nach Vollziehung der Ehe. In Heinrich's von Freiberg Tristan tritt der einsegnende Bischof in dem Hochzeitshause mitten unter die tanzenden und lärmenden Gäste und nimmt so die geistliche Handlung vor. Noch im Jahre 1420 verlangte das Concil von Salzburg, daß die Trauung in der Kirche, oder wenigstens an einem ehrbaren und vom Geräusch entfernten Orte stattfinden sollte, während noch im Jahre 1291 Erzbischof Konrad von Salzburg es für genügend erklärt hatte, wenn der Abschluß der Ehe binnen Monatsfrist dem Pfarrer vor zwei oder drei Zeugen angezeigt wurde. Noch im sechszehnten Jahrhundert kommt es vor, daß die Einsegnung oder die Trauung erst nach der Hochzeit stattfand[80]).

Die Reformation brachte festere Formen. Die katholische Kirche hatte die Ehe ohne eigentliche Einsegnung zwar nicht gut geheißen, aber dennoch für unauflöslich erklärt. Luther erkannte keine Ehe für giltig, die nicht in der Kirche durch den Geistlichen eingesegnet worden war. Trotzdem ist nachweislich noch im Jahre 1551 in dem höheren Bürgerstande eine Ehe ohne kirchliche Trauung vorgekommen. Ehen, die ohne vorhergegangenes Aufgebot und ohne kirchliche Einsegnung vollzogen wurden, und die in den niederen Schichten der Gesellschaft auch heutiges Tages öfter vorkommen, nennt man wilde Ehen. Sie werden immer seltener, je mehr die Polizei dem gesellschaftlichen Leben ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Dennoch wird aber noch am heutigen Tage es als Ehe anerkannt, wenn in Schottland ein Liebespaar vor irgend einem Zeugen erklärt, daß es sich als Mann und Frau betrachte. Das englische Parliament hat es nicht gewagt, diese schottische Eheschließung anzutasten und somit dem der englischen Grenze zunächst gelegenen Orte Gretna Green eine einträgliche Quelle des Erwerbs abzuschneiden.

Die Hochzeitsgebräuche der europäischen Völker bieten überaus mannichfaltige Einzelheiten dar, die je nach dem Stande der Brautleute vielfach gegliedert sind.

In den höchsten Ständen, wo es darauf ankam, das Geschlecht fortzupflanzen, fand namentlich in Frankreich eine Prüfung der Braut durch die Damen des Hofstaates

statt, ehe man zur Trauung verschritt[81]). Dann ward die Braut zu ihrem feierlichen Gange an den Altar geschmückt. Wie bei den alten vorchristlichen Griechen und Römern trug auch bei den romanischen und germanischen Nationen die Braut an ihrem Ehrentage Kranz und Schleier. Kränze trugen überhaupt die Jungfrauen, zum Unterschiede von den Frauen, über dem offenen losen Haar. Diese Kränze, Schapel, bestanden theils aus künstlichen, theils aus natürlichen Blumen und Blättern. Am Rhein und Main trugen noch vor 15 Jahren die Jungfrauen einen Kranz von Myrten oder Blumen, mit Goldflinkern durchflochten, bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen kirchlichen Festen als Auszeichnung, die Schappel, in Unterbayern aber Kappel genannt wird. Gleichen Namen führt dieser Kranz auch in der Schweiz. In den Trachtenbüchern des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir besonders Bräute und die sie begleitenden Jungfrauen mit dem Kranze, der meist aus Draht gemacht ist. Die Braut zeichnete sich vor den übrigen jungen Mädchen durch einen besonders schönen Kranz aus. Bis in das erste Jahrzehend dieses Jahrhunderts war der Brautkranz meist aus Metalldraht, der mit grüner Seide übersponnen und ohne Blumen und Blätter nur mit einer Menge Spiralen umgeben war. Dieses Kränzlein, etwa zwei Zoll hoch und drei Zoll im Durchmesser, saß auf dem Scheitel und über dem Schleier. Diesen Kranz setzte man auch den verstorbenen

Bräuten im Sarge auf, wie mir mehrere Beispiele aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannt sind. Gegenwärtig besteht fast durch ganz Deutschland der Brautkranz aus Myrtenzweigen und wird von der Mutter oder den Freundinnen mit besonderer Sorgfalt gewunden. Die Myrte war aber bei den Alten schon der Venus gewidmet. Gefallenen Mädchen, die zum Traualtare gingen, drohte man mit dem Strohkranze[82]).

Nächst dem Kranze trug die Braut den Schleier, wodurch sie sich von den Jungfrauen unterschied, da die Frau sich eben durch das bedeckte Haupt auszeichnete. Allerdings war auch hierin die Mode maßgebend, und im vierzehnten Jahrhundert, wie in den folgenden, trugen auch die Jungfrauen in den deutschen Städten Schleier und trieben damit solchen Luxus, daß die Obrigkeiten einzuschreiten für nöthig fanden. Gleich den römischen Bräuten haben auch die altscandinavischen den Schleier, und die christlichen Nonnen legten zum Zeichen ihrer geistlichen Ehe mit dem himmlischen Bräutigam den Schleier an. Auf den Bildern des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir die Bräute nur mit dem Kranz, die eine sogar mit einem großen Federbusch in den Haaren, aber ohne Schleier, der gegenwärtig zur großen Toilette der Braut wieder angenommen ist[83]).

Nach der Trauung oder auch am Tage darauf legte die junge Frau die ihrem neuen Stande gebührende Kopf-

bedeckung an. So schlüpfte die reine süße Magd Isot in weiblich Gewand und band ihr Haupt schön nach gewöhnlicher Sitte (Ulrich's Tristan 310). In den deutschen Städten bekam die junge Frau an die Stelle des Kranzes eine Haube auf den Kopf, daher die Redensart: ein Mädchen unter die Haube bringen, unter die Hülle, die Mütze, die Huwe kommen. Im Holsteinischen setzte man der jungen Frau eine festgesteckte Haube von Leinen und Schier auf, und sie sang:

> Myn jungferlik herrliche Titel verschwindt,
> myn Flege, myn Flechtels, myn Flittertuch liegt,
> myn Hårlyn verschloyert, verfinstert man hyr
> mit Stiftels, mit Hüvels van Linnen, van Schyr.

In Holstein erhält die Neuvermählte am Tage nach der Hochzeit eine Haube, die den Namen Hulle führt, während die haubenartige Kopfbedeckung der Mädchen Huve heißt. Das Geschenk, welches der Brautmutter verabreicht wird, heißt daher Hullengeld; daher das Sprüchwort: Mit Eren under de Hullen kommen. Im Bremischen heißt die Frauenhaube auch Binze, Parrel-Binze, die mit Schmelz und Korallen ausgeziert ist. Ein vorlautes, naseweises Mädchen nennt man daher Binze. Der Brautkopfputz der Dittmarsinnen wird Peel genannt. Auch in Litthauen findet sich die Sitte, daß man der Neuvermählten am Tage nach der Hochzeit eine Haube, Kyla, mit einem großen Schleier als frauenmäßigen Kopfputz aufsetzt[34]).

In neuerer Zeit ist Weiß als die zweckmäßigste, die Unschuld andeutende Farbe für das Kleid der Braut angenommen und bis jetzt von der Mode beibehalten worden. Dem war nicht so in alter Zeit. Wir sehen in den Trachtenbüchern des sechszehnten Jahrhunderts die Bräute in allen Farben prangen, immer aber mit reichem Schmucke bedeckt. Als die Braut des Herzogs Heinrich von Sachsen-Freiberg, Katharina von Mecklenburg, im Jahre 1512 durch Merseburg fuhr, war ihre Hochzeitskleidung „fast seltsam von etlichen hundert Stücklein zusammengesetzt. Die Hauptfarben waren Roth und Gelb, lange Strichelchen, einer halben Elle lang und eines Viertels breit, gegeneinander gesetzt, darauf nach der Quere, dazwischen Striche zweier Querfinger breit, schachtweise von den Farben zusammengestickt und genäht, als nämlich Rosinfarbe, Gelb, Aschfarbe und Weiß. Solche Kleidung nahm viel Arbeit und war Alles Buntwerk."

Bunte Brautkleider waren noch im ganzen vorigen Jahrhundert vorherrschend; das Brautkleid war von schwerem, seidenem Stoffe und blieb, bei der unverwüstlichen Dauer der Stoffe und sehr sorgfältiger Bewahrung, das Staatskleid für die übrige Lebenszeit der Hausfrau. Mit dem Falle des Reifrocks und der Einführung der griechischen Tracht beginnt Weiß allgemeiner in der Frauentracht zu werden; seitdem wählten die Bräute sich auch diese Farbe für ihr Ehrenkleid[65]).

Die Hochzeit selbst begann mit der feierlichen Einholung der Braut aus ihrem in des Bräutigams Wohnort durch dessen Freunde. Man nannte das den Brautlauf oder Brautzug.

Braut und Bräutigam ladeten ihre Verwandten und Freunde zu der Hochzeit, die in alter Zeit im Hause des Bräutigams gefeiert ward, wogegen in neuerer Zeit die Eltern der Braut die Hochzeit in ihrem Hause ausrichten. Nur bei fürstlichen Vermählungen ist Trauung und Hochzeit in der Residenz des Bräutigams.

In den meisten norddeutschen Landen wird am Vorabend der Trauung ein Polterabend gefeiert, der meist die Hochzeit selbst ersetzt. Es finden sich die geladenen Verwandten und Freunde zusammen und unterhalten sich durch allerlei Scherze, Aufführungen, Tänze. Ein Polterabend findet auch auf den Faröen statt.

Die bei der Hochzeit selbst üblichen Gebräuche waren ehedem sehr mannichfaltig nach den verschiedenen Landstrichen. Bei den alten Ditmarsen wurde die Hochzeit am Donnerstage nach der kirchlichen Einsegnung gefeiert. Der Bräutigam ging mit sechs, acht, zehn oder mehr seiner Verwandten und Freunde als Brautknechten zur Braut ab. Sie saßen zu Pferde, und mit ihnen fuhren vier Wagen, auf deren erstem die Kleiderfrauen saßen, welche gewöhnlich die Weiber der Brautknechte waren und die Kleider der Braut zu besichtigen, zu empfangen und heim zu bringen

hatten. Der zweite war für die Braut, ihre Beisitzerinnen und die Spielleute bestimmt. Die im Brauthause angelangten Brautknechte wurden hier herrlich aufgenommen, und der älteste brachte entblößten Hauptes die Bitte vor, daß man ihnen die Brautwagen folgen lasse. Die Kleiderfrauen schafften hierauf die Kleider und Betten, das manneslange Brautbrot und den Brautkäse auf den Wagen, und die Brautknechte luden die Kisten der Braut auf. Wenn die Wagen mit den Sachen der Braut fort waren, erstattete der älteste Brautknecht im Namen des Bräutigams und seiner Mitgesellen den Dank ab, und nun ward die Gesellschaft zum Sitzen genöthigt. Die Gäste wurden nun bewirthet und vornehmlich mit einem guten Trunke gelabt, auf daß solche Gäste wüßten, wo sie gewesen waren. Nachdem das Essen wieder abgetragen war und die Brautknechte der Reihe nach den Vortanz gehalten hatten, trat der Wortführer wieder auf und begehrte Gehör. War ihm dies nach einigem Weigern gewährt, so dankte er, daß ihm der Wagen verabfolgt war, daß ihnen Ehre und Gutes erwiesen worden, und bat darauf, daß nunmehr die Braut in das Zimmer kommen möge, dieweil sie darum abgesandt seien und der Bräutigam auf's Höchste nach ihr verlange. Ohne Zweifel verlange auch die Braut nach ihm, und wenn nicht nach ihm, so doch nach ihrem Wagen und ihren Kleinodien. Nachdem das Begehren mehrmals abgeschlagen worden, so daß oft der andere Tag herankam, ward die

Braut, die bis dahin mit ihren Frauen und Jungfrauen in einem besonderen Gemache gewesen war, mit ihren zwei Spriddeldocken oder Gesellschafterinnen hereingeführt, in jungfräulichem Schmucke, aber mit ganz verhülltem Haupte. Wenn Alles zur Abreise fertig war, ward sie dem Brautknechte von ihrem nächsten Verwandten übergeben, ihr des Bräutigams Hut aufgesetzt und unter Glück- und Segenswunsch der Ihrigen abgefahren. Diese blieben noch eine Zeit lang fröhlich beisammen. Unterdessen waren die Wagen mit der Ausstattung im Hause des Bräutigams angekommen und abgeladen worden. Die Braut selbst näherte sich mit den Reitern und Spielleuten und stellte sich, nachdem die Pferde bei Seite geschafft waren, mit ihren Begleiterinnen vor der Thür des Hauses auf. Jetzt erst erschien der Bräutigam, trat barhaupt vor die Braut und fragte dreimal: „Kann ich wohl mit Ehren meine Braut einführen?“ Es ward dreimal geantwortet: „Führt sie in Gottes Namen ein.“ Darauf nahm er sie bei der Hand, ließ sie sich dreimal herumdrehen und schwang sie in's Haus hinein, indem er sprach: „Mit Ehren führe ich meine Braut ein.“ Vor der Stubenthüre ward Herumdrehen und Hineinschwingen wiederholt; dann verließ er sie und ging in sein Gemach. Daran schlossen sich Tanz und Gastmahl.

Die altfriesische Sitte erhielt sich bis in's achtzehnte Jahrhundert auf der Insel Silt. Auch dort war der

Donnerstag für die Hochzeit bestimmt. Am Donnerstag-morgen sammelten sich alle geladenen Gäste bei dem Bräutigam und leiteten diesen und den Brautmann, seinen Beistand, zum Brauthause, dessen Thüre verschlossen war. Nachdem sie mehrmals angeklopft, erschien ein altes Weib und fragte nach ihrem Begehr. Der Begleiter antwortete, daß sie hier eine Braut abzuholen hätten, die Alte schlug aber die Thüre zu und sagte, daß hier keine Braut vorhanden. Endlich ward indessen die Thüre geöffnet und ein Frühstück aufgetragen. Nachdem dieses verzehrt, gingen sämmtliche Männer vor das Haus, und die Braut ward vom Vater übergeben. Der Vormann begann nun einen Tanz mit ihr; den zweiten Tanz hatte der Bräutigam, die anderen Männer tanzten mit den übrigen anwesenden Weibern. Nach einer halben Stunde stiegen Alle wieder zu Pferde, nachdem ein Junggeselle, der Bridleffer, Brautheber, die Braut und ihre beiden Aalerwüffen, d. h. Ehrenfrauen, auf den Wagen gehoben, was keine leichte Arbeit war; denn der Junggesell durfte die Weiber nicht unterhalb der Kniee anfassen, oberhalb derselben war aber der Umfang derselben ungeheuer, da sie drei gefältete Frießunterröcke und einen faltigen Schafpelz darüber trugen. Darauf ritten die Männer unter Absingung eines geistlichen Liedes rasch zur Kirche, der Vormann und der Bräutigam vor dem Brautwagen, die Anderen hinterher. Der Vormann und die Ehefrauen gingen dann mit dem

Brautpaar in die Kirche, die Anderen ritten mittlerweile im Dorfe umher. Nach erfolgter Trauung trat man den Weg nach dem Hause des Bräutigams an. Dieses war auch verschlossen, öffnete sich aber leichter als das der Braut. Nun erfolgte das Gastmahl, das bis in die Nacht hinein dauerte. Während des Tanzes hatten die Brautjungfern die Aufgabe, mit Branntwein herumzugehn und denselben den Gästen in einem Löffel zu reichen. Die Braut saß zwischen den beiden Ehrenfrauen[86]).

In Mecklenburg ließ schon um's Jahr 1711 die alte Sitte nach, dennoch aber waren noch im Jahre 1763 die Hochzeitsgebräuche eigenthümlich genug. Die Bützowischen Ruhestunden geben uns folgende Auskunft: „Wenn ein Bräutigam eine Braut aus einem anderen Dorfe freit, so muß der Brautvater die Verlöbnißmahlzeit ausstehen, wozu auch Prediger und Küster geladen werden. Jedes der Brautleute hat zwei Beistände. Die Knechte aus dem Dorfe des Bräutigams reiten paarweise zu ihm; sie haben einen Trompeter bei sich und werden von ihm bewirthet. Der Bräutigam beschließt mit seinen Beiständen ihren Aufzug. Sowie man die Feldmark erreicht hat, jagen zwei anverwandte Knechte voraus und melden, daß man nahe sei. Es stehen zwei gefüllte Zinnkannen bereit, diese nehmen die Knechte und bringen sie dem Bräutigam und seiner Gesellschaft zum Trunk entgegen. Der Trompeter bläst, und so wird ihm auch vom Brauthause geantwortet.

Ist man in dem Brauthause angekommen, so wird abgesessen und durch den Prediger die Verlobung gehalten. Dann geht es zu Tische; dabei läßt sich aber die Braut nicht eher sehen, als bis sie die Butter bringt, was sie in bloßen Hemdärmeln thun muß. Der Bräutigam schmiert dann ein Butterbrot. Kommt dann am Hochzeitstage die Braut über Feld, so wird sie von den Knechten des anderen Dorfes eingeholt, und zwar zu Pferde. Sie sitzt mit einigen Mädchen auf dem Wagen; jede hat eine Kissen-Bühre mit Mörbrot (Weißbrot) auf dem Schooße, wovon sie den zunächst reitenden Knechten etwas verabreicht. Gelangt man an das Dorf, so jagen abermals zwei Knechte voraus und holen Bier. Nachdem man angelangt, erfolgt die Trauung und darauf die Mahlzeit. Am nächsten Tage macht das neue Ehepaar im ganzen Dorfe Besuche."

Bei den Bauern der Soester Börde wird die Hochzeit auf dem Hofe des Bräutigams gefeiert, und die Braut, die von ihren Freundinnen sorgfältig angekleidet und mit der jungfräulichen Krone geschmückt worden ist, wird dorthin geholt. Der nächste Verwandte des Bräutigams nimmt die Braut hinter sich auf das Pferd, das gleich dem Reiter mit Bändern und Blumen reich aufgeputzt ist. Nach erfolgter Trauung geben die umstehenden Bauern dem Bräutigam einige tüchtige Hiebe mit ihren Dornstöcken, um ihn fühlen zu lassen, wie weh Schläge thun,

auf daß er die Frau nie schlage. Diese Hiebe fallen zuweilen so kräftig aus, daß der Bräutigam sich hinter den Geistlichen flüchtet. Der Bräutigam schleicht sich dann fort, die Anderen ziehen mit der Braut nach dem Hofe und steigen vom Pferde. Der junge Mann aber kommt ihr vor dem Hause mit einem Kruge Bier und einem Brote entgegen, wovon sie etwas genießen muß; es deutet die Pflicht des Mannes an, für den Unterhalt Sorge zu tragen. Das mit einigen Geldstücken besteckte Brot erhalten die Armen. Nun führt der Bräutigam die Braut zu Tische und setzt sie obenan, bedient sie auch bei Tische. Nach Tische muß der nächste Anverwandte des Bräutigams den ersten Tanz mit der Braut thun, wofür er ein neues Schnupftuch erhält. Dann wird der Tanz allgemein. Gegen Abend wird der Braut die Weibermütze aufgesetzt, und zwar von den Weibern, denen die anwesenden Mädchen das zu wehren suchen; die Weiber singen aber stets und tanzen dann munter mit der Braut um den Heerd, damit sie sich an's Haus gewöhne und dem Manne nicht fortlaufe; sie tanzen auch weiter im Hause umher, bis der Bräutigam ihnen die Braut abnimmt und sie in seine Kammer abführt. Die Gäste tanzen indessen weiter. Am folgenden Tage kommen die Gäste wieder beim Bräutigam zusammen und erhalten Branntwein und ein derbes Frühstück. Darauf führen die Frauen die junge Frau in Begleitung der jungen Bauern, die mit Flinten bewaffnet

sind, um alle Ländereien ihres Mannes. Vor dem Zuge wird ein an eine Stange gebundenes Betttuch getragen, das die Bauern durch ihre Schüsse in Brand zu stecken suchen. Dann geht's zu Tische, worauf sodann die jungen Eheleute beschenkt werden. Zuweilen wird auch der Schmaus noch am dritten Tage wiederholt[87]).

In Hessen spielt bei den Hochzeiten auf dem Lande und in den kleinen Orten der Brautwagen, auf dem die Braut zu ihrem neuen Bestimmungsorte fährt, eine große Rolle. Er wird vom Bräutigam besorgt und von vier bis sechs guten, mit Bändern, Goldpapier u. dergl. geschmückten Pferden gezogen. Es ist ein großer, offener Ernteleiterwagen; in Oberhessen hat er zwei große Bogen aus dünnen Stangen, die mit grünen Zweigen und Blumen bekleidet und so hoch gespannt sind, daß auch der längste Mann auf dem Wagen unter ihnen aufrecht stehen kann. Vorn auf dem Wagen sitzen auf einer Querbank die Musikanten, dann dahinter die Gode oder des Bräutigams Frau Muhme, welche die Braut auffordern soll, mit den Brautjungfern. An der Thüre der Braut wird abgestiegen, in die Stube getreten und ein Frühstück, der Imbis, nebst Bier und Branntwein genommen. Die Musikanten lassen sich dabei hören, stimmen dann aber nach dem Imbis ein geistliches Lied an und ziehen mit allen Anwesenden aus der Stube, während die Braut gewöhnlich hinter dem Ofen bleibt. Nun tritt die Auffordernde

vor sie und sagt: „Wir grüßen Euch Hoch und Niedere allesammt, es wird Euch sein gar wohl bekannt, wie der N. N. verlanget uns Eure Tochter heraus, die Jungfer Braut, N. N. genannt, auf den Plan, darin soll sie wohnen ihr Lebelang. Kyrie eleison." Dieser Vers wird dreimal wiederholt. Indessen steigen die beiderseitigen Brautjungfern nebst den Spielleuten auf den Brautwagen. Die Brautjungfern stimmen dann ein geistliches Lied, gewöhnlich: „Was Gott thut, das ist wohl gethan", nachher aber folgenden Vers an: „Die Braut im Haus, die muß heraus, hinter der Thür und wieder herfür, und wenn sie auch des Henkers wär'." Dann bringt ein Brautknecht einen Stuhl und stellt ihn an die rechte Seite des Brautwagens; so steigt er auf den Wagen, ihm folgt ein zweiter Brautknecht mit dem Brautrocken, den dann beide Knechte zwischen sich nehmen und festhalten. Er wird am Sonntag vor der Hochzeit aus einer starken Holzstange gefertigt und von den Brautjungfern und anderen Freundinnen der Braut mit Flachs und buntseidenen Bändern aufgeputzt. Obenauf steckt ein Blumenstrauß, und unter diesem befinden sich zwölf buntseidene, zierlich geknüpfte Schlingen, in denen zwölf Spindeln mit Wirteln stecken. Diese Spindeln wirft der Brautknecht auf der Grenze rückwärts weg, um alles Unglück hinter sich zu lassen. Der Flachsrocken ist das Ziel der Schüsse der begleitenden

jungen Bauern, die ihn damit anzuzünden versuchen, was die Brautknechte zu verhüten haben.

Endlich kommt die Gode an den Wagen mit einem weißen Tuche in der Hand, welches während der Fahrt der Braut über den Kopf gehängt wird, und besteigt denselben; ihr folgt die Braut von ihrem Vater, Bruder oder Vormund geführt. Sie setzt sich mit dem Rücken an der Leiter auf einen Stuhl unter dem ersten Blumenbogen; ihr gegenüber sitzt ihr Vater oder dessen Stellvertreter.

Gerade unter dem Spinnrocken ist der Stuhl der Braut; diese legt nun ihren Kopf auf den Schoos der neben ihr sitzenden Gode oder Brautmagd.

Die Knechte, die den Brautwagen fahren, lassen ihre von der Braut empfangenen Tücher vom Hute lang herabhängen; dann ruft der Brautvater: „Ihr Regalen blaset auf, spielet neue Lieder drauf, setzt den Zinken an den Mund, lobet Gott zu aller Stund." Die Spielleute blasen, und die Wageninsassen singen dann gemeiniglich das Lied: „In Gottes Namen fahren wir; bricht der Wagen, so halten wir." Der Wagen wird zweimal an- und zum dritten Male fortgefahren. Hintennach folgen mehrere Packwagen, welche die Ausstattung der Braut, Hausrath, einen neuen Korb, worin die Bettwäsche offen liegt, die Betten, Eimer, Zuber, Kleider, Kisten, Kasten, die Haspel, Breche und anderes Flachsgeräth, einen Stuhl mit Lehne u. dergl. enthalten. So oft der Brautwagen auf seinem

Zuge an eine Ortschaft kommt, wird gespielt und gesungen; sowie die Braut auf die Grenze kommt, nimmt ein Brautmädchen eine Spindel und einen Wirtel vom Brautrocken, spinnt drei Fäden, windet sie um die Spindel und wirft diese so hinter den Wagen, daß sie sich fortwährend dreht. Während des Spinnens reiten die Begleiter dreimal um den Wagen.

Indessen wartet der Bräutigam mit seinen Brautknechten und jungen Männern auf seinem Hofe. Kommt die Braut an, so reitet ihr der Abgeordnete des Bräutigams einige Schritte entgegen und begrüßt sie folgendermaßen: „Wir grüßen Hohe und Niedere, Jung und Alt, wie auch den werthesten Umstand. Ehr- und wohlgeachtete Frauen, tugendsame Junggesellen und züchtige Jungfrauen. Es ist ein altes Herkommen, daß, wenn eine Braut oder ein Bräutigam aus einer Gemeinde sich in eine andere verheirathet, man ihnen entgegenzieht und sie bewillkommnet, auch freundlich auf- und annimmt; als hat es dem werthesten Bräutigam N. N. mit N. geehrt, auch tugendsamen Braut N. N. also, und deren lieben Eltern, auch Freundschaft gefallen, uns Euch großgünstigen Herren entgegenzusenden, die Braut bei Euch helfen abholen, damit man nicht vermeinte, als wenn sie heimlich entflohen wäre, sondern in ordentlicher Procession und in allem Respect in unsere Gemeine könne eingeführt werden. Zuvor aber wollen wir mit Wenigem melden,

daß dieses gottgeheiligte Werk, worin wir anjetzt begriffen sind, nicht von ohngefähr, sondern der heilige Ehestand von Gott komme.“ Der Redner bringt nun eine Anzahl biblischer Beweisstellen bei, dann fährt er fort: „Hieraus ist zur Genüge abzunehmen, daß Gott, der Herr, den heiligen Ehestand gestiftet, dabei auch vernommen, wie Gott denselben gnädig erhalten. Ihr habt auch gehört, daß die heiligen Engel zu der Ehe anwalten und beitragen; also haben die Engel im Himmel hoffentlich auch zwischen beiden Verlobten, Braut und Bräutigam, Anwaltung gethan, damit Eines das Andere zur heiligen Ehe begehren, nehmen, auch erhalten wolle. Auf diese Weise ist es unserem gegenwärtigen Bräutigam ergangen, welcher wohl eine Jungfrau zu seinem Eheweibe in dieser unserer Gemeinde und Nachbarschaft heirathen könnte; derselbe ist aber durch sonderbare Schickung Gottes nach N. N. geführt worden, hat daselbst sich ein Weib ausersehen, nämlich des ehrbaren und bescheidenen N. N. Tochter N., mit welcher er sich weinkäuflich unlängst versprochen, und ist nun heute dieser Tag hierzu bestimmt, dieses Ehrenwerk mit öffentlichem Kirchgange und priesterlicher Trauung zu vollziehen; als haben sie nicht nur ihre nahen Verwandten, sondern auch andere gute Freunde hierzu eingeladen, mit über Tisch und Tafel zu gehen, überdies auch, was das Nöthigste sei, ihren Kirchgang zu zieren, ingleichen ein christliches Gebet für die jungen, angehenden

Eheleute zu Gott, als dem Stifter dieser heiligen Ordnung, ablegen helfen sollen, dergestalt, daß der liebe Gott nicht nur diese neue Freundschaft allerseits erhalten, sondern auch den jungen Eheleuten Glück und Segen geben wolle. Nun wir schließen hiermit und wünschen demnach diesem neuen Brautpaare Glück und Segen überall, Isaaks Liebe und Rebekkens Treue, die werden alle Morgen neue, Glück zu ihrem Eingang, Glück zu ihrem Ausgang, von nun an bis in Ewigkeit, das helfe uns allesammt die heilige Dreieinigkeit, Amen."

Nun sollen die Brautknechte der Braut denen des Bräutigams Platz machen, was selten ohne Streit abgeht, da erstere nicht so leicht weichen. Die, welche um das sogenannte Beßte rennen wollen, reiten indessen vor und halten in einer geraden Reihe so lange still, bis das Zeichen zum Anrennen gegeben wird. Das Beßte besteht aber in einem Schnupftuch, einer baumwollenen Mütze und einem Bande; es ist an einen Stock gebunden, der mit einem Ende über die Thüre des Bräutigams gestellt ist. Heirathet der Bräutigam zur Braut, so steht das Beßte über ihrer Thüre, und dann reiten die Brautknechte des Bräutigams unter Schreien und Jubel darnach.

Nach dem Gewinnst des Beßten jagen die Brautknechte zurück nach dem Brautwagen und bringen denselben unter Schüssen zum Bräutigamshause. Darauf steigt der Bräutigam vom Pferde und stellt sich unter die

Hausthüre; der Wagen hält im Hofe, und der ganze Zug reitet dreimal um denselben. Dabei spielen die Musikanten, und die Jungfrauen singen ein geistliches Lied, etwa: „Ich weiß nur ein ewig Himmelreich." Nach dessen Beendigung stellt der Bräutigam vorn an die rechte Seite des Wagens einen Stuhl, bewillkommnet seine Braut und hilft ihr vom Wagen. Dann führt er sie ins Haus, oder er trägt sie auch vom Stuhl aus in die Stube, wohin ihre Habseligkeiten nun gebracht werden. Die Begleitung der Braut folgt nach, die Frauen und die Braut kleiden sich um und setzen Kränze auf; die Braut erscheint mit offenem, frei herabwallendem Haar, das mit einem Goldband und einem Kranze geziert ist. Die Braut und der Bräutigam, jedes von zwei Brautknechten geleitet, gehen in die Kirche zur Trauung, wenn diese nicht im Hause stattfindet[88]).

Wenn der Bräutigam zur Braut heirathet, so finden ähnliche Ceremonien statt, er bringt seine Ausstattung mit und wird an der Grenze durch Abgeordnete bewillkommnet. Solche Brautwagen gehen durch ganz Niedersachsen, Westphalen, auch Obersachsen.

Die Hochzeiten der Altenburger Bauern in Sachsen bieten manches Eigenthümliche dar. Wenn, nach mannichfachen sorgfältigen Erwägungen der gegenseitigen Vermögensumstände, die Heirath beschlossen und bei der Braut durch ein Verlobungsfest bekräftigt worden, wobei ehedem sehr umständliche Reden des Pfarrers und Schulmeisters,

Erklärungen des Paares und der Eltern stattfanden, erfolgt das Aufgebot, die Besorgung der Trauringe und die Einladung der Gäste durch den Hochzeitbitter. Ehedem suchte man den Wohlstand des Hauses durch zahlreiche Einladungen zu zeigen, und es gab Hochzeiten, wo 12 bis 16 Tische je mit 12 bis 14 Gästen gesetzt wurden. Dabei hatte der Hochzeitbitter gewaltige Arbeit mit den Einladungen, mit dem Backen der Brote, mit Anordnung der Tische und Sitze; er hatte seine Gehilfen und übertrug das Amt auch auf seinen Sohn. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte der Hochzeitbitter eine ganz besondere Tracht, einen großen Hut mit hohem Kopf und breiter, an zwei Seiten aufgeschlagener Krempe mit Kränzen und metallglänzenden Bändern. Jetzt hat er nur bunte Bänder vom Hute auf den Rücken herabhängen, und wenn einer von beiden Theilen Vater oder Mutter verloren, ist auch ein schwarzes Band dabei. Als Unterkleid trug er einen schwarzen Schmitzkittel, darüber einen weißen, steifgestärkten, faltenreichen, rothgefütterten Rock mit weiten, kurzen Aermeln, unter denen der schwarze Kittel vorging. Dazu trug er ungemein weite Hosen und Stulpenstiefel. In dieser Tracht, in der Hand den Stab mit großer bunter Quaste, schritt er durch's Land zur Einladung der Hochzeitsgäste. Jetzt geht er in gewöhnlicher Bauerntracht, nur ist sein Hut mit Blumen und Bändern geschmückt. Ehedem hielt er überall gar lange Reden.

Die Freunde senden zur Hochzeit allerlei Eßwaaren. Am Trauungstage, Dienstag oder Donnerstag, versammeln sich die geladenen männlichen und weiblichen Gäste im Hause des Bräutigams, wo man sie mit Kuchen, Bier und Branntwein bewirthet, dann ordnet sich der Zug und tritt den Weg nach dem Hause der Braut an. Ist diese in demselben Dorfe, dann geht er, mit Musik an der Spitze, paarweise zu Fuß dahin; ist sie aber in einem anderen Dorfe, so fahren Bräutigam und Gäste auf Wagen dahin. Bei reichen Bauern reiten oft 50—60 Mann, und 40—60 Weiber fahren in Wagen. Voran fährt oder reitet die Musik, 6—8 Mann stark, mit Blasinstrumenten. Dann folgen, unter Anführung des Hochzeitbitters, die nächsten Verwandten, darauf der Bräutigam mit zwei Beiständen, gleichfalls nahen Verwandten, die Anderen reiten paarweis nach. Die Pferde sind mit buntem Riemenzeug, das oft mit Buckeln aus edelm Metall geschmückt ist, und bunten Bändern oder Blumen aufgeschirrt. Die Braut und die Brautjungfern sind auch mit Blumen geschmückt. Ehedem wurde dabei fleißig mit Pistolen geschossen, auch Geld ausgeworfen, das man jetzt in die Schule giebt. In den Dörfern, durch welche der Zug geht, reicht man ihm Bier und Branntwein unentgeltlich, vor Gasthöfen bezahlt der Bräutigam das Genossene. Doch wird jetzt auch hierin mehr Mäßigkeit beobachtet als ehedem.

Am Brauthause wird der Zug bewillkommnet und mit einem kleinen, kalten Frühstück bewirthet, dann ladet der Hochzeitbitter durch eine feierliche Rede ein, daß man sich nach der Kirche zu der Trauung begeben möge. Darauf erklingt die große Glocke der Kirche, und man begiebt sich unter Vortritt der aufspielenden Musik dahin, wo der Zug mit Orgelklang empfangen wird. Den Musikanten folgt der Brautführer, ein naher Verwandter, und die Braut im Festschmuck, ehedem im schwarzen Mantel, begleitet vom Pfarrer, der ein geschenktes Tuch und einen Rosmarienstengel in der Hand trägt. Dann folgt die Brautmutter, eine nahe Verwandte, die früher Kuchen auswarf, hierauf der Zug der Brautjungfern, doch ohne Mantel, nebst den übrigen betheiligten Bauern und Mädchen. Das ist die erste Abtheilung des Zuges, die zweite eröffnet abermals Musik, und sie bildet der Bräutigam mit den Männern. In alter Zeit trug die Braut eine rothe Jacke, auch erschienen die Musikanten in rothen Wämsern. Die Braut pflegt ein weißes Tuch vor die Augen zu halten. Die Brautführer tragen Sträuße auf den Hüten, der Bräutigam tritt nach beendigtem Gesang und Orgelspiel an den Altar, und der Brautdiener holt die Braut aus ihrem Stuhle und führt sie zu ihm. Bei der Trauung tritt das Paar sehr dicht an einander, damit sich kein böser Geist dazwischen drängen könne. Man wechselt einen Mahlschatz, der aus mehrern gehenkelten, durch grünes Band

zusammengehaltenen alten Thalern, jetzt auch aus Ringen besteht. Bei dem Gesang singt das Paar nicht mit, sondern liest das Lied nur nach. Die Eltern gehen auch nicht mit in die Kirche. Der Brautführer führt das Paar nach der Trauung vom Altar zurück in den Stuhl, hier legt die Braut sich mit dem Gesicht auf das Buch nieder.

Auf dem Rückwege warfen ehedem Brautdiener und Bräutigam Geld aus. Nach der Ankunft im Brauthause empfing das neue Paar Glückwünsche, jetzt giebt man Kuchen und Kaffee und eilt dann auf den Tanzboden. Bei der Hauptmahlzeit sind die Ehrenplätze am Tische für das Brautpaar, die Pathen, den Brautdiener, die Brautmutter, die Geistlichen und nächsten Verwandten bestimmt; die Eltern des Paares setzen sich selten mit, die Geschwister nur dann, wenn sie Ehrenämter bekleiden. Der Hochzeitbitter oder Schulmeister verrichtet das Tischgebet. Ausschenktische, Kuchenkammer, Küche, Geschirrkammer sind besondern Personen übergeben. Für Spaßmachen, Anreden und Nöthigen hat der Hochzeitbitter zu sorgen. Ehedem war noch eine zweite Mahlzeit gegen Mitternacht, jetzt giebt man Thee oder Kaffee und Kuchen. Die Hauptmahlzeit, deren Kern aus Gänsen, Rindfleisch, Schweinskeulen, Karpfen bestand, war sehr reichlich. Wenn sich die Fröhlichkeit der Gäste steigerte, so warfen sie Biergläser und Flaschen an die Wände und auf den Boden, zumal beim Tanze. Oft brach aber auch alte Feindschaft aus, und man griff zu Krügen

und Bankbeinen. Beim Tanze erschien ehedem die Braut in einem langen schwarzen Mantel, tanzte auch den ersten Tanz darin. Dieser erste Tanz wurde in der Stube gehalten, wo man die erste Mahlzeit eingenommen hatte. Dann zog man zum Nachbar oder in die Schenke und tanzte dort bis Mitternacht, wo früher das Brautpaar unter sehr unzweideutigen Späßen zu Bett gebracht wurde. Die Gesellschaft tanzte fort. Am andern Morgen nahm die Braut die Geschenke an, und dann hatte das Essen und Trinken seinen Fortgang, ja es gab oft noch einen dritten Hochzeitag [89]).

Aehnliche Hochzeitsitten herrschten ehedem auch in Sachsen, dem Voigtlande und den Lausitzen. In Kärnthen und Steiermark geht der Verlobung eine sorgfältige Besprechung und Berathung der ökonomischen Verhältnisse der Familien voraus. Die Versprechung geschieht in Gegenwart der beiderseitigen Anverwandten, wobei Ringe von Blei, Zinn, Messing, seltner von Silber gewechselt werden. Dann folgt die Trauung nach dreimaligem Aufgebot in der Pfarrkirche und der Hochzeitschmaus in dem zunächstgelegenen Wirthshaus. Dazu werden alle, auch Meilen weit entfernt wohnende Verwandte und Freunde eingeladen und zwar durch eigene Hochzeitlader, die oft vierzehn Tage unterwegs sind. Sie tragen einen Strauß von Flittergold und bunte Federn auf dem Hute. Jeder Geladene erscheint entweder in Person oder durch einen

Stellvertreter, da es eine Schande ist auszubleiben. Dann werden der Brautführer, die Altmutter, die Kränzeljungfer und der Jungfer ausgewählt. Brautführer ist immer der Hauptspaßmacher des Ortes. Die Altmutter ist gemeiniglich die Mutter der Braut, die Kränzeljungfer ein junges, artiges Mädchen und den Jungfer macht gemeiniglich ihr Liebhaber.

Am Hochzeittage versammeln sich mit Sonnenaufgang die genannten Personen nebst einem Theil der Hochzeitgäste im Hause der Braut, die von den Matronen angekleidet und über das von ihr zu beobachtende Betragen unterrichtet worden ist. Sie prägen ihr besonders ein, daß sie zwar ihrem Manne gehorsam sein, sich aber nicht von ihm schlagen lassen dürfe. Zunächst beginnt man mit einem Frühstück von zwei oder drei warmen Speisen, wobei der Brautführer seinen Witz spielen läßt. Darauf hält derselbe eine auswendig gelernte, ihm von seinem Vorfahr, gemeiniglich seinem Vater, überlieferte Rede, worin er der Braut Dankbarkeit gegen ihre Eltern zur Pflicht macht, die Eltern aber ermahnt, daß sie in Unfällen der Tochter eine Freistätte in ihrem Hause gewähren mögen, und die Nachbarn, daß sie sich als gute Freunde beweisen sollen. Oft rührt diese Rede die ganze Versammlung zu Thränen. Nun setzt sich der Zug zu Wagen und zu Roß, auch zu Fuß in Bewegung. Die Kränzeljungfer bindet den Gästen die Zeichen auf, wodurch sie als ge-

ladene Mitglieder des Festes sich bekunden und die aus Sträußen und Kränzen von Blumen, Draht und Flittern bestehen.

Ist die Gesellschaft am Orte der Hochzeit angelangt, so logirt sie sich ins Wirthshaus, wo sich der Zug paarweise zum Kirchgang ordnet. Voran schreiten Spielleute, hinter diesen der Bräutigam mit den Beiständen, dahinter der Jungfer und die andern Mannsleute. Dann kommt die Braut mit Gefolge.

In der Kirche hört man eine stille Messe und geht dann zweimal zum Opfer. Gleich nach der Copulation und den gewöhnlichen Segensprüchen überreicht die Kränzeljungfer einen Armkranz und ein Taschentuch an den Pfarrer. Darauf weihet dieser noch eine tüchtige Kanne voll Wein, die man den Johanneswein oder Johannessegen nennt. Der Pfarrer trinkt ein wenig davon und reicht ihn dann dem Bräutigam, der die Gesundheit der Braut zutrinkt, worauf die Kanne die Runde bei den Gästen macht, bis sie leer ist. Es folgt das Gastmahl an mehrern Tischen, deren jeder seinen Auftrager hat. Wenn die Speisen etwa zur Hälfte verzehrt sind, so tritt der Vorgeiger mit einem Teller, worauf ein volles Glas steht, zum Bräutigam; dieser trinkt auf das Wohl der Braut und legt dann ein Stück Geld auf den Teller. Der Vorgeiger geht unter fortwährendem Spaßmachen von Gast zu Gast. Einer der gewöhnlichsten Witze ist, daß der Vorgeiger zur Thür

hereinfällt. Ehedem wurde bei den hochzeitlichen Zügen fleißig mit Pistolen geschossen, was aber zu Anfang dieses Jahrhunderts verboten wurde. Die Mahlzeit dauert von Vormittag 11 Uhr bis in den späten Abend und ist kräftig und reichhaltig. In der Regel wird nach jedem Gerichte getanzt. Während dessen versuchen, trotz der strengen Aufsicht der Brautmutter, einige Gäste die Braut zu stehlen, das nennt man übers Gassel gehen. Die Braut wird nämlich mit Musikbegleitung in die andern Wirthshäuser des Dorfes geführt, wo man wieder tanzt, ißt und trinkt. Die Gäste müssen dem Bräutigam Geschenke machen, die in ein eigenes Buch eingetragen werden[90]).

Aehnliche Sitten fanden bis zum Anfang dieses Jahrhunderts durch ganz Deutschland bei den Landleuten statt, wobei die Einholung der Braut, der Brautwagen, der feierliche Trank, Mahlzeit und Tanz eine Hauptrolle spielten. Nach dem Mahl brachte man auf dem Lande und in den Städten das Brautpaar zu Bett, wobei an einigen Orten ein Kampf zwischen den Frauen und Jungfrauen geführt wurde. Bei fürstlichen Vermählungen wurde dieß zur besondern Ceremonie. Es war ein von goldenen Polstern, Decken, Kissen und Himmeln prachtvoll gebildetes Brautbett. Dorthin begab sich unter Vortritt der Trompeter und Pauker das Brautpaar in Gegenwart zahlreicher Zeugen und ward in vollem Staate in das Bett gelegt und sodann unter Paukenschall die

Decke über dasselbe gezogen, worauf es sich zur Tafel begab. Das nannte man die Decke beschließen, und dieß galt als Vollziehung der Ehe. Eine eigenthümliche Ausbildung dieser Sitte fand sich noch im Jahre 1813 in Frankreich[91]).

Die Hochzeiten der Städter hatten im Allgemeinen denselben Verlauf, Einholung der Braut, Brautwagen, Kirchgang, Ehrentrank, Mahlzeit, Beschenkung des neuen Paares. Mit dem Emporblühen der Städte stieg der Aufwand bei den Hochzeiten, man überbot sich in der Fülle der Gastmahle, der Anzüge, der Geschenke, welche die Freunde dem Brautpaare darboten. Daher schritten die Obrigkeiten schon früh ein und legten Beschränkungen auf. Die ältesten Polizeigesetze wegen der Hochzeiten zu Nürnberg sind vom Jahre 1340, sie wurden 1485 und nachmals öfter erneuert, da sie immer überschritten wurden. Wenig jünger sind die von Halberstadt, wo festgesetzt wurde, wie viel Tische das Brautpaar mit Gästen besetzen dürfe; als Maßstab galt die Mitgift. In Zittau machten schon im Jahre 1353 die Schöppen eine einschränkende Hochzeitordnung; namentlich fand dort viel Unfug mit dem öffentlichen Badgehen der Braut statt, das noch in den Jahren 1567 und 1616 obrigkeitlich untersagt werden mußte. Die Schmausereien begannen z. B. in Ulm schon bei den Eheberedungen und arteten in Uebermaß und Völlerei aus. Dort mußte man auch die ärgerliche und üppige

Kleidung der Hochzeitgäste rügen, 1411 mußte man verbieten, daß sich Ungeladene zu den Hochzeiten drängten. Im Jahr 1474 bestimmte der Rath zu Freiberg die Zahl der Gäste. Das 16. und 17. Jahrhundert war überaus fruchtbar an Hochzeitordnungen für die deutschen Städte, wie z. B. Dresden, Leipzig, Wismar u. s. w.[92]).

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts trat, wie in allen Sitten, auch in den Hochzeitgebräuchen, namentlich der großen Städte, eine formabstreifende Veränderung ein. Namentlich traten die feierlichen Verlobungen in den Hintergrund, man nahm diese, die ehedem vor möglichst vielen Freunden feierlich begangen wurden, im engern Familienkreise vor und machte durch Zeitungen und Anzeiger die andern Freunde mit dem geschlossenen Bunde bekannt. Bald wählte man auch für die Heirath selbst diese Form. Im Jahre 1819 bemerkt ein Mitarbeiter der Leipziger Modezeitung (S. 419), daß die Sitte, Hochzeiten auszurichten, allgemach wegfalle und daß man kaum erfahre, daß zwei Personen sich geheirathet haben. „Trägt das nicht", fährt er fort, „zur Erschlaffung der Familienbande bei? Und werden Freunde und Anverwandte einander nicht noch fremder, als sie es schon sind? Eine Hochzeit ist ein zu wichtiges Ereigniß, als daß man sie nicht durch alle Arten von Feierlichkeiten begehen sollte. So sehr Verschwendung bei einem Handwerker oder einem Krämer am unrechten Orte sein würde, so wenig schickt

sich doch Knauserei bei Leuten, die durch ihren Reichthum oder Rang über andere erhaben sind. Aber je reicher und mächtiger Jemand heut zu Tage ist, desto weniger Aufsehn macht er bei der Feier seiner Hochzeit; in der Stille führt er seine Braut zum Traualtar. Von Luxus und Pracht, welche sonst in angesehenen Familien so gewöhnlich waren, bemerkt man selten noch Beispiele."

Dem sei nun, wie ihm wolle. Die Sitte der stillen Hochzeiten hat seitdem wesentliche Fortschritte gemacht. Gemeiniglich feiern die Familien, deren Umstände das erlauben, den Polterabend; am andern Morgen findet die Trauung statt, und Braut und Bräutigam begeben sich vom Altare sofort in den Reisewagen oder auf das Dampfschiff und gehen auf ein paar Wochen in die Fremde, eine Sitte, die seit etwa fünfzehn Jahren immer allgemeiner geworden. Nordamericanische Brautpaare lassen sich gleich im Reisekleide trauen.

Mit dem Wegfall der Hochzeitfeier sind auch die Hochzeitgedichte weggefallen, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei jeder wohlhabenderen Familie der gebildeten Stände fast unerläßlich waren. Sie wurden seit Erfindung der Buchdruckerei, besonders im 16. Jahrhundert, allgemeiner, zunächst auf den Universitäten, wie wir denn von Georg Sabinus, Eoban Hesse, Geo. Fabricius, Fr. Taubmann noch zahlreiche Epithalamien besitzen. Sie sind natürlich in lateinischer Sprache. Im

17. Jahrhundert kamen auch deutsche Hochzeitgedichte auf, und es ist fortan kaum irgend eine deutsche Gedichtsammlung jener Zeit vorhanden, welche nicht eine besondere Abtheilung enthielte, worin ein glückliches Brautpaar Gegenstand poetischer Ergießungen ist. Namentlich haben sich Hoffmannswaldau, Günther, Piccander, Amaranthes und alle jene Dichter gar sehr gefallen, die delicatesten Fragen darin zu erläutern und die verliebten Beschäftigungen auszumalen. Können sich doch selbst die dichtenden Damen jener Zeit, wie die Frau von Ziegler, Fr. Anna Volckmann, ja die liebliche, frühverstorbene zarte Dichterin Zäunemann, nicht enthalten, bei solchen Anlässen ihre gewissen übermüthigen Einfälle an den Tag zu geben. Im Jahre 1702 gab Nicolaus Peucker zu Berlin eine „Paucke" von hundert sinnreichen Scherzgedichten heraus, die fast durchgängig hierher gehören[93]).

Am Morgen nach der Hochzeit fanden sich ehedem auch in den Städten die Freunde und Verwandten ein, um sich nach dem Befinden des jungen Ehepaares zu erkundigen und allerlei scherzhafte Erörterungen anzustellen. Die Gedichte des deutschen Mittelalters und die Novellen und Romane sind voll von derartigen Dingen; ich erinnere nur an die wunderbare Brautnacht der heldenstarken Brunhild, die ihren Bräutigam gebunden an den Nagel hängt, an die spanische Novelle von der bezähmten Braut, die sodann Shakspeare so köstlich uns vor Augen stellt[94]).

Ein Gegenstück bietet ein wirklicher Vorfall, den Vogel in seinen Leipziger Annalen mittheilt. Am 16. Februar 1563 sollte Ulrich Grossens Kindermuhme mit einem Böttigergesellen getraut werden. Als aber die Hochzeitgäste ankamen, war die Braut entlaufen.

Die Heirathsgebräuche bei den fürstlichen Personen sind der erhabenen Stellung derselben angemessen. Wir finden bereits in dem Werke des Constantin Porphyrogenitus, der von den am byzantinischen Hofe üblichen Ceremonien schrieb, Bestimmungen, wie es bei der Vermählung des Kaisers gehalten zu werden pflegte. Die fürstlichen Heirathen begannen mit der Verhandlung der beiderseitigen Höfe und der Herstellung des Ehecontractes, worauf endlich die Einholung der Braut und nach der Trauung die Hochzeit folgte, die oft mehrere Tage währte und wobei namentlich im 15., 16. und 17. Jahrhundert eine außerordentliche Pracht entfaltet wurde. Als z. B. Herzog Karl von Burgund im Jahre 1468 zu Brügge mit Margaretha von England Hochzeit hielt, fanden Festlichkeiten statt, die mehrere Tage währten. Der Saal, worin der große Hochzeitschmaus gehalten ward, war ganz mit Goldstoff ausgeschlagen, die Tafeln waren mit den kostbarsten Gefäßen bedeckt, die Gäste wurden während des Mahles mit allerlei Aufzügen und emblematischen Darstellungen unterhalten, die von Anreden, Musiken, Gesängen begleitet waren. Es erschie-

nen die Wappenthiere der betheiligten fürstlichen Familien, man führte die Thaten des Hercules vor, ja eines Tages bewegte sich ein Wallfisch von 18 Fuß Länge in den Saal, hielt vor dem Sitze der Braut still und öffnete dann seinen Rachen, aus welchem zwölf wilde Männer herausquollen, die dann einen Kampf aufführten. Andere Tage wurden mit Rennen und Stechen verherrlicht. Täglich wurden für das zahlreiche Hochzeitpersonal verbraucht 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hammel, 250 Lämmer, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 200 Fasane, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 500 Kapaune u. s. w.

Bei der Hochzeit des Grafen Eberhard mit dem Barte von Würtemberg im Jahre 1474 wurden täglich an 14,000 Menschen gespeiset, und dabei lief aus drei Brunnenröhren Wein.

Oft suchten auch reiche Privatleute in den Reichsstädten es den Fürsten an Pracht gleich zu thun, wie z. B. der reiche Bäcker Hans Grundlinger bei der Verheirathung seiner einzigen Tochter im Jahre 1493 die Braut nicht allein in die allerkostbarsten Stoffe kleidete und sie mit Goldschmuck fast überdeckte, sondern auch nicht weniger als 270 Hochzeitgäste an 60 Tischen dergestalt acht Tage lang mit Speisen und Getränken füllte, daß am siebenten Tage viele wie todt hinfielen und kaum wieder zu sich gebracht werden konnten. Der Wirth verbrauchte

für diese Erfolge 20 Ochsen, 49 Zicklein, 500 Stück Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Würste, 95 fette Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse und 15,000 Fische[95]).

Bei Vermählungen der Fürsten konnte freilich eine bei Weitem größere Pracht schon durch die namhaftere Anzahl der oft aus weiter Ferne herbeigezogenen Gäste bewerkstelligt werden, die dann feierliche öffentliche Aufzüge und Turniere veranstalteten. Die wesentlichen Bestandtheile einer fürstlichen Hochzeit waren allerdings dieselben wie bei einer bürgerlichen oder bäuerlichen. Nur waren sie zu großartigerer Form ausgebildet.

Bei der Vermählung des Herzogs Wilhelm von Bayern mit der Herzogin Renate von Lothringen, die vom 22. Februar 1568 an in München feierlich begangen wurde[96]), fand eine sorgfältige Vorberathung statt; man bereitete Zimmer in der alten und neuen Feste für die geladenen Gäste und ließ dann die Einladungen ergehen. Es kamen zwanzig fürstliche Räthe, die außerhalb München saßen, mit 52 Pferden, landsässige Grafen und Edelleute 28 mit 104 fürstlichen Pflegern und adelige Beamte 55 mit 173 Pferden, die ausländischen Grafen und Edelleute brachten 366 Pferde mit. Am 12. Februar ging Herzog Ferdinand von Bayern nach Ingolstadt, wo die herzogliche Braut mit ihrer Mutter Christiana und ihrem Hofstaate anlangte und mit großen Ehren, Lösung des Ge-

schützes und dergl. empfangen wurde. Der Bräutigam ging seiner Braut bald darauf ebenfalls bis vor Ingolstadt entgegen und kehrte dann, nachdem er sie begrüßt, nach München zurück. Am 15. Februar traf Erzherzog Ferdinand mit großem Gefolge und 749 Pferden in München ein, am folgenden Tag reisete die Braut mit 196 Pferden bis Dachau, geleitet von ihrem Vetter, dem Herzog von Wademont, der 73 Pferde bei sich hatte; am 17. Februar traf der Cardinal Otto mit 92 Pferden, am 18. Februar Erzherzog Karl mit 753 Pferden, am 19. Februar aber der kaiserliche Gesandte mit 94 Pferden, dann die verwittwete Pfalzgräfin Dorothea mit 80 Pferden, der Erzbischof von Salzburg mit 120 Pferden, Herzog Eberhard von Würtemberg mit 45 Pferden, am 20. Februar die verwittwete Herzogin Christiana von Lothringen mit 177 Pferden, Pfalzgraf Ernst aus Freisingen mit 41 Pferden, ferner die Gesandten von Spanien, Polen, Sachsen, der Rheinpfalz, Jülich, Baden, Florenz, den Städten Augsburg und Nürnberg in München ein, die alle gebührender Maßen empfangen und standesgemäß untergebracht wurden.

Die fürstliche Braut verweilte indessen in Dachau. Am 21. Februar früh blies man in allen Quartieren zum Aufbruch und stellte sich dann die ganze stattliche Reiterei auf dem Rennweg vor dem Neuhauser Thore in München in die von dem Hofmarschall Karl von Fraunberg angegebene Ordnung. An der Spitze stand Herzog

Albrecht, des Bräutigams Vater, mit den bayrischen Edelleuten und deren wohlgezierten Spießbuben und Knechten, die allesammt schwarze Reitröcke trugen, deren Aermel in den Farben der Braut, Weiß und Gelb, mit Laubwerk gestickt waren. Die anderen Gäste nebst Gefolge, Leibpferden, Trompetern reiheten sich an; dann kam der Bräutigam in köstlichem rothen Scharlachmantel, der mit Gold und Silber geschmückt war, umgeben von den bayrischen Trabanten, mit blau und weißen Federbüschen.

Der ganze Zug begab sich nach dem Dorfe Neuhausen in der Nähe von München, wo im Felde zwei prächtige Zelte, eines für die Braut, das andere für den Bräutigam aufgerichtet und durch einen breternen, mit rothem Tuch verhängten Gang verbunden waren. Hier wartete nun der Bräutigam nebst dem Gefolge eine ganze Stunde, bis die Braut in ihrem mit rothem Sammt bedeckten Wagen herankam. Sie stieg aus, schwang sich auf einen braunen Zelter und ritt mit ihrem Vetter Wademont und zwölf Jungfrauen dem Zelte zu. Da wurden die groben Geschütze gelöset. Der Bräutigam ging ihr entgegen, Graf Karl von Zollern empfing sie mit einer zierlichen schönen deutschen Oration, welche Herzog Wademont in französischer Sprache beantwortete.

Es war ein übles Schneewetter; daher begab sich die Braut in den Brautwagen, der ihr von München aus entgegengesandt und mit sechs schneeweißen, mit rothem

Sammt aufgeschirrten Hengsten bespannt war. Die anderen stiegen zu Pferde. Es waren über 3000 Pferde beisammen. Unter Geschützdonner bewegte sich der Zug nach der Stadt, wo die Bürgerschaft unter Fahnen und Waffen aufgestellt war und die Glocken geläutet wurden.

Vor der Frauenkirche hielt der Zug still, man stieg aus und ab und begab sich in die Kirche, wo der Cardinal von Augsburg und die hohe Geistlichkeit und die Damen bereits versammelt waren. Der Fußboden war mit rothem Tuch belegt, und vor dem Altar lagen für das Brautpaar zwei goldene Kissen. Es ward das Tedeum gesungen wegen der glücklichen Ankunft der Braut und dann der Gottesdienst abgewartet. Darauf ging Alles in das Schloß und nach eingenommenem Nachtmahl zur Ruhe. Am Sonntag, 22. Februar, fand die feierliche Trauung in der prachtvoll ausgeschmückten Frauenkirche statt, wohin sich die Damen im Wagen, die Herren zu Pferde begaben. Die Mutter der Braut ließ sich wegen Unwohlseins in einem schwarzsammtnen Sessel von zwei kleinen Eseln hintragen. Bei der Trauung selbst erhielt die Braut einen Ring, der Bräutigam aber einen köstlichen Kranz.

Nach erfolgter Trauung kehrte Alles in die neue Feste zurück, wo das hochzeitliche Nachtmahl zugerichtet war, zu welchem man sich gegen 6 Uhr niederließ. Die Köche und Kellermeister hatten Alles aufgeboten, diese Tafel

möglichst prachtvoll auszustatten durch gewaltige und künstliche Schaueßen, mancherlei Getränke und seltsame und köstliche Conficirung. Es kamen über 400 Gerichte auf den Tisch. Dabei ließ sich die fürstliche Musik fleißig hören.

Nach aufgehobener Tafel ordneten die vier Stäblmeister die Tänze an. Den ersten Tanz machten Braut und Bräutigam, ihnen tanzten Herzog Eberhard von Würtemberg und Herzog Ferdinand von Bayern mit Windlichtern vor. In den nächstfolgenden vier Tänzen tanzten der Vater des Bräutigams und die beiden Erzherzöge mit der Braut unter Trompeten- und Heerpaukenschall. Die folgenden sechs mit Trommeln und Pfeifen begleiteten Tänze setzte die Braut aus.

Darauf wurde allerlei köstliches Getränk mit Zucker und Confect aufgetragen, und dann begab sich das Brautpaar auf sein Zimmer.

Am nächsten Morgen ließ der Herzog Wilhelm seiner jungen Gemahlin die Morgengabe, ein kostbares Halsband, überreichen. Dann wurde die Kirche besucht und darauf das Frühmahl gehalten; nachher aber begaben sich sämmtliche Fürsten nach dem Tanzhaus der Stadt München, wo sie bis Abends blieben. Darauf beschloß ein Nachtmahl im Schlosse den Tag.

Am 24. Febr. fand die Uebergabe der Hochzeitgeschenke statt, die von der Landschaft dargebracht worden waren

und meist in prachtvoller Goldschmiedearbeit, wie Pokalen, Halsbändern, Ringen, Ketten, bestanden. Dann begab man sich in das Landschaftshaus, um das feierliche Turnier und Ringrennen mit anzusehen, wobei gar glänzende Aufzüge stattfanden. Zum Abend ward ein Festmahl im Schlosse eingenommen, worauf die fürstlichen Personen eine Mummerei folgen ließen, die mit einem Tanz beendigt wurde.

Am 25. Februar hielt man das Fußturnier nach dem Gottesdienste, am folgenden Tage das Turnier über die Planken; am 27. Februar ward eine Tragödie vom starken Samson durch die Jesuiten aufgeführt, worauf nach dem Nachtmahl ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde. Am 28. Februar fand ein Kübelturnier auf dem Markte statt, nach dem Nachtmahle aber im Saale des Schlosses ein Fußturnier. Der nächstfolgende Sonntag ging ohne besondere Feste vorüber, man tanzte nur in der Zeit von früh bis zum Nachtmahl und begab sich sodann zur Ruhe. Montag den 1. März reiste der Herzog von Würtemberg ab, die anderen aber hielten auf dem Markte ein großes freies Turnier, das mit prächtigen Aufzügen eröffnet und Abends im Schloß mit einer großartigen Mummerei beschlossen wurde. Am folgenden Tage, den 2. März, ward auf dem Markte ein Scharfrennen und Krönleinstechen abgehalten. Am 3. März verließ Erzherzog Ferdinand München, auch gingen allgemach die anderen Gäste ab, doch ward am

10. desselben Monats eine große Schlittenfahrt abgehalten, am 11. aber die Hochzeit für geschlossen erachtet, da die Mutter der Braut an diesem Tag ihre eigene Hofhaltung begann.

In dieser und ähnlicher Art wurden gemeiniglich während des sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die fürstlichen Hochzeiten begangen; noch im vorigen Jahrhundert gab es dabei Ringelrennen, die sodann abkamen und durch Aufzüge der Innungen, der Landschaft, militärische Paraden, Hofbälle, Concerte und theatralische Aufführungen ersetzt wurden[97]).

Den fürstlichen Vermählungsfeierlichkeiten ganz eigenthümlich ist der Fackeltanz, der aber nur bei der Vermählung regierender Fürsten stattfindet und darin besteht, daß die vornehmsten Hofbeamten das Brautpaar in feierlichem Zuge nach dem Brautgemache geleiten. Dieser Fackeltanz stammt ursprünglich aus dem griechischen und römischen Alterthum, wo jedes Brautpaar mit angezündeten Fackeln begleitet ward. Es wurde diese Ceremonie in die byzantinischen Hofgebräuche aufgenommen und gelangte von da an die europäischen Höfe.

Wir mußten bei dem Hochzeitwesen länger verweilen, da eben die Hochzeit eine der wichtigsten Handlungen im Leben der Frau ist. Durch die Hochzeit tritt die Frau in die Ehe mit dem Manne, sie wird Hausfrau, Gattin, Mutter, sie erreicht ihre Bestimmung.

In Aegypten, wie bei den Europäern ist die Ehe seit den ältesten Zeiten als die einzige rechtmäßige Verbindung zwischen Mann und Frau betrachtet und unter den Schutz der Gottheit, wie der Gesetze gestellt worden. Die Religionen des Alterthums, die christliche Kirche heiligten die Ehe, letztere auch dann noch, als sie Ehelosigkeit von ihren unmittelbaren Dienern verlangte und den ehelosen Stand als einen verdienstvollen bezeichnete.

Auch außerhalb der Kirche hat die Ehe mancherlei Anfechtungen erleiden müssen, die jedoch in früherer Zeit nie recht ernsthaft gemeint waren. So warf schon Antonius Urceus Codrus vor dem Jahre 1500 die Frage auf, ob man eine Frau nehmen solle; er hatte in Heinrich Ribsch von Büdingen einen Nachfolger. Auch erwog Johannes von Nevizanis diese Frage reiflichst in seinen hochzeitlichen Wäldern. Andere beschränkten den Standpunkt und fragten, wie z. B. Dan. Heinsius, ob ein Gelehrter heirathen solle oder nicht; wieder Andere suchten die Frage durch Beispiele und Schilderungen zu erläutern[98]). Die neue Zeit suchte, nachdem sie einmal in das Zerstören gerathen war, auch die Ehe zu beseitigen. Ein Anfang dazu war zunächst die Entziehung des kirchlichen Einflusses durch die Einführung der Civilehe in Frankreich, die freilich nach der feierlichen Abschaffung Gottes ganz in der Ordnung war. In Schottland genügt es noch heutigen Tages, wenn sich

zwei Personen vor einem Manne als Eheleute erklären. Später gab die Befürchtung einer Uebervölkerung und einer allgemeinen Verarmung durch Anwachsen des Proletariats zu einer Beschränkung der Ehen Anlaß. Diese Beschränkungen trafen natürlich nur die, über welche der Staat unmittelbare Gewalt hatte, d. h. die, welche im Dienste desselbeu standen. Man verlangte in solchen Fällen, daß das Brautpaar nachweise, es sei in dem Besitze einer bestimmten Vermögenssumme.

Die Gesetzgebungen der europäischen Völker sind hinsichtlich der Rechte der Eheleute ziemlich übereinstimmend. Die Frau steht unter der Vormundschaft des Mannes, der Mann vertritt fortan die Stelle ihres Vaters, er schützt und schirmt sie, er vertritt sie in allen Fällen, im öffentlichen wie im Privatleben, sie legt ihren Familiennamen ab und nimmt den ihres Mannes an. Sie legt ihr Vermögen, Eingebrachtes, wie Morgengabe in seine Hand; es bleibt ihr Eigenthum, der Mann hat aber den Nießbrauch und die Verwaltung desselben. Von dem, was ein Ehepaar während der Ehe durch gemeinschaftliche Mühe und Sorge errungen und erworben, erhält nach des Mannes Tode die Frau einen gesetzlich bestimmten Antheil, der in den verschiedenen Landen bald mehr, bald minder ansehnlich ist.

Der Mann ward bei den alten Hebräern, wie bei den Griechen, Römern und Germanen als der Herr der Frau

angesehen, und noch heute nennt in manchen süddeutschen Landen die Ehefrau ihren Mann ihren Herrn. Eheherr ist der Gegensatz von Ehefrau. Nach römischem Recht ist dem Eheherrn gestattet, der Frau eine mäßige Züchtigung angedeihen zu lassen. Nach deutschem Recht konnte er sie, wie wir oben sahen, ebenso wie seine Kinder verkaufen. Schlägt der Mann Frau und Kinder, so bricht er keinen Frieden; im Nibelungenliede hat Siegfried seine sonst so geliebte Chriemhilde gezüchtigt, weil sie ihre Zunge nicht im Zaum gehalten:

> Man soll so Frauen ziehen, sprach Siegfried der Degen,
> Daß sie üppegliche Sprüche lassen unterwegen,

und Chriemhild selbst sagt nachher:

> Das hat mich seitdem gereuet, sprach das edele Weib,
> Auch hat er so zerbläuet darum meinen Leib.

Hatte doch selbst der Vater der Götter Zeus seine widerspänstige Gemahlin, die erhabene Here, auf eine überaus nachdrückliche Weise bestraft; denn als sie den Sohn ihres Gemahls, den Herakles, durch einen Seesturm umzubringen getrachtet hatte, band ihr Zeus die Hände mit goldenen Ketten zusammen, legte ihr ein paar Ambose an die Füße und hing sie bei den Haaren zum Himmel hinaus. Außerdem wußte der unsterbliche Ehemann von Zeit zu Zeit die Leidenschaftlichkeit seiner Gattin durch Schläge und Schimpfworte zu zügeln. Die römischen Ehemänner folgten zuweilen dem Beispiele des Jupiter,

ja bereits, wie wir aus Ovidius wissen, noch vor der Verheirathung. Bei den Deutschen finden wir außer dem angeführten Beispiele Chriemhildens die Züchtigung der Frauen mehrfach erwähnt; so erzählt das Gedicht, die Gevatterinnen (Laßberg's Liedersaal I. 615.), daß eine von ihrem Manne zerbläuete Frau auf die Frage ihrer Gevatterin, was mit ihr sei, geantwortet habe: der Mann habe sie geschlagen, dieß aber sei ein Zeichen seiner Treue. Als nun die Gevatterin heimgekommen, habe sie ihren Mann so lange gereizt, bis er sie gleichermaßen durch eine tüchtige Tracht Prügel von seiner Treue überzeugt habe. Noch jetzt sollen russische Bauerfrauen derselben Ansicht sein und nur dann an die Aufrichtigkeit der Liebe ihres Gatten glauben, wenn sie schlagende Beweise derselben erhalten.

Luther übergeht die Frage, ob der Mann das Recht habe, die Frau zu schlagen, in seinen Tischreden, wo er dem Ehestand große Aufmerksamkeit widmet und dem Weiberregiment durchaus nicht das Wort redet. Er beruft sich auf das alte Sprüchwort:

„Weiberregiment nimmt selten ein gut End."

Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde mehrfach die Frage aufgeworfen: ob der Mann das Recht habe, die Frau zu schlagen, und schriftlich wie thatsächlich mannichfach beantwortet[99]).

Der Mann, der die Frau schlägt, erwirbt sich wohl im Hause und in seiner Familie Furcht, aber keine Achtung außerhalb des ersteren. Wenn sich aber gar das Blatt wendet und der Mann von der Frau bezwungen und geschlagen wird, so zieht er sich Spott und Verachtung, ja eine lächerliche Bestrafung von Seiten der Gemeinde zu. Wenn im Mainzischen eine Frau ihren Mann geschlagen hatte, so nahmen sich dessen alle des Fleckens oder Dorfes Gemärker an und verschoben die Ausführung der Strafe bis auf nächste Fastnacht. Es versammelte sich Jung und Alt mit Trommeln, Pfeifen und fliegenden Fahnen und zogen zu Fuß und zu Pferd nach dem Ort. Sie schickten dort einige Abgeordnete an den Schultheisen, welche ihre Klage gegen den geschlagenen Mann thaten. War nun die Thatsache bewiesen, daß die Frau den Mann wirklich geschlagen, so ward ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt. Sie umringten dann das Haus des Geschlagenen und legten, falls der Mann sich nicht mit ihnen abfand, die Leitern an, stiegen auf das Dach, hieben die First ein und rissen das Dach bis auf die vierte Latte von oben an ab. Diese Strafe wurde noch im Jahre 1768 und 1769 im Fulda'schen vollzogen und war auch im Blankenburgischen in Gebrauch (s. Grimm, Rechtsalterthümer 723). In Hessen wurde die Frau, die den Mann geschlagen, verkehrt auf einen Esel gesetzt und, dessen Schwanz haltend, vom Gerichtsboten

oder auch von dem Manne selbst durch den ganzen Ort geführt.

Die Ehen lassen sich im Ganzen in glückliche und unglückliche eintheilen; wir betrachten zunächst die Ehen, die wir als glückliche bezeichnen dürfen.

Die Bedingungen einer glücklichen Ehe sind etwa folgende: zunächst Zustimmung der beiderseitigen Eltern, gesichertes Einkommen, bestehe dieses nun in eigenem Vermögen des Mannes oder in einem Wohlstand gewährenden Berufe, Gesundheit, gegenseitiger Achtung, gegenseitiger Ergänzung in geistiger Hinsicht und Kindersegen. Vorübergehende Unglücksfälle und Leiden dienen nur dazu, das Ehepaar noch inniger zu verbinden, wie ja selbst Verschiedenheit der Ansicht und daraus erwachsende vorübergehende kleine Zwiste eine um so aufrichtigere Versöhnung herbeiführen.

Da, wo wie im alten Griechenland, die Frau eine ihrer Würde nicht entsprechende Stellung hat, dürften glückliche Ehen in diesem Sinne nicht stattfinden. Wir finden dagegen im alten Rom, wo die Frau eine würdigere Stellung hatte und einer gewissen Freiheit und Ehre genoß, zahlreiche Beispiele von glücklichen Ehen. Unter den religiösen Einrichtungen war auch eine Gottheit, welche die Versöhnung streitender Ehepaare bewirkte. Es war die **Dea viriplacita**, die auf dem palatinischen Hügel eine

besondere Capelle hatte. Dorthin ging das in Zwiespalt der Meinung gerathene Ehepaar, legte dort den leidenschaftlichen Streit ab und kehrte versöhnt wieder nach Hause. Diese verehrungswürdige Gottheit wurde mit ausgesuchten Opfern als Hüterin des häuslichen Friedens gefeiert. Es wird eine große Anzahl edler und vortrefflicher Frauen genannt, die vorzugsweise in glücklicher Ehe sich entwickelten. Tiberius Gracchus, C. Plautinus Numida, M. Plautius, Julia, die Gemahlin des Pompejus, und Portia, M. Cato's Tochter, werden als Beispiele edler Gatten und Gattinnen angeführt. Das schönste Denkmal ehelichen Lebensglückes bilden in der römischen Literatur die Briefe, welche der jüngere Plinius an seine Gattin schrieb[100]).

Von den germanischen Völkern meldet Tacitus, daß die Ehen streng auf beiden Seiten gehalten wurden, was wohl auch auf glückliche Ehen schließen läßt. Die scandinavische Sage berichtet genug Beispiele, namentlich von gegenseitiger Anhänglichkeit, von Männern, die ihre verstorbene Gattin in der Nähe ihres Hofes begruben und treue Hüter ihres Grabes wurden; die Lieder von Helgi und Sigtuns kurzer Ehe schließen mit der Schilderung, wie die Witwe den todten Gatten nicht verläßt, sondern zu ihm in's Grab steigt.

Im Nibelungenliede finden wir die ehrwürdigen Ehepaare Sigmunt und Siglind, Rüdiger von Pechlarn und

Gotelind. Siegfried selbst und Chriemhild waren ein sehr glückliches Paar; nach dem Tode des Gatten hat Chriemhild nur noch eine Aufgabe, ihn an seinen Feinden, ihren nächsten Verwandten, zu rächen. Unermeßlich ist ihr Schmerz, als ihr Friedel erschlagen vor ihr liegt.

Eine reizende Schilderung des ehelichen Glückes finden wir im Willehalm. Als der Markgraf nach Oranse zurückkommt, pflegt ihn Gyburc, tröstet ihn, und als er sein Haupt auf ihre Brust gelegt hat und entschlafen ist, betet sie für ihn[101]). Auch in kleineren Erzählungen sind zufriedene Ehegatten geschildert, wie z. B. in der Erzählung von zweien Kaufmann, wo es heißt:

> was sie wollt, das das wollt' auch er,
> was ihm gefiel, war ihr Begehr.

Ulrich von Zweter aber singt also:

> Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund ein Muth,
> die Treue rein und in der Keuschheit fester Hut,
> hier zwei, da zwei und eins doch nur in steter Treue ganz!
> Wo Lieb mit Liebe so mag sein,
> da steigt das Silber nicht, noch Gold und Edelstein,
> ob solches Paares Lust, die zu uns spricht im Augenglanz.
> Und wenn die Minne so die Herzen bindet,
> daß man die beiden unter einer Decke findet
> und Arm und Arm sich fest umschließt,
> das mag wohl sein der Freuden Krone.
> Dem dieß geschieht, wird höchste Lust zum Lohne
> und Gottes Gunst sein glücklich Herz genießt.

Die altspanische Poesie zeigt uns Aehnliches. Als Cid sich in's Feld begiebt, sagt er zu Ximenen:

> Jeden Augenblick des Tages
> wendet wohl an nähend, stickend.
> Singt am Abend mit den Töchtern,
> und um euer Haus zu ordnen,
> wachet mit Auroren auf.
> Zu Vergnügungen verlaß ich
> euch die Sorge für die Herden,
> für die Wolle, für's Gefieder.
> Nie, Ximene, nie seid müssig,
> Arbeit ist der Tugend Quell.

Er räth ihr ferner, sie möge ihre reiche Kleidung so lange einschließen, bis er wiederkomme, und sie dann ihm zur Ehre tragen. Die Frau solle in Abwesenheit des Mannes sich einfach tragen. Die Töchter soll sie nie Gefahr merken lassen, sie soll sie stets an ihrer Seite schlafen und sie nie allein in's Grüne hinaus gehen lassen.

> Zeigt den Hausgenossen Würde,
> euren Frauen seid gesprächig,
> gegen Freunde seid bescheiden,
> gegen Euch und Eure Kinder
> unnachgebend streng und fest.
> Keiner Freundin, auch der beßten,
> zeiget einen meiner Briefe,
> wie ich keinem meiner Freunde
> einen Eurer Briefe zeige;
> denn das Band der Ehgenossen
> ist ein zart vertraulich Band.

Der Cid verlangt ferner, daß Ximene nicht Alles wissen lasse, was sie angeht; sie soll die Töchter an Verschwiegenheit gewöhnen und von keinem Manne Rath annehmen, sondern fragen, was er ihr rathen würde, wenn er da wäre, in schweren Dingen aber schreiben.

Durch die Galanterie des Ritterthums, die wir nachher betrachten, sowie durch das Cölibat der Geistlichkeit waren die Bande der Ehe ziemlich gelockert worden. Allerdings hatten geistliche Redner und Schriftsteller sich bemüht, dem eingerissenen Unwesen zu steuern, allein es lag in der Natur der Sache, daß der Geistliche, der entweder mit seiner Magd in so vertrautem Umgang lebte, daß sie sich seine Frau und nach seinem Titel nannte, oder mit anderen Eheweibern des Ortes in unerlaubtem Verhältnisse stand, kaum irgend einen nachdrücklichen Einfluß auf die Hebung des ehelichen Standes üben konnte[102]).

In dieser Beziehung wirkte die Reformation sehr segensreich. Luther ging der Geistlichkeit, die seinem Bekenntniß folgte, mit gutem Beispiel voran, indem er Katharina von Bora, die Nonne von Nimptschen, heirathete; er rühmt sie als eine vortreffliche Hausfrau[103]). Er selbst war in seinen Schriften ein warmer Fürsprecher und Vertheidiger des ehelichen Standes, und seine Collegen, wie Jac. Schenk, Spangenberg, folgten auch hierin seinem Beispiele und eröffneten eine lange Reihe von

Schriften über das eheliche Leben, an die sodann auch Mediciner, Philosophen und Juristen die ihrigen anschlossen [104]).

Betrachten wir einige Beispiele aufopfernder und treuer Gattenliebe, welche die Chroniken uns aufbewahrt haben.

Wir nennen zunächst die Gräfin Wendelgart von Eberstein, die Gemahlin des Grafen Ulrich von Linzgau und Buchhorn. Ihr Gemahl war gefangen nach Ungarn abgeführt worden. Sie begab sich darauf im Jahre 916 in das S. Wiboradenkloster zu St. Gallen und ging von da aus alle Jahre einmal nach Buchhorn, um dort Almosen an die Armen auszutheilen. Als sie nun im Jahre 918 eben damit beschäftigt war, trat auch ein Bettler an sie heran, der, als er die Gabe empfangen, ihre Hand erfaßte und küßte. Die Umstehenden wollten den zudringlichen Menschen mit Gewalt entfernen, er aber umarmte die Gräfin, und sie erkannte in ihm den aus der Gefangenschaft befreiten Gemahl. Sie verließ nun mit Genehmigung des Bischofs Salomon das Kloster und kehrte mit dem neugewonnenen Gatten nach Buchhorn zurück, wo sie im Jahre 920 in der Geburt starb. Das Kind mußte ausgeschnitten werden, es war der nachmalige Bischof Burkard von St. Gallen, der im Jahre 959 geweiht wurde.

Berühmt und gefeiert sind die Frauen von Weinsberg, welche im Jahre 1140 ihre Männer aus der

Festung trugen. Ein ähnliches Beispiel fand im Jahre 1415 in dem reizend gelegenen Schlosse Kriebenstein an der Zschopau bei Waldheim in Sachsen statt. Das Schloß Kriebenstein hatte ein reicher Edelmann Namens Dietrich Beerwald gebaut, einer von Staupitz hatte ihn daraus mit Gewalt vertrieben und die Burg in Besitz genommen. Der Landesfürst Markgraf Friedrich der Streitbare rügte den Frevel und legte sich mit den Freiberger Bürgern davor, zwang den Edelmann auch zur Uebergabe; der Markgraf hatte seiner Frau zugestanden, daß sie Alles, was ihr am liebsten wäre und was sie tragen könnte, mit sich herausnehmen möge. Da nahm sie ihren Mann auf den Rücken und trug ihn heraus. Der Fürst konnte ihren Bitten nicht widerstehen und schenkte dem von Staupitz das Leben, welches das bereits über ihn ergangene Urtel ihm abgesprochen hatte.

Ein anderes Beispiel ehelicher Aufopferung auch nach dem Tode meldet die Zittauer Chronik (Peschek I. 726). Als im Jahre 1528 der Brandstifter Hübner geviertheilt und an jedes Thor ein Viertheil gehangen war, wußte endlich seine Frau eine Hälfte des Oberkörpers vom Bautzner Thor trotz der Wächter zu entwenden, zu zerstücken und zu begraben. Die Obrigkeit war so wenig gerührt von dieser Anhänglichkeit, daß sie die treue Wittwe einsperrte und in ihren Banden, verstrickt in ihrem Hause, wahrscheinlich verhungern ließ.

Eine Bautzenerin, die Frau des Urban Henisch, befreite ihren Mann durch standhafte List aus dem Gefängniß, eine Zittauerin erbat 1540 Milderung der Strafe ihres Mannes Geißler beim König von Böhmen, und 1598 erlangte eine Görlitzerin das verwirkte Leben ihres Mannes Elias Hegenichts vom Kaiser durch einen Fußfall; der Kaiser ließ sich die Treue dieser Frau in Gnaden gefallen. Ich nenne ferner die Gattin des Hugo Grotius, die ihren Mann in einer Bücherkiste aus dem Gefängniß schaffen ließ, und die Marquise von Lavallette, die 1814 an ihres Gatten Stelle im Gefängniß blieb.

Es würde eine unendlich lange, die Zahl der gefeierten Helden um Vieles überwiegende Namenliste geben, wäre es möglich, alle die Frauen zu verzeichnen, die sich um ihre Männer außerordentliche Verdienste erworben haben. Die vortrefflichen und ausgezeichneten Hausfrauen sind um so häufiger, je einfacher die Sitten sind; sie werden nicht ausgezeichnet und gerühmt. Im Allgemeinen erfährt man gerade von den besten Hausfrauen am wenigsten, da sie eben in der stillen, umgränzten Häuslichkeit ihr segensreiches Wirken üben, wohin das Auge des Fremden so leicht nicht dringt.

Gerühmt werden neben vielen anderen die Gattinnen des großen Linnäus, des Grafen Veltheim, die Spalding's, Kästner's, Wieland's, Herder's, Zerenner's, Jean Paul's,

Schiller's, Göthe's, dann Sabina Elisabeth Gräfin von Bassewitz, geb. Oelgard, geb. 1716, verheirathet 1733. Ihre Talente führten sie früh zu ernsten geistigen Beschäftigungen, sie studirte außer der Bibel auch Wolff und Leibnitz und stand mit Voltaire und anderen Gelehrten in Verbindung. Sie lebte in überaus glücklicher Ehe mit ihrem Gemahl auf ihrem Gute Dalwitz in Mecklenburg. Im Mai 1783 feierten die Gatten die goldene Hochzeit, im November darauf starb der Graf; sie starb am 7. Februar 1794 (Schlichtegroll's Nekr. I. 141). Als ausgezeichnete Hausfrauen werden gerühmt die am 12. Juni 1831 verstorbene Maria Bernhardine Christiane geb. Cramer, Gattin des Buchhändlers Voigt in Ilmenau, die Wittwe des Oberhofpredigers Reinhard, nachmalige Gräfin Hopffgarten, die Frau Caroline Sophie von Hopffgarten, geb. Freiin von Fritsch, Oberhofmeisterin zu Weimar († 1. Juli 1837), Amalie von Voigt in Weimar, geb. Budeeus († 4. October 1840), Rosa Maria von Assing, geb. Varnhagen, in Hamburg († 12. Januar 1840) und viele, viele Andere, über welche die Nekrologe Näheres aufgezeichnet haben.

Eine fünfundzwanzigjährige Ehe wird durch die silberne, eine fünfzigjährige durch die goldene Hochzeit gefeiert, von welcher Beispiele nicht selten sind. Am 1. Januar 1854 fand aber im Crefeldischen das seltene Fest einer diamantenen Hochzeit statt, die Eheleute Bücher in

Sachsdorf an der Gath feierten das sechszigjährige Ehefest, der Mann war 93, die Frau 87 Jahr alt, beide waren noch rüstig, und die Frau befand sich noch im Stande, die Kirche zu besuchen. Aelter waren allerdings noch Andreas und Anna Habernacht in Buttstedt bei Jessen. Im Jahre 1720 starb die Frau 89 Jahr alt, ein Jahr darauf der Mann 98 Jahr alt; beide hatten 58 Jahr zusammen im Ehestand gelebt; sie hinterließen 14 lebendige Töchter, die alle im Dorfe verheirathet waren, und 27 Enkel. Am 27. Januar 1724 feierten in Pillichsdorf bei Passau sieben Paare Eheleute ihre goldene Hochzeit. Im Jahre 1724 starb bei Posen ein Mann von 117 Jahren, der eine Wittwe hinterließ, mit der er 93 Jahre in der Ehe gelebt und 27 Kinder gezeugt hatte; 95 Enkel und 42 Urenkel überlebten diesen Greis.

Ehen ohne Kindersegen gehören nur in seltenen Ausnahmen zu den glücklichen, der Beruf der Ehefrau ist, Mutter zu werden. Erst als Mutter erreicht sie den Gipfel fraulicher Herrlichkeit und Würde. Das erkannten alle Völker an, die Aegypter in ihrer Isis, deren Bild, das den Sohn auf dem Schooße trägt, überall aufgestellt und verehrt wurde, die Griechen und Römer in ihrer Cybele und Magna mater, die romanischen Nationen in den zahlreichen Gottheiten der Mutter, den Matres und Matronae, die in den römischen Inschriften der Rheinlande genannt werden (Orelli, Corp. Inscr. I. 360). Vor

Allem aber ist die Mutter verherrlicht in der heiligen Jungfrau, der hochgefeierten Mutter Christi.

Logau faßt die Geschichte der Mutter in wenig rührende Worte zusammen (Sinngedichte II. 24.):

Die Mutter trägt im Leibe das Kind drei Vierteljahr,
die Mutter trägt auf Armen das Kind, weil's schwach noch war,
die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.

Die Mutter ist dem Kinde Wohnstätte und Kleid vor und die erste Nahrungsquelle nach der Geburt; sie lauscht seinen ersten Lauten, und sie entwickelt sie zur Sprache, sie entlockt ihm die ersten Worte, aus ihrem Auge dringt der erste Strahl der Liebe in sein Herz; sie weckt in ihm die ersten Gedanken. Ihr Werk ist die erste Begründung seiner Denk- und Handlungsweise; unvertilgbar prägen sich die Worte, die Gedanken in das Herz des Kindes, die es von der Mutter vernahm. Für ihr Kind opfert die Mutter Alles, was sie hat; sie scheut weder Feuer, noch Wasser, wenn es gilt, ihr Kind aus drohender Gefahr zu erretten. Unter allen Pflichten wird keine so selten verletzt als die Mutterpflicht. Ja der Kindermord selbst entspringt zumeist aus der Besorgniß, daß die Mutter nicht im Stande sein werde, dem Kinde ein sicheres Dasein zu schaffen, und aus der Ueberzeugung, daß es wohl besser sei, dem Kinde die Quälereien dieses Lebens zu ersparen. Die Mutterliebe artet aber auch auf der anderen Seite oft in Schwäche

und schadenbringende Nachgiebigkeit gegen den Willen der Kinder aus; ja es kommt wohl vor, daß die Mütter den Söhnen gegenüber sich einer gewissen Eifersucht auf deren Geliebten und Frauen nicht erwehren können, bis sich endlich dieses Gefühl in Zuneigung und zärtliche Fürsorge für sie auflöset. Die römische Gesetzgebung ermächtigte seit Kaiser Claudius die Frauen, die Vormundschaft über ihre Kinder zu führen. Ein Gleiches that die deutsche, beide in der Voraussetzung, daß die Mutter nie anders als zum Beßten der Kinder handeln könne, daß die Mutter die beßte Freundin des Kindes sei[105]).

Bei den Völkern des alten Europa war der größte Ruhm einer Mutter, viele Kinder geboren zu haben. Schon Plinius (H. N. VII. 3.) führt Beispiele von großer Fruchtbarkeit auf. Mütter von zehn Kindern sind keine Seltenheit. In Hamburg lebte um 1800 eine Mutter von 23 Kindern, Wittwe Sillem; die Frau des Hanns Ungnad, eine geborene Gräfin Thurn, hatte 24 Kinder, Kaiser Albrechts Gemahlin, Elisabeth von Tyrol, 25 Kinder, eine Frau von Gemmingen 53 Kinder, die Frau des Tischlers Wigrak in Chatbury 34 Kinder, die im Jahre 1503 verstorbene Bürgerin von Binniken hatte 73 Kinder geboren. Der kurfürstlich sächsische Oberhofjägermeister Loth von Bomsdorff auf Medingen erzeugte mit seiner Frau Magdalene Katharine geb. von Ponickau in den Jahren 1650—1684

29 Kinder, die alle am Leben blieben. In Scheibenberg im Erzgebirge erzeugten sieben Bürger in den Jahren 1600—1660 129 Kinder, wovon 23 auf Max Schumann kamen. Die Geburt von Zwillingen und Drillingen gehört nicht zu den großen Seltenheiten; ungewöhnlicher sind Vierlinge; wir finden aber, daß eine Frau in Adorf am 19. October 1591 neun lebendige Kinder gebar, die sieben Wochen lebten; 1640 gebar eine schwedische Soldatenfrau vier Söhne und drei Töchter, 1750 eine Töpfersfrau in Colditz zwei Söhne und drei Töchter, 1625 eine Magd in Leipzig zwei Söhne und zwei Töchter; eine Dänin, die 26 Kinder geboren, hatte viermal Drillinge; im Jahre 1270 soll eine Polin in Krakau 36 lebendige Kinder geboren haben, die auch alle auf einmal getauft wurden. Im Jahre 1276 gebar — so berichten die Chroniken — die Gemahlin des Grafen Hermann von Henneberg, Margarethe von Holland und Seeland, in ihrem zweiundvierzigsten Lebensjahre nicht weniger als 364 Kinder, welche der Bischof Guido von Utrecht in zwei Becken, die Knaben alle Johannes, die Mädchen alle Elisabeth taufte. Mutter und Kinder starben bald darauf[106].

Unglückliche Ehen haben ihren Grund theils in zu großer Verschiedenheit des Lebensalters, der Ansichten und Neigungen, theils im Mangel am nothwendigen Lebensunterhalt, theils in Fehlern, Leidenschaften oder

Lastern des einen Gatten oder auch beider; oft sind es Verwandte oder Freunde, die den Grund zur Störung der Ehe legen und mit oder ohne Absicht die Gemüther der Gatten von einander entfernen[107]).

Man giebt den Frauen schuld, daß sie bei Weitem weniger sich zu beherrschen im Stande sind, als die Männer, daß sie namentlich durch ihre Neigung zum Reden oft Anlaß zu Zwietracht und Streit geben. In dem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gedruckten Schauplatz der bösen Weiber findet sich folgende Schilderung des ehelichen Krieges:

Der Mann muß stetiglich gegen Weibe und das Weib gegen dem Mann in acie und Schlachtordnung stehen, dieser mit Fäusten, Prügel, Karbatzsche oder Stiefeln, jene mit dem Bund Schlüssel, Rocken, Besen oder Ofengabel; der Mann hat zur Losung tace mulier, Weib schweig, das Weib cedo nulli, ich weiche keinen Tritt. Spricht der Mann Huy, so sagt sie Pfuy; thut der Mann sein Maul auf, so erhebt sie ihren Pelz, da gehet das Donner-Geschütze auf einander los: Tarantato, ragrabump, bide pump; da fliehen die Zungenpfeile und dringen sehrer durch's Herz, als die türkischen Pfitzsche-Pfeile, da summen die groben Criminal-Kugeln, da rücket die Haus-Armee näher an einander und kommen a verbis ad verbera, a criminibus ad crines, von Scheltworten zum Schlagen und einander in die Haare; alsdann heißet

es: tenete eum et eam, au weh, mein Bart, au weh, meine Haare, haltet ihn, haltet sie, da gehet es bunt über, da ist die Nase im Wege, da muß der Kragen herunter, oder die Halsbinde ist die Handhabe, das andere desto fester zu halten. Und so wenig Hund und Katze in beharrlichem Frieden leben können, so wenig kann auf diese Weise der Hauskönig mit seiner inthronisirten Spindelkönigin sich wegen solcher Herrschaft vertragen.

Den Hauskrieg, den oft irgend ein Dämon entzündet zu haben scheint, endigt oft ein Friedensschluß und eine Versöhnung, welche die Italiener pace di marcolfo nennen, oft aber auch eine gänzliche Entfernung der Gatten, ja Mord und Todtschlag.

Oft wird der Frieden durch verständige Zusprache der Freunde wieder hergestellt, und man hat Beispiele, daß Ehegatten, die in den ersten Jahren ihrer Ehe in stetem Kampf begriffen waren, die zärtlichsten Freunde wurden; es kommt aber auch das Gegentheil vor, daß nach scheinbar langem Ehefrieden eine erbitterte Feindschaft des Ehepaares sich bemächtigt — und eine Trennung der Ehe stattfindet.

Beispiele unglücklicher Ehen bietet namentlich die deutsche Literaturgeschichte dar, unter denen Bürger's Ehe vielleicht obenan steht; wir nennen noch die, von denen öffentlich mehrfach die Rede gewesen, W. Eberhard geb. Köhler, Fischer, Aug. v. Goldstein, die Karschin und

ihre Töchter Hempel-Gürnth und Klencke, Henr. Hagemann, Sophie Hartlieb, Helena Köhle, Elise von Langeland, Fr. Lohmann, wogegen als glückliche Ehefrauen die Dichterinnen Caroline Lessing, Marg. Liebeskind, Chr. Sophie Ludwig, Caroline Paulus, Albertine Pfranger genannt werden. Wilhelmine Eberhard geb. Köhler gab heraus: Fünfundzwanzig Jahre aus meinem Leben oder Erziehung des Schicksals, eine Biographie der Mutter und der Tochter, Marburg 1802. Die Verfasserin war die Tochter einer wahnsinnigen und zuweilen rasenden Mutter, nach deren Tode sie in ihrem vierzehnten Jahre einen Beamten heirathen mußte, mit dem sie eine höchst unglückliche Ehe in Schmerz und Elend führte.

Die Ehe wird für das ganze Leben geschlossen; im alten Rom hatte der Mann das Recht, sich von der Frau zu trennen, aber die Frau durfte den Mann nicht willkürlich verlassen. Der Mann konnte die Frau von sich weisen, wenn sie die eheliche Treue verletzt, wenn sie untergeschobene Kinder auf ihn gebracht, wenn sie ohne sein Wissen Wein getrunken hatte. Es waren bei der Scheidung, eben so wie bei der Schließung der Ehe gewisse feierliche Gebräuche vorgeschrieben; die Tafeln des Ehevertrags wurden im Beisein von sieben Zeugen zerbrochen, die Frau mußte die Schlüssel abgeben, es wurden gewisse Formeln feierlich ausgesprochen. Der römische Staat bestand fünfhundert Jahre, ehe die erste Ehe-

scheidung vorkam. Mit dem Verfall der Sitten wurde die Ehescheidung häufiger und die Ehe überhaupt seltener.

Bei den germanischen Völkern waren Ehescheidungen sehr selten. Der Mann hatte das Recht, die Frau, die treulos war, zu tödten oder mit abgeschorenem Haar fortzujagen. Unfruchtbarkeit eines der Gatten war fernerhin ein Grund der Scheidung, die vor Gericht und unter bestimmten Formeln erfolgte. Die katholische Kirche erklärte die Ehe für unlöslich und die zweite Heirath geschiedener Gatten für unstatthaft; doch gab es gewisse Bestimmungen, die hierin Abweichungen von der allgemeinen Regel zuließen. In Frankreich wurden durch den Code Napoleon die Scheidungen erleichtert, und es erfolgten binnen 27 Monaten nach Erlassung des erleichternden Gesetzes 5994 Scheidungen, von denen über die Hälfte von den Weibern verlangt wurde[108]).

Die Ehekriege haben, sobald sie die Gränzen des Hauses überschreiten und öffentlich geführt werden, oft die anstößigsten Verhandlungen und Ereignisse hervorgebracht. So führte im Jahre 1819 auf dem Pariser Kirchhofe ein Wittwer eine Grabschriftfehde mit dem Vater seiner verstorbenen Frau (s. Richard, conducteur aux cimetières de Paris S. 81).

Die scandalösesten Eheprocesse finden sich aber in England, wo bereits König Heinrich VIII., Maria Stuart und in neuerer Zeit Königin Caroline durch ihre

Scheidungsprocesse die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen im höchsten Grade erregen. Die öffentlichen Verhandlungen, Abhörungen der Parteien, Aussagen der Zeugen, die Verhandlungen über die Geldentschädigungen, die der beleidigte Ehemann fordert und erhalten muß, füllen ganze Zeitungsspalten und schon im Jahre 1779 ein Werk von 5 Bänden, wo die innersten Falten des Familienlebens rücksichtslos blos gelegt werden und nicht selten eine Quelle der Belustigung für das große Publicum abgeben.

In deutschen Dörfern und Städten kommt es mehrfach vor, daß sich die Gemeinde in's Mittel schlägt, wenn in einem Hause der Krieg zwischen Mann und Frau ausgebrochen ist und den anderen ein böses Beispiel giebt. Wir sahen oben, wie im Mainzischen dem Manne, der im Hauskriege den Kürzeren gezogen hatte, das Dach von den Nachbarn abgedeckt ward. In dem schwäbischen Orte Balingen herrschte bis zum Jahre 1784 folgende Sitte: die Bauern wählten in aller Stille einen ehrlichen, tadelfreien Mann, welcher der Datte, Vater, genannt wurde, und der sich zwei Beistände aussuchte. Diese verschafften sich nun Kunde über die Verhältnisse in den Ehen des Orts. Vernahm er dann, daß Eheleute uneins waren und sich gegen einander unartig betrugen, und hatte er sich davon überzeugt, so begab sich der Datte Nachts mit seinen Beiständen vor das Haus der Uneinigen, klopfte an und antwortete auf die Frage, wer

da sei, nichts als: „Der Datte kommt.“ Dann ging er wieder fort; er hatte gewarnt. Machte das Paar Frieden, so kam er nicht wieder; im Gegenfall aber wiederholte er bei finsterer Nacht seinen Besuch und Spruch. Wenn das indessen noch nicht half, so erschien er zum dritten Male mit seinen Gehülfen, vermummt, drang in's Haus und klopfte die schuldige Person mit einem Stocke tüchtig durch. Die Folge war, daß in dem Dorfe Balingen wenig von ehelichen Streitigkeiten gehört wurde, so lange der Datte die Aufsicht führte. Einmal hatte er aber zu kräftig eingeschritten, und die Landesregierung hob diese Art von Ehepolizei ganz auf.

Im Städtchen Goch im Cleve'schen ist es uralter Gebrauch, daß treulose Ehemänner, deren Liebchen und Trunkenbolde, die ihre Weiber schlagen, vom Volk ergriffen, unter die Stadtpumpen geschleppt und durch und durch eingeweicht werden. So wie der Rath Hülfe sendete, war die Execution vorüber; es ist kein Beispiel vorhanden, daß diese Strafe an einem Unschuldigen vollzogen worden wäre. In der Stadt Zwickau wurde im Jahre 1529 an der Mulde eine Schwemme eingerichtet, wo die treulosen Ehemänner ein unfreiwilliges Bad erdulden mußten.

In einigen schottischen Dörfern bestand ehedem der Gebrauch, Ehemänner, die ihre übrigens untadelhaften Frauen mißhandelten und trotz aller angewandten Vor-

stellungen schlugen, durch die Frauen des Dorfes abstrafen zu lassen. Die Frauen versammelten sich in großer Menge und fielen über den Verbrecher her, banden ihn und setzten ihn auf eine Stange, schnürten ihm unten die Beine zusammen und trugen ihn im Dorfe umher. Dabei ward der arme Mann ausgepfiffen, mit Spottreden überhäuft und an den Füßen gezupft, und er konnte von Glück sagen, wenn er nicht zum Beschluß in einen Fluß oder Teich geworfen wurde. Die anderen Männer hüteten sich, ihrem Genossen zu Hilfe zu eilen. Noch im Jahre 1801 wurde zu Edinburg ein Weber auf diese Weise bestraft[109]).

So streng im alten Rom und bei den germanischen Nationen die Ehen gehalten wurden, so allgemein riß in den Zeiten der Kreuzzüge jene Leichtfertigkeit ein, die in geistlicher Schwärmerei und sinnlicher Lust, anbetend und genießend, in Demuth und Uebermuth die Frau als ihre Gottheit aufstellte.

Der nächste Anstoß kam aus dem Heimathlande der Aphrodite, wo die Kolyridianerinnen bereits im vierten Jahrhundert einen Cultus geltend machten, den Dienst der Mutter Gottes, der später aus der griechischen in die römische Kirche überging, in Deutschland aber erst im 15. und 16. Jahrhunderte seinen Gipfelpunkt erreichte.

Die Wiege der Galanterie war das südliche Frankreich, wo arabische Sitte mit romanischer sich mischte und die schweren und ernsten Banden in Blumenketten ver-

wandelte, die nach altrömischer und germanischer Ansicht das Weib an den Mann fesselten. So ward es Sitte, daß auch einer verheiratheten Dame außer ihrem Mann noch ein anerkannter Liebhaber zur Seite stehen konnte, wogegen dem Manne derselben es unbenommen war, einer anderen Dame denselben Dienst zu erweisen, eine Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag im romanischen Südeuropa erhalten hat.

In Südfrankreich war dieser Minnedienst durch die Troubadours zu einer förmlichen Liebesgesetzgebung ausgebildet worden, welcher das Lehnrecht zum Grunde lag. Der Liebhaber hatte vier Zustände zu durchschreiten. Zunächst nahte er sich der auserkornen Dame, er weidete sich an ihrem Anblick, er suchte ihre Blicke auf sich zu lenken, allein er wagte noch nicht das Geständniß; er wurde dann feignaire genannt. Ermuthigte ihn die Angebetete durch Zeichen der Huld, so trat er in den zweiten, indem er ihr offen seine Liebe gestand; er ward ein Bittender, pregaire. Darauf ward er zum Minnedienst angenommen und hieß ein Erhörter, entendeire. Endlich aber wurde ihm die höchste Gunst gewährt, und er stieg sodann zum Liebhaber, drutz. Der Zeitraum vom ersten Schmachten bis zur vollständigen Annahme war von sehr verschiedener Dauer, je nach dem Charakter der Dame und den Verdiensten des Ritters. Das Alles war mit Ceremonien verknüpft die theils denen des Lehnswesens, theils denen der Kirche

nachgebildet waren. Der Ritter kniete vor seiner Dame, indem er ihr Treue schwor, sie hielt seine Hände zwischen den ihren, sie gab ihm einen Ring und besiegelte den Bund mit einem Kuß; ja zuweilen ward der Bund sogar durch kirchliche Einweihung bekräftigt. Zuweilen ließen sich die Bewerber einer Dame die Haare abschneiden, wie denn um die vielgefeierte Gräfin Guida von Rodes sich mehr als hundert Ritter die Köpfe scheeren ließen. Der deutsche Ritter Ulrich von Lichtenstein hackte sich sogar einen Finger ab und sandte denselben seiner Dame zum Zeichen seiner unbegrenzten Verehrung.

Von da an trug der Ritter die Farben seiner Dame und das Kleinod, das sie ihm zum Zeichen ihrer Liebe gegeben, einen Ring, einen Schleier, ein Haarband, einen Gürtel, einen Aermel, den sie getragen. Am Hofe Heinrichs III. trugen, wie Brantome erzählt, die Ritter die Strümpfe ihrer Damen. Dieses Zeichen nahm der Ritter mit in den Kampf, und war es von den Schwerthieben zerschnitten, so gab er es ihr gegen ein neues zurück; sie trug dann das alte als den schönsten Schmuck. Ganz gewöhnlich war unter den französischen Liebespaaren der Tausch der Hemden, wie die Romane vom Castellan von Coucy, von Gamuret und anderen beweisen. Gamuret hat nach und nach achtzehn durchhauene und durchstochene Hemden seiner Herzeloide zurückgegeben, die sie mit Wonne wiederum angelegt hat.

Oft verlangten aber auch die Damen noch ganz besondere Thaten zum Zeichen wahrer Liebe und aufopfernder Treue, deren Erfüllung nun die Lebensaufgabe des Ritters wurde. Dabei forderten die Damen im Bewußtsein ihrer Allmacht über das Herz des Geliebten oft das Unmögliche und quälten ihre Liebhaber mit den unsinnigsten Zumuthungen. Die Liebhaber ihrerseits boten jede Kraft dafür auf und gaben außerdem die offenbarsten Beweise ihres Liebeswahnsinns. Ulrich von Lichtenstein ist nicht der einzige Ritter, der das Wasser trank, worin sich seine Dame gewaschen; der Troubadour Wilhelm von Balaun ließ sich auf Verlangen seiner Dame einen Nagel vom Finger ablösen, weil sie dies als ein Liebeszeichen gefordert hatte. Peter Vidal, der Kürschnerssohn aus Toulouse, den die Damen oft weidlich neckten, weil er in alle verliebt war, verliebte sich in Loba von Carcasses; ihrem Namen, Wölfin, zu Ehren kroch er in ein Wolfsfell und rannte in der Nähe ihrer Burg heulend und auf allen Vieren umher, bis ihn die Hunde und die Hirten einfingen, ihm das Fell zerzauseten und ihn derb abprügelten, so daß er fortgetragen werden mußte.

Es ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen, wie weit die Belohnung der treuen Liebhaber ging; die französischen wie deutschen Gedichtsammlungen enthalten zahlreiche Denkmale ritterlicher Liebe in den Tageliedern oder Alben, Scheideliedern am Morgen. Die Treue der Wäch-

terinnen oder Wächter, die Bosheit der Aufpasser, der Neider, der Verräther und des Zufalls werden darin mannichfach angedeutet.

Diese Liebessitten führten mannichfache Verwickelungen und Abenteuer herbei, zumal wenn der Gemahl einer schönen, vielbegehrten Frau den Qualen der Eifersucht verfiel, wie der Ritter von Fayel, der seiner Frau das Herz ihres Anbeters, des Castellans von Coucy, gebraten vorsetzte, das ihr dieser sterbend vermacht hatte. Noch tragischer ist die Geschichte des Wilhelm von Cabestaing und der Gräfin Margerida von Roussillon, welche die Zeitgenossen in Liedern fortpflanzten.

Die vielfach gegliederten Liebesverhältnisse der ritterlichen Dichter und der Frauen, die gerichtsförmlich gestaltete Liebessitte, die Zwiste der Liebenden unter einander, dann die dem Zeitalter eigenthümliche Freude an der Lösung spitzfindiger Fragen, führten nicht allein poetische Auflösungen und Streitverhandlungen herbei (Terzonen), sondern hatten den Zusammentritt vollständiger eigenthümlicher Gerichtshöfe zur Folge. Drei Troubadours stritten über die Frage, welchen von ihnen die Dame, die alle drei zu gleicher Zeit verehrten, am meisten ausgezeichnet habe, als sie alle drei beisammensaßen. Den einen hatte sie freundlich angesehen, dem andern die Hand gedrückt und dem dritten seufzend und verstohlen auf den Fuß getreten. Eine Dame wurde zur Schiedsrichterin erwählt.

Förmliche aus Damen und Rittern zusammengesetzte Liebeshöfe oder Minnengerichte waren vornehmlich in Frankreich schon im zwölften Jahrhundert im Gebrauch. Der Fürst der Liebe, oft ein Prinz, führte den Vorsitz, Damen wie Herren bekleideten die richterlichen Aemter, und die richterlichen Aussprüche wurden mit großem Ernste bekannt gemacht. In Avignon, Lille, Tournay, Paris waren solche Minnehöfe zusammengetreten, und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lassen sich auf deutschem Boden ähnliche Gerichte nachweisen[110]).

Dieses Liebeleben der Frauen erhielt sich an den Höfen der romanischen Völker bei Weitem länger als in Deutschland; in Scandinavien gedieh es nie. Am Hofe Franz I., wie seiner Nachfolger, waren die verliebten Aventuren ein wesentlicher Bestandtheil des täglichen Lebens, und die zahlreichen Gedichte und Romane jener Zeit lassen uns tiefere Blicke in jenes Treiben thun; die neuen Novellen der Königin Margarethe von Valois, die Schriften des Herrn v. Brantome, die Gedichte der Herren v. Sicognes, Regner, Motin, Berthelot, Maynard, le Loyer, Aurray, Bellay u. A. stellen uns dieses Leben, besonders auch in seinen Schattenseiten, treulich dar. Unter Ludwig XIV. errichtete Richelieu zu Ruel eine Assemblée galante, bei welcher Prinzessin Maria von Gonzaga den Vorsitz führte und Madame Scrudery, die Verfasserin der gefeierten Frauenliebesbriefe, ein Hauptamt übernommen hatte. Seitdem

begann aber das Maitressenwesen, das leider auch auf deutschem Boden Anklang fand und überaus verderblichen Einfluß auf die ehelichen Verhältnisse des Adels und der großen Städte und Residenzen ausübte. Die galanten Damen begannen eine Rolle zu spielen [111]).

An den italienischen Höfen, den päpstlichen nicht ausgenommen, war schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein überaus anstößiges Leben Mode geworden, das uns namentlich L. Ariosto im 28. Gesange seines wüthenden Roland in seiner übermüthigen Weise schildert und dem versammelten Hofe öffentlich vortragen durfte. Pietro Aretino, P. Bembo, L. Dolce, Giovani della Casa liefern anderweite Beispiele über die Sitten jener Zeit. Aus Bellay und Brantome ersehen wir, daß Italien und vor allen Dingen Rom als die hohe Schule jener Liebe galt, die nicht durch die Ehe gekrönt wird, und welcher dieselbe ein Hinderniß darbietet. Fast scheint es, als sei Spanien darin noch weiter gegangen, wenn wir den Mittheilungen Brantome's Glauben schenken dürfen.

In beiden Ländern treffen wir wenigstens als ein von der Sitte gebilligtes Verhältniß, das im germanischen Europa niemals gut geheißen wurde, das Cicisbeat.

In Spanien wird die Ehe außerdem durch Liebe oder durch Convention geschlossen; sie ist unauflöslich und ein steter Kampf um Selbstständigkeit. In den höheren

Ständen hat die Frau einen Cortejo, welcher theils der vollkommene Sclave seiner Dame, theils nur Hausfreund ist, theils aber auch die Stelle des Ehemanns vertritt, der bei der Wahl desselben keine Stimme hat.

In Italien heißt dieser Begleiter der Ehefrau Cicisbeo; er hat die Aufgabe, mit Einwilligung des Mannes, über die Ehre derselben zu wachen, ohne selbst von der verbotenen Frucht zu genießen. Das Mädchen überläßt man in Italien unbedenklich ihrem Verstand und ihrer eigenen Obhut und hat nichts zu fürchten. Die Frau aber wird einem Freunde anvertraut, der fortan ihr steter Begleiter ist, mag sie nun in die Kirche oder in das Theater, in Gesellschaft oder auf die Promenade gehen. Er hat die Aufgabe, die Dame zu unterhalten, wenn sie lange Weile hat, sie in Gesellschaften zu bedienen, sie in den Wagen herein- und herauszuheben, alle ihre Befehle zu befolgen, ihre Wünsche zu erfüllen. Er hat aber auch das Recht, unangemeldet in das geheimste Zimmer des Hauses zu treten. Es ist, doch minder häufig, vorgekommen, daß eine Dame zwei, ja drei Cicisbeos hatte, die dann einander vollständig ignorirten.

In Genua machten auch die Frauen der niedrigsten Classe Anspruch auf den Besitz eines Cicisbeo, und die der höhern Stände hatten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts den Ruf, am strengsten auf die Erfüllung der Pflichten zu halten, welche das Cicisbeat auferlegte. Dort sah

man damals häufig den Cicisbeo die Sänfte seiner Dame, den Hut in der Hand, im Regen begleiten. Die Florentinerinnen gestatteten ihrem Cicisbeo einen Platz in ihrem Wagen, obschon sie sonst nicht unbedeutende Ansprüche an ihn machten. Auch in Venedig war dieser Frauendienst damals stark üblich. Der Titel des Begleiters der Dame war dort Cavaliere serviente. In Wien fand Lady Montague im Jahre 1711 wenigstens Anklänge an diese Sitten[112].

Anders ist das Verhältniß, wenn der Mann außer der Frau noch ein anderes Weib in sein Haus aufnimmt. Im alten Rom war dies untersagt. Die Lex Julia und Poppaea gestattete den Römern, mit Freigelassenen, Schauspielerinnen und anderen Frauen, mit denen sie keine rechtmäßige Ehe eingehen konnten, zusammen zu leben. Die ältere deutsche Geschichte bietet uns Beispiele, daß Fürsten neben der rechtmäßigen Gemahlin auch Concubinen hatten, wie namentlich Carl der Große; später fanden Trauungen an die linke Hand statt. Im Allgemeinen verwirft die Sitte der europäischen Völker derartige Verhältnisse, und wo sie geduldet werden, findet dies nur ausnahmsweise statt, nie aber unter einem und demselben Dache.

Die Polygamie, der Mann mit mehr als einer Frau, ist noch seltener. Allerdings heirathete Chlotar, Chlodwigs Sohn, die Wittwe seines Bruders Chlodomar und deren Schwester zu gleicher Zeit. Dann finden wir den Grafen Ernst von Gleichen; die schöne

Saracenin, die ihn aus der Gefangenschaft befreit hatte und ihm nach Europa gefolgt war, ward erst von dem Papste und dann von seiner noch lebenden thüringischen Gemahlin als rechtmäßige Frau anerkannt. Der Grabstein des Grafen stellt diesen zwischen beiden Gattinnen dar, und die Sage berichtet von der herzlichen Eintracht derselben. Allein die Sitte war dagegen, und es bedurfte besonderer Dispensation, als Philipp der Großmüthige von Hessen die Margaretha von Saale heirathen wollte, nachdem auch seine Gemahlin ihre Einwilligung dazu gegeben. Die Juristen und Theologen des sechszehnten Jahrhunderts stritten noch lange über Zulässigkeit der Vielweiberei, nachdem die Wiedertäufer in Münster dieselbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Leiden fünfzehn, die anderen zehn bis zwölf Frauen hatten. Wer von ihnen eine alte Frau hatte, nahm eine junge Magd dazu. In neuerer Zeit ist in America die Secte der Mormonen diesem Beispiele gefolgt, und es hat mancher derselben zehn und mehr angetraute Frauen. In England kommen Fälle von Bigamie selten vor[113]).

Am allerseltensten sind die Fälle, wo eine Frau mehrere Männer hat. Ueber dem Niederthore zu Leisnig sah man vor hundert Jahren noch sieben steinerne Köpfe eingemauert. Die Sage berichtet, es habe einst eine vornehme Dame, die sich für eine Jungfrau ausgegeben, dieses Thor bauen müssen, weil sie nicht weniger als sechs

lebendige Männer gehabt. Im vorigen Jahrhundert findet sich eine wirkliche Polyandrie beim Städtchen Dohna in Sachsen. Der seines Amtes entsetzte Pfarrer von Stürza heirathete die Frau eines Mannes, der, mehrere Jahre von seinem Wohnorte abwesend, auch trotz aller Aufrufe nicht wiedergekehrt war. Bald nachdem der Pfarrer seine Frau sich hatte antrauen lassen, kehrte der Mann zurück, und es lebten nun fortan alle drei in der größten Eintracht zusammen. Das erste Ehepaar starb vor dem Pfarrer, der es in einer gewölbten Gruft beisetzen ließ und dann in die Ferne ging und dort starb.

In der Zeit der allgemeinen Aufregung von 1848 fehlte es nicht an Damen, welche der Vielmännerei das Wort redeten; sie wollten wohl möglichst viele Männer haben, nur hatten sie nicht die Absicht, sich an viele binden zu lassen. Es war die Lehre von der freien Liebe, der Frauenemancipation.

Das natürlichste Ende der Ehe ist das durch den Tod eines der beiden Ehegatten. Die schöne Sage von Flos und Blancheflor meldet, daß dieses liebenswürdige Ehepaar an einem Tage geboren ward und auch an einem Tage starb. Die Geschichte meldet ein Gleiches von Wilh. Douglas und seiner Frau, die im Jahre 1778 zu Linerk in Schottland in ein Grab gelegt wurden. Sie waren an einem und demselben Tag und in einer

und derselben Stunde geboren worden, heiratheten sich, als sie 19 Jahre alt waren, und erreichten ein Lebensalter von 100 Jahren. — Am 30. October 1582 starb in Leipzig der Baumeister Seb. Schweikard mit seiner Frau; sie wurden beide in einen Sarg gelegt. Im Jahre 1633 starben in Leipzig sieben Paare Eheleute zu gleicher Zeit. Den 3. Mai 1643 starben Professor Heinze und seine Frau und kamen in einen Sarg, den 13. Juni 1673 ein altes Ehepaar nach vierundfünfzigjähriger Ehe, der Mann 100, die Frau 70 Jahre alt, 1692 und 1702 fanden ähnliche Todesfälle in Leipzig statt. Dieses Zusammensterben von Eheleuten ist durchaus nicht so sehr selten, und ich finde in den Chroniken der sächsischen Orte mehrfache Beispiele davon. Noch öfter folgt ein Ehegatte dem anderen in einem Zwischenraume von mehreren Tagen. So starb Graf Ulrich mit dem Daumen von Württemberg am 25. Februar 1265, und seine Gemahlin Agnes von Liegnitz folgte ihm am 13. März im Tode nach; Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen folgte am 3. März 1554 seiner am 21. Februar verstorbenen Gemahlin Sibylle; am 7. Juli 1738 starb Herzog Heinrich von Sachsen-Merseburg und vier Wochen später seine Gemahlin Elisabeth[114]).

Nach dem Tode des Mannes tritt die Wittwe ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, in das sie zuweilen am Arme desselben getreten war.

Bei den Thrakern, den alten Scandinaviern und noch im fünften Jahrhundert bei den Herulern folgte die Wittwe dem Manne sofort im Tode nach. Im Norden erstach sich die Frau am Brandhügel des Mannes, ward sodann neben ihn gelegt und mit ihm verbrannt; bei den Herulern erhing sich die Wittwe am Grabe des Mannes. Nach germanischem Rechte mußte die Wittwe, wenn sie kinderlos war, nach dem Tode des Mannes das Haus verlassen. Doch hatten des Mannes Erben für sie zu sorgen. Es war bestimmt, was ihr von des Mannes Habe zufiel.

Das Leben der Wittwe ist sehr verschieden nach ihrem Stande und Vermögen, nach den Familienverhältnissen, in denen sie lebte.

In alter Zeit ward es nicht gelobt, wenn eine Wittwe wieder heirathete. Chriemhild geht eine zweite Ehe bloß deßhalb ein, weil sie dadurch ein Mittel erhält, ihren geliebten Siegfried an ihren eigenen Verwandten zu rächen. Fürstliche Wittwen zogen sich gemeiniglich auf den ihnen im Ehevertrag vorher bestimmten Wittwensitz zurück oder gingen in ein Kloster, das sie gestiftet hatten. Als Muster einer Wittwe steht die Kaiserin Maria Theresia da, die zwar die Staatsgeschäfte wie früher fortführte, die übrige Zeit aber dem Andenken ihres Gemahls widmete. Agnes, die Gemahlin des Herzogs Otto von Bayern lebte, nach dem im Jahre 1312 erfolgten Tode ihres Gemahls 49

Jahr im Wittwenstande und Euphemia, Wittwe des 1347 verstorbenen Otto von Kärnthen, 37 Jahr. Wir werden im fernern Verlaufe der Betrachtung noch mehrere erhebende Beispiele fürstlicher Wittwen mittheilen.

Aus den Memoiren Brantome's, der den Wittwen einen ziemlich ansehnlichen Abschnitt seines Werkes einräumt, ersehen wir, daß die vornehmen Wittwen seiner Zeit in Frankreich, Spanien und Italien sich sehr stark an den galanten Abenteuern betheiligten, die damals zum guten Ton gehörten. Sie ließen es nicht an äußeren Zeichen der Trauer fehlen, sie schmückten ihre Kleider mit gemalten und gestickten Todtenköpfen, über das Kreuz gelegten Todtengebeinen, Todtensäulen und Thränen, die sie auch aus schwarzem Gagat und emaillirtem Gold als Halsschmuck trugen. Die Trauerfarbe der Europäer ist durchweg die schwarze.

Seit alter Zeit ist die Aufrichtigkeit der Wittwentrauer in Zweifel gezogen worden. Die Geschichte von der Wittwe von Ephesus gehört ganz besonders hierher. Diese Wittwe war untröstlich über den Tod ihres Mannes und wollte, als er bestattet worden, sein Grab nicht wieder verlassen. Sie blieb drei Tage und drei Nächte bei demselben in Thränen und Jammer. Am Ende des dritten Tages kam die Obrigkeit und hing nicht weit davon einen Spitzbuben an einen Galgen, stellte auch, damit die Leiche desselben nicht geraubt werde, einen Wäch-

ter dabei auf. In der vierten Nacht wurde der Wächter durch die Klagetöne der Wittwe aufmerksam gemacht; er begab sich zu ihr und suchte, nachdem er die Ursache ihres Leides vernommen, dieselbe zu trösten, was ihm denn auch allgemach gelang. Während dieser Beschäftigung hatten aber die Verwandten des Diebes den Leichnam desselben vom Galgen genommen; als der Wächter dieß bemerkte, gerieth er in die größte Angst, denn er wußte wohl, daß nun die Obrigkeit anstatt des Diebes ihn selbst an den Galgen hängen würde. Nun war das Jammern auf Seite des Wächters; die Wittwe tröstete und half auf Rettung sinnen. Es blieb nichts Anderes übrig, als daß man die Leiche des ehrlichen Mannes aus dem Grabe nahm und sie an die Stelle des Diebes an den Galgen hing, wobei man ihr ein Ohr abschnitt, um sie der Diebesleiche möglichst ähnlich zu machen.

Nicht minder erzählt man sich, daß Frauen noch bei Lebzeiten ihres Mannes auf eine zweite Heirath gesonnen haben, was allerdings auch manchen Männern nachgesagt wird. Nach dem Begräbniß eines Landmanns trat auf dem Heimwege vom Kirchhofe der Knecht an die Wittwe heran und erkundigte sich, ob er wohl um ihre Hand werben dürfe. Die Wittwe antwortete: Es thut mir leid, lieber Matz, ich habe mich schon dem Michel versprochen. Gegenstücke zu dieser deutschen Bauergeschichte

bringt Brantome aus dem Leben vornehmer galanter französischer Damen.

Die französischen und deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts nahmen die Wittwen oft zum Gegenstand ihrer Betrachtungen.

Logau hat folgenden Wittwentrost:

Meinen Mann hat Gott genommen, den er gab, wie ihm beliebt,
ei, ich will ihn wieder nehmen, wenn er mir noch einen giebt.

Hoffmannswaldau dichtete ein Wittwenlob, und Brantome bemüht sich, die Vorzüge älterer Frauen vor den jüngeren auch durch Beispiele zu beweisen.

Die meisten Dichter jedoch, wie Clement Marot, d'Esternod, Peter Le Loyer, Joach. du Bellay, Gombauld, der rücksichtlose Sieur Theophile und andere Franzosen ergießen sich in bitterem Spott über die heirathslustigen Wittwen. Selbst die schleswigische Dichterin Anna Owena Hoyer ruft im Juli 1643 ihren drei Söhnen Caspar, Christian und Friedrich Hermann zu:

Alte Weiber laßt wohnen allein,
denn sie in der Ehe nicht tauglich sein.

Und derselbe Hoffmannswaldau, der das Lob der Wittwen dichtete, singt anderweit:

Die alten Weiber sind die größte Zier der Erden,
ich mein' alsdann, wenn sie hineingeleget werden,

eine Bemerkung, die noch überaus zart gegen die Aeußerungen eines Surhaupt und Amaranthes ist.

Troß alles Spottes aber fehlte es nie an jungen Leuten, die ältere Wittwen als Gattinnen heimführten. Der heilige Hieronymus berichtet von einer Römerin, die nach einander zweiundzwanzig Männer geheirathet hatte. Als sie nun zum letzten Male Wittwe war, fand sich ein Mann zu ihr, der bereits zwanzig Weiber gehabt hatte, und diese beiden heiratheten sich nun. Brantome kannte eine Dame, die vor den Leuten überaus züchtig war; sie hatte bereits drei Männer gehabt und heirathete einen jungen Edelmann, der bald darauf ebenfalls das Schicksal seiner Vorgänger hatte.

Brantome bringt ferner Beispiele von Wittwen, die im Geheim sich wieder vermählt hatten und dafür sorgten, daß die Familie nichts davon bemerkte. Die Frau von Chastillon lebte in solcher Weise in heimlicher Ehe mit dem Cardinal du Bellay.

Tenzel (monatliche Unterr. 1690. S. 534.) bemerkt, daß es ehedem Sitte gewesen, daß nach einer Wittwenheirath die Wittwer den Wittwern, die Wittwen den Wittwen eine Musik mit alten Pfannen und Kesseln gebracht hätten, bis sich die Neuvermählten um einen Trunk verglichen [115].

Die Wittwe, die nicht wieder heirathet, tritt in dieselbe Stellung, wie das Mädchen, das sich nicht verheirathet und zur alten Jungfrau wird. Das Loos von Beiden kann, wenn sie nicht genöthigt sind, durch

mühvolle Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und sich durch Vorzüge des Charakters die Achtung der Leute erhalten, sich angenehm genug gestalten. Dieß ist vor allen Dingen der Fall, wenn sie nicht aus den Kreisen des Privatlebens heraustreten und in Wissenschaft oder Kunst, oder gar im öffentlichen Staatsleben eine glänzende Stellung erringen wollen. So lange sie jung oder mit Glücksgütern begabt sind, wird sich immer eine Schaar von Männern finden, die sie erheben und preisen und ihren Ruhm verbreiten. Häuft sich aber die Last der Jahre, erbleichen die Wangen und das Haar, dann schmilzt die Schaar der Bewunderer zusammen, wenn sie sich nicht gar in einen Schwarm von herzlosen Spöttern umwandelt.

Gleiches Loos haben gemeiniglich auch die berühmten Schönheiten, die in ihrer Jugendblüthe, von Anbetern umgeben, deren Huldigungen als einen ihren schönen Farben und Formen gebührenden Tribut stolz hinnahmen und es versäumten, aus der anbetenden Menge sich den Mann auszuwählen, der als ein verständiger Steuermann sie durch das klippenvolle Meer des Lebens lenke und leite. Sie stranden gewöhnlich an einer öden Küste und verkommen vergessen.

In den katholischen Ländern findet die alternde Jungfrau einen sicheren Hafen im Kloster, wo ihr, namentlich bei Urselinerinnen oder Elisabethinerinnen, ein

Kreis nützlicher Thätigkeit eröffnet und eine liebevolle Pflege im Alter und bei Krankheit gesichert ist.

In den meisten Städten der protestantischen Länder haben die Bürger durch Anlegung von Spitteln oder Hospitälern für die Unterkunft ihrer alleinstehenden Jungfern und Wittwen Sorge getragen; doch stammen sehr viele dieser Bürgerhospitäler aus den Zeiten, die der Reformation vorausgingen. In manchen protestantischen Ländern hat man die aus der katholischen Zeit herstammenden Frauenstifte in Versorgungsanstalten für die alternden Töchter der höheren Stände umgestaltet.

Die freiweltlichen Frauenstifte des katholischen Deutschlands nahmen eine Anzahl Fräulein auf, die so lange darin blieben, bis sie sich verheiratheten. Eines der ältesten dieser Stifter ist das von Seckingen, dessen Stiftung in die Zeiten des Königs Chlodwig und des heiligen Fridolin versetzt wird und welches später von den Grafen von Homberg reichlich begabt ward. Unter den Aebtissinnen findet sich Bertha, die Tochter, und Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken; 1307 wurde die Aebtissin in den Reichsfürstenstand erhoben. Im Jahre 1780 waren hier noch 8 Domfrauen und 12 Geistliche. In Regensburg waren zwei derartige Stifter, Obermünster, welches Emma, Ludwig des Deutschen Gemahlin, und Niedermünster, das Judith, König Arnulfs Tochter und Gemahlin Heinrichs I. von Bayern, gegründet hatte. Solche

Stifter waren ferner in Lindau, Buchau, Andlau im Elsaß, Augsburg u. s. w. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stiftete die Gräfin Magni geb. v. Berg das Damenstift zu Brünn, das 1697 durch den Fürsten Ferdinand von Dietrichstein vollendet ward. Es war für 12 Fräulein bestimmt, von denen das eine Drittheil dem Adel, das andere dem Bürger- und das dritte dem Bauernstande angehörte, und dem eine Wittwe aus dem Herrenstande vorstand. Im Jahre 1765 gründete Kaiserin Maria Theresia in Inspruck ein königlich freiweltliches Fräuleinstift mit einer Dechantin und zehn Damen, zum Andenken an ihren verstorbenen Gemahl.

In Norddeutschland war die Abtei Quedlinburg die berühmteste dieser Anstalten. Sie wurde, wie die meisten dieser freiweltlichen Fräuleinstifte, welche der Adel zur anständigen Versorgung seiner Töchter begründet hatte, dem protestantischen Cultus angepaßt und bestand bis zum Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1802 fort. Einige derselben waren zum Theil mit katholischen, zum Theil mit protestantischen Damen besetzt, wie z. B. das Stift Herdicke in der Grafschaft Mark; in dem von Otto dem Großen errichteten Fräuleinstift von Schildasche bei Bielefeld waren nach der Reformation zu gleichen Theilen katholische, lutherische und reformirte Damen. Dasselbe Verhältniß hatte man in dem Fräuleinstift von Clarenberg in der Grafschaft Mark nach der Reformation

hergestellt. Zu Barschau in Schlesien stiftete Gräfin Cumpanini ein Frauenkloster für neunzehn adelige schlesische Fräulein, und zwar zur Hälfte katholischer, zur Hälfte protestantischer Confession, die eine besondere Tracht hatten, und aus dem Stift durch Heirath ausscheiden konnten. Die Stiftung datirt vom 3. December 1789 und ward vom König Friedrich Wilhelm II. bestätigt.

In Pommern, Brandenburg, Oldenburg, Hannover und anderen norddeutschen Landen, wo der Protestantismus alleinherrschende Religion ward, wurden die Fräuleinstifter ganz mit Protestantinnen besetzt. Im Königreiche Hannover bestehen noch jetzt das im elften Jahrhundert gegründete Kloster Barsinghausen mit 11 adeligen Canonissinnen und das seit dem neunten Jahrhundert bestehende Bassum mit 10 adeligen Damen. Für adelige Damen sind ferner bestimmt Borstel, Ebsdorf, Heilgenrode (ohne Haus), Lüne, Marienwerder, Neuenwalde, Walsrode, 986 gegründet, Wenningsen, St. Cosmas und Damian zu Wunsdorf. Gemischten Standes sind die Damenstifter Isenhagen, Mariensee, Marienwerder, Medingen und Wölfinghausen. Für 25 bürgerliche Fräulein war Wienhausen bestimmt. Der Herzog von York fügte diesen im Königreiche Hannover bestehenden protestantischen Frauenklöstern eine neue Stiftung bei, Stift Bersenbeck für sechs Damen, und König Georg IV. erweiterte die Anstalt am 1. Januar 1829 für zwölf Töchter verdienter Staatsbeamten ohne Rücksicht auf

Stand und Religion. Derselbe König fügte unter demselben Tage eine neue Stiftung bei, er errichtete das Kloster St. Georg zu Hildesheim für zwölf Töchter verdienter Staatsbeamten, bei deren Aufnahme gleichermaßen weder Stand, noch Religion berücksichtigt werden sollte.

Schon im sechszehnten Jahrhundert stellte sich in den protestantischen Ländern das Bedürfniß heraus, für vereinsamt stehende Mädchen Zufluchtstätten zu gründen; wir sahen oben, wie die Stände des Erzgebirgs darauf drangen, das Jungfrauenkloster zu Freiberg seiner ursprünglichen Bestimmung, nur unter lutherischer Form, zurückzugeben, und wie man später nach dem Muster der drei männlichen Fürstenschulen auch weibliche Schulen errichten wollte. Sie kamen bei den kirchlichen Wirren damaliger Zeit nicht zu Stande. Nach dem dreißigjährigen Kriege unternahm die Herzogin Magdalene Sibylle, Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Sachsen-Altenburg, die Begründung eines Stifts für adelige Fräulein; sie starb aber 1668, bevor sie ihr Werk vollendet hatte. Herzog Friedrich II. von Gotha und seine Gemahlin Magdalena Augusta, geborene Fürstin von Zerbst, brachten das Werk im Jahre 1705 zu Stande, welches noch heute als das evangelische Magdalenenstift für adelige Fräulein in Altenburg fortbesteht[116]).

Im Jahre 1722 begründete Joachim Siegmund von Ziegler und Klipphausen das weltliche adelige

Fräuleinstift Joachimstein im Dorfe Großradmeritz bei Görlitz, das am 14. November 1728 feierlich eingeweiht und 1744 mit landesherrlichen Statuten versehen wurde. Es hat zwölf Stellen und war zunächst für die Familie des Stifters bestimmt.

Die wachsende Bevölkerung, die zunehmende Schwierigkeit, Ehen einzugehen, und die daraus folgende Zunahme hülfs- und mittelloser Mädchen mahnten im protestantischen Deutschland in neuerer Zeit dringend an die Herstellung von Asylen für die unvermählte Frauenschaft. Es ist seit dem Jahre 1840 in den deutschen Staaten so viel geschehen, daß ich mich hier nur auf das Königreich Sachsen beschränken will.

In Dresden trat im Jahre 1839 ein Verein in's Leben, der unter dem Schutze ihrer Majestät der Königin Maria, und nach ihr Marienstiftung genannt, den Zweck verfolgt, Töchter armer Eltern, die dem Dienstbotenberuf sich widmen wollen, sogleich nach ihrer Entlassung aus der Schule in Schutz zu nehmen, sie durch praktische Anleitung zu allen häuslichen Verrichtungen, zu guten, brauchbaren Dienstmädchen heranzubilden, ganz besonders ihre Sittlichkeit zu überwachen und für ihre Unterbringung in gute, ihrer Individualität entsprechende Dienste zu sorgen. Die Lehrzeit ist auf zwei Jahre bestimmt, während welcher sie in der Pflegeanstalt an Ordnung, Fleiß und Gehorsam gewöhnt, in allen in jeder

Haushaltung vorkommenden Verrichtungen unterwiesen, auch während der ersten zwei Jahre ihrer Dienstzeit möglichst sorgfältig überwacht werden. Der Verein sucht während der ersten fünf Jahre ihres Eintritts in den Dienst ihr sittliches Wohlverhalten, ihren Fleiß und ihre Brauchbarkeit durch Prämienzahlung noch mehr zu beleben. Außer dem Pflegehause wird ein Theil der Mädchen in den Kleinkinderanstalten in der Pflege und Wartung der Kinder unterrichtet. Vom Jahre 1839 bis 1851 hat die Marienstiftung weit über hundert treffliche Dienstmädchen in's bürgerliche Leben eingeführt.

Im Jahre 1845 ward gleichfalls in Dresden von Amalie Marschner der Verein zum Frauenschutz begründet. Der Zweck desselben ist, vorerwähnten Töchtern aus den gebildeten Ständen einen Zufluchtsort zu eröffnen, welcher ihnen neben äußerem Schutze erleichterten Unterhalt und Gelegenheit zu angemessener Wirksamkeit bieten soll. Er beschränkt seine Thätigkeit zunächst auf Unterthanen des Königreichs Sachsen. Durch die rastlose Thätigkeit der Stifterin ward allgemach der Anstalt ein Grundstück mit Haus und Garten erworben, in welchem die Jungfrauen Wohnung und Unterhalt finden, und zwar theils gegen Zahlung eines angemessenen Capitals oder einer jährlichen Beitragssumme, vorzüglich aber durch Zusage einer den Zweck der Anstalt fördernden wissenschaftlichen oder wirthschaftlichen Thätigkeit. Letztere erstreckt sich auf die

Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Mädchen und den Kindergarten. Die Erziehungsanstalt unterscheidet sich von den gewöhnlichen vornehmen Pensionaten dadurch außerordentlich vortheilhaft, daß sie ihre Zöglinge nicht für den Salon, sondern für das Haus heraubildet und sämmtliche Zweige der hauswirthschaftlichen Thätigkeit gleichmäßig entwickelt. Der Frauenschutz erfreut sich daher auch der besonderen Gunst aller Hausfrauen und Mütter [69]).

In anderen deutschen Staaten sind theils von Privatvereinen, theils von Gemeinden und Regierungen durch Anlegung von Waisenhäusern, Rettungshäusern, Bildungsschulen dieselben Zwecke verfolgt worden.

Das Mädchen hat bei seinem Austritt aus dem Vaterhause, wenn der Tod der Eltern oder deren Armuth oder andere Ursachen denselben herbeigeführt haben, die Aufgabe, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Gleiches Loos hat die Wittwe, die nach dem Tode des Mannes ohne eigenes oder ererbtes Vermögen dasteht.

Die Mittel ehrlichen Erwerbs findet das Mädchen theils in persönlichen Dienstleistungen, theils in Verwaltung fremder oder eigener Geschäfte, theils in Anfertigung und Herstellung von Lebensbedürfnissen und Gegenständen des Handels, theils im Handel mit solchen, theils aber auch im Unterricht und im Erziehungsfache.

Im germanischen Europa, wo die weiblichen Dienstboten bei Weitem häufiger sind als im romanischen, tritt

ein großer Theil der Mädchen, nachdem sie die Schule verlassen, gemeiniglich bei einem Ehepaar oder bei einer einzelstehenden Dame als Dienerin ein; im erstern Falle beginnt ihr Dienst meist mit der Pflege und Wartung der kleinen Kinder, in der Besorgung kleiner Geschäfte, der Reinigung der Kleider und Wohnstätten. Meist versucht es die jetzige Herrin, das Mädchen zu größeren Dienstleistungen heranzuziehen, sie im Nähen, Stricken, in Bereitung der Speisen und dergleichen häuslichen Arbeiten zu unterrichten. In alter Zeit mußte die Magd mit der Hausfrau spinnen und weben. So bildet sich das Mädchen zur Magd, zur Köchin. Durch Sparsamkeit kann es ihr dann wohl gelingen, sich eine Summe baaren Geldes oder doch eine Menge nützlicher hausräthlicher Besitzthümer, wie Wäsche, Betten und dergleichen zu erwerben und sich so, wenn sich ein Bräutigam für sie gefunden, einen eigenen Hausstand zu begründen. In alter Zeit war es nichts Seltenes, daß ein Mädchen mit 14 Jahren in den Dienst einer städtischen, bürgerlichen oder ländlichen adeligen Familie als Kindermädchen eintrat, dann zum Haus- und Stubenmädchen, zur Köchin vorwärts kam und als Kindermuhme bei den Urenkeln ihre nützliche Thätigkeit beschloß. Man betrachtete diese alten Dienerinnen als Mitglieder der Familie, sie waren die Beratherinnen der Hausfrau, die Lehrerinnen von deren Töchtern und Enkelinnen.

Wir ersehen aus Chutrun den Geschäftskreis der Magd: „sie muß hatzten meinen Phiesel und muß schüren die Brender, sie muß Garn winden, spinnen und bürsten ir den Har, in Ortuns kemenar das Wasser tragen, den Ofen hatzen mit ir weissen Hand, dabei vil selten Gemach und gute Spise, sie muß auch waschen Gewand, täglich von Morgen bis in die Nacht.“

B. Ringwald schildert uns in seinem Gedicht: „die lauter Wahrheit“ (Erf. 1589 S. 290) die fromme Magd:

Ein frome Magd von gutem Stand
geht ihrer Frawen fein zur Hand,
helt Schüssel, Tisch und Teller weis,
zu ihrem und der Frawen preis.
Sie tregt und bringt kein newe mer,
geht still in ihrer Arbeit her,
ist trew und eines keuschen muhts
und thut den Kindern alles guts.
Sie ist auch munter, hurtig, frisch,
verbringet ihr gescheffte risch,
und helts der Frawen wol und gut,
wenn sie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu ein fein geberd,
helt alles sauber auf dem Herd,
verwart das Fewer und das Licht
und schlummert in der Kirchen nicht.

Segen einer frommen Magd.

Ein solche Magd und Dienerin
wird wegen ihrer frommen sinn
geliebt, gefördert und darnebn
von guten Leuten außergebn.

Der Herr, dieweil sie wohl gethan,
beschert ihr einen guten Mann,
bei dem sie Narung alle sat
und einen guten Namen hat.
Sie wird von Christo auch besucht
mit angenehmer Leibesfrucht,
die sie zu Gottes Ehren zieht,
und ihre Lust an ihnen sieht.
Und wird also auch eine Fraw,
dieweil sie Gottes Sohnes Baw
in stand der Ehe hat helfen ziern
und sich im Dienste lan regiern.

In einem anderen Gedicht schildert Ringwaldt uns die böse Magd mit ziemlich grellen Farben.

Das siebzehnte Jahrhundert zeigt uns die Herrschaften im kleinen Krieg mit ihren Mägden, die im Fortschritt zum Luxus gleichen Schritt mit ihnen hielten. Die Kleiderordnungen waren zunächst gegen die Mägde gerichtet. Es fehlte nicht an satirischen Blicken auf das Treiben der Mägde. Im Jahre 1663 erschien, ohne Angabe des Orts: „Dulcamarus Ancillariolus, d. i. der süßwurtzlicht und sauerampfrigte Mägdetröster, Erzwingend, daß die Mägde bessere Thiere seyen, als die sogenannten Jungfern, Item, daß sie einen angenehmlicheren Namen als die heutigen Mähren oder kalligten Damen u. s. w." Bald nachher ward in Oesterreich gedruckt: „Artige und lustige Beschreibung der heut zu Tage durch gantz Europam sich befinden Dienstmägde, oder der Kinderweiber, Kindsdirnen und Saugammen genaue Darstellung, wie

sich jede in ihrem Dienst verhalte und erzeige." Darauf erschien im Jahre 1688: „Mägde-Lob oder der Dienstmägde Unschuld, in allen Unter- und Ober-Gewehren, tapfer verfechten."

Namentlich machte man sich über die Männer lustig, die sich oft wider ihre Absicht zur Ehe mit einer Dienstmagd bewegen ließen. E. J. Rachel gab 1717 heraus: „Die vertheydigte Mägde-Heyrath, d. i. Gründlicher Beweiß, daß alle diejenigen nicht zu tadeln, welche ihre Mägde geeheliget; Nebst dem Unbetrüglichen Weiberspiegel." In dieselbe Zeit fällt eine Art Mägderoman: „Jungfer Robinsone oder die verschmützte Junge Magd, worinnen Deroselben Ankunft, Erziehung, Flucht, Reisen, Lebenswandel, Aufstellungen, Fata, und endlich erlangte Ehe erzehlet, dieses Völkchens Untugend, lose Händel und schlimme Streiche abgehobelt und auf die Seite geworfen werden" [117]).

Das vorige Jahrhundert, das der Philosophie und Humanität, nahm die Sache von der ernsthaften Seite. Man suchte durch Belehrung und Belohnung zu bessern. So stiftete am 24. December 1774 der Geheime Rath Ulrich von Ketelhodt in Rudolstadt ein Legat zur Belohnung von Dienstmädchen, die sieben Jahre einer Herrschaft treu und redlich gedient hatten, und nannte sie das Mantelgeld. Der Rath der Stadt hatte das würdige Dienstmädchen auszusuchen und am 24. December demselben

fünf Thaler auszuzahlen. Im Jahre 1794 gab Sophie Conſt. Th. Oehme, geb. Breitkopf ein Taſchenbuch für dienende Perſonen weiblichen Geſchlechts zum täglichen Gebrauch in Leipzig heraus.

In neuer Zeit bildeten ſich in Dresden, Berlin und anderen großen Städten Vereine zur Belohnung guter Dienſtboten, nachdem die Polizei die Beaufſichtigung des Dienſtbotenweſens mit größerer Sorgfalt übernommen hatte.

Das Kindermädchen, die Hausmagd, die Köchin, das Mädchen für Alles, wie es in Berlin heißt und ohne dieſen Namen in allen größeren Städten vorhanden iſt, geht gemeiniglich aus den niederen Ständen hervor[118]).

Der Mittelſtand dagegen liefert die Kammerjungfer, die meiſt ihre Laufbahn bei einer einzelnen Dame beginnt und deren perſönliche Bedienung, wie Ankleiden, Friſiren und dergleichen, zu beſorgen hat. Sie ſchwingt ſich oft zur Vertrauten ihrer Herrin empor und bildet in vieler Hinſicht den Gegenſatz zu dem Pagen[119]).

Die Anzahl der weiblichen Dienſtboten iſt ſehr bedeutend und dürfte die der männlichen um ein Namhaftes überwiegen; in Berlin rechnet man deren an zehntauſend, die Zahl der weiblichen Dienerinnen des Königreichs Sachſen war im Jahre 1848 über 30,000.

In England finden ſich in den größeren Haushaltungen noch mehr weibliche Dienerinnen als in Deutſchland, es kommen vor die Lady's maid, Kammerjungfer und

Kammerfrau, die housekeeper, Hausjungfer oder Ausgeberin, wetnurse, Amme, drynurse, nurse, Kinderfrau, nurserymaid, Aufwärterin in der Kinderstube, cook, die Köchin, kitchenmaid und scullerymaid, Küchenmagd, housemaid, Hausmagd, und maid of all work, ähnlich dem Berliner Mädchen für Alles. Die Masse weiblicher Dienerinnen in England war im Jahre 1854 folgendermaßen gegliedert: 359,969 alte Dienerinnen von mehr als vierzig Jahren, 1,407,225 Dienstmädchen, zwischen 20 und 40 Jahren, 48,856 Köchinnen, 55,935 Hausmädchen, Wirthschafterinnen, 40,000 Ammen und 55,423 Dienstmädchen auf Tagelohn.

Außer den in Familien und bei einzelnen Damen dienenden Mädchen, die auf längere Zeit in Dienst genommen werden und in deren Hause wohnen, giebt es auch Aufwärterinnen, die nur auf einige Stunden in's Haus kommen, um den Dienst zu verrichten, als Aufwärterinnen und Zuspringerinnen, wie sie im südlichen Deutschland genannt werden.

In die Classe der Dienerinnen gehören auch die Schenkmädchen und Kellnerinnen, die in den Gasthöfen, Wirthshäusern, Bier-, Kaffee- und Weinstuben, öffentlichen Gärten zur Bedienung der Gäste gehalten werden. In Frankreich findet man in den Cafés ein hübsches Mädchen gemeiniglich als oberste Lenkerin des Gastzimmers, als Directrice der Kellner. In neuester

Zeit wurden die Kellnerinnen aus den bayerischen Bierstuben von Berlin durch die Polizei ganz entfernt[120]).

In den Läden der Bäcker, Seifensieder, Putzmacher, Fleischer und anderen Verkaufanstalten wird der Dienst in den größeren deutschen Städten meist von hübschen Mädchen besorgt.

Nächstdem widmen sich ältere Frauen der Krankenpflege und der Wartung und Bedienung der Kranken, sowohl auf Zeit in den Privathäusern, als auch für immer in den Krankenhäusern, ein Dienst, der die Geduld und die Sorgfalt erfordert, die dem weiblichen Charakter eigen sind. In der katholischen Kirche finden wir den weiblichen Orden der Ursulinerinnen und barmherzigen Schwestern, der sich ganz der Krankenpflege gewidmet und seit Jahunderten auf das Segensreichste gewirkt hat. Die reformirte Kirche ahmte diese Einrichtung in dem Institut der Diakonissinnen nach; es sind bejahrte Frauen, die die Pflege der Schwangern, Wöchnerinnen und kranken Frauen der Gemeinde übernehmen. Seit dem Jahre 1836 folgte diesem Beispiel auch die lutherische Kirche. Der Pfarrer Fliedner errichtete damals zu Kaiserswerth am Rhein eine Diakonissinnen-Anstalt, die trefflich gedieh und für die übrigen protestantischen Länder zum Muster diente. So wurde im Jahre 1844 in Dresden eine Diakonissinnen-Anstalt durch einen Verein von Damen begründet, die sehr guten Fortgang hatte,

so daß der zehnte Jahresbericht bereits zweiundzwanzig Schwestern nachweist.

Außer den Dienstleistungen gewinnen Mädchen wie Frauen ihren Lebensunterhalt durch Handarbeiten, die meist in der Anfertigung von Blumen, Spitzen, Kleidern, Handschuhen, Mützen, Strohgeflecht, Stickereien, bestehen und theils einzeln in der eigenen Wohnung, theils, wie von den Schneidermamsellen, in Familien, theils in Manufacturen gearbeitet werden. Andere Mädchen und Frauen arbeiten in den Tabaks-, namentlich Cigarrenfabriken, dann bei der Herstellung von Streichhölzern, in den Wollspinnereien, in den Cattundruckereien, in Porzellanfabriken, in den Waschanstalten und dergleichen[121]).

In den meisten deutschen Städten hat die Wittwe des Bürgers das Recht, nach dem Tode ihres Mannes das von ihm betriebene Handwerk oder Geschäft auf ihre Rechnung fortzusetzen, Gesellen oder Gehülfen zu halten und die Firma des Mannes fortzuführen. So lebten als Geschäftsinhaberinnen im Jahre 1785 in Berlin geschäftsführende Wittwen von 6 Schwertfegern, 34 Seidenwirkern, 15 Tuchmachern, 35 Viehmästern, 5 Böttchern, 6 Buchbindern, 42 Gärtnern, 10 Hutmachern, 10 Kaufleuten, 7 Klempnern, 17 Knopfmachern, 10 Leinewebern, 9 Maurermeistern, 8 Perückenmachern, 10 Schneidern und vielen Anderen.

Unter den Wittwen, die das Geschäft ihres verstor-

benen Mannes fortführten zeichneten sich viele durch Thätigkeit und Umsicht aus, so z. B. die am 25. October 1844 zu Berlin verstorbene Buch- und Kunsthändlerswittwe Franziska Dorothea Wittich geb. Römer, dann die am 6. Januar 1798 in Leipzig verstorbene Marie Luise Weidmann, die Besitzerin der berühmten Buchhandlung, die bei ihrem Tode 40,000 Thaler Legate für die Universität, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt aussetzte. Ich nenne ferner die am 8. September 1798 verstorbene Emilie Dorothea Schortmann geb. König, welche, von ihrem Vater früh in den Gang der Geschäfte eingeweiht, später ihr Handelshaus in Buttstädt bei Weimar leitete, eine Fabrik feiner Tücher begründete, meisterhaft führte und 1784 vom Herzog mit der goldenen Medaille beehrt wurde. Nicht minder merkwürdig ist Elisabeth Krause aus dem Baireuthischen; sie diente lange als Magd und heirathete dann den Kaufmann Krause in Nürnberg, der ziemlich verschuldet war. Sie brachte es durch rastlose Thätigkeit dahin, daß sie bei ihrem 1639 erfolgten Tode ein Vermögen von 130,000 Gulden hinterließ. Dabei war sie nie geizig gewesen, sondern hatte sich stets überaus wohlthätig bewiesen.

Eine große Anzahl von Frauen lebt von dem Handel; ja gewisse Gegenstände desselben haben sie vorzüglich in ihren Händen. Dahin gehört zunächst der Handel mit Obst aller Art. In den meisten deutschen

Städten sehen wir auf den Marktplätzen und an den Straßenecken hinter einer Reihe von Körben, die mit süßduftenden Aepfeln, Birnen, Pflaumen und den eben von der Jahreszeit gebotenen Baum- und Strauchfrüchten gefüllt sind, die meist wohlgenährten Oebsterinnen sitzen, welche, die Brille auf der Nase, in einem Fragment irgend eines Buches lesen oder den Strickstrumpf in den Händen halten, wenn sie nicht gerade mit der Nachbarin oder den Kunden in vertraulichem Gespräche begriffen sind. Manche haben eigene aus Bretern oder einem alten Faß gebildete Stände und Sitze, die durch einen tüchtigen Schirm gegen Sonnenbrand und Regen bewahrt sind.

Auch die verschiedenen grünen Gemüse, Kohl, Salat, Zwiebeln, werden meist von den Frauen auf die Märkte der Städte gebracht. Diese Gemüsehändlerinnen sind theils die Mägde oder Weiber der Landleute, theils städtische Frauen und Mädchen, die auf das Land gehen und sich ihre Waare bei den Landleuten zusammenkaufen, die Hökerinnen. Die Dresdener Ordnung vom Jahre 1604 bemerkt schon, daß die Töchter der Vorstädter jetzt lieber Hökerei treiben, als daß sie in den Dienst gingen. Der Handel mit Blumen ist ebenfalls auf den Märkten der Städte fast ausschließlich in den Händen der Frauen. In Florenz sieht man Vormittags niedliche Mädchen durch die Straßen eilen, die den Vorübergehenden Blumensträuße mit einem Blicke anbieten, der da ankündigt, daß

sie nicht blos und ausschließlich Schätze der Flora käuflich anzubieten haben. In ähnlicher Weise trugen auch die Vierländerinnen in Hamburg Verkäufliches an Blumen und Früchten zu Markte. Die Blumenmädchen von Paris bildeten vor der französischen Revolution eine große, reiche Zunft.

Der Handel mit Milch, Butter, Käse, Eiern wird gleichermaßen meist von den Frauen betrieben; man sieht in der Umgegend von Dresden in den frühen Morgenstunden ganze Caravanen von Bauermädchen theils mit Karren, den ein Hund ziehen hilft, theils aber auch auf einem mit einem Pferde bespannten Wagen nach der Stadt eilen, um den Bewohnern derselben ihren Bedarf an Milch und Rahm zuzuführen, während ältere Frauen in reinlichen Körben die Butter zur Stadt bringen.

Das Federvieh, Tauben, Gänse, Enten und Hühner werden ebenfalls meist von Frauen auf die Märkte gebracht, wie sie auch von ihnen geschlachtet und für die Küche vorbereitet zu werden die Ehre haben. Eben so werden auf vielen deutschen Marktplätzen die Sing- und Ziervögel, auch das für dieselben bestimmte Gesäme, Ameiseneier und Futtergemenge von Frauen feilgehalten.

Die Wiener Fratschelweiber, die Pariser und Berliner Fischweiber, dann die Victualienhändlerinnen mancher mitteldeutschen Städte bilden ganz eigene Classen der Frauenwelt, die sich durch den steten lebhaften Ver-

kehr mit den verschiedenen Classen des Publicums eine gewisse Beredtsamkeit und Maulfertigkeit angeeignet haben, die, durch einen oft sehr schlagenden Witz sich auszeichnend, die Angeredeten überrascht und in Erstaunen setzt[122]).

An manchen Orten haben die Frauen und Mädchen auch einen Theil des Hausirhandels mit gewissen Dingen für sich in Anspruch genommen; so tragen sie hie und da die Fastenbrezeln, Sohleier, Käsekeulchen und andere Eßbarkeiten feil, nassauische Mädchen handeln in London mit Besen, thüringische und erzgebirgische hausiren mit Holzschnitzereien, Löffeln und dergleichen.

Ganz vorzüglich geeignet sind die Frauen als Vorsteherinnen von Gasthöfen und Wirthschaften, und wir finden deren durch ganz Westeuropa. In Oesterreich, wie in Frankreich sind damit öfter Posthaltereien verbunden. In Nordamerica waren im Jahre 1854 im Bereich der vereinigten Staaten nicht weniger als 128 junge Frauen als Postmeisterinnen angestellt; sie erhalten Salar. Man will diesem Umstand die große Unzuverlässigkeit des americanischen Postverkehrs theilweise beimessen.

In Deutschland ist die Besorgung der Briefe und Frauensendungen von den, den großen Straßen ferner gelegenen Ortschaften meist in den Händen der Botenfrauen oder Landbotinnen, die sich in der Regel durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Aufträge auszeichnen.

Endlich sehen wir die Frauen als Hebammen den jungen Weltbürger in's irdische Dasein fördern und denselben nach zurückgelegtem Lebenslauf zu seiner letzten Ruhestatt als Leichenwäscherinnen und Heimbürginnen vorbereiten. In der alten Welt, bei Juden und Römern standen die Frauen auch noch als Klageweiber am Grabe oder am Scheiterhaufen des Verstorbenen.

Im Durchschnitt dürfen wir annehmen, daß der Lebensunterhalt der Frau weniger kostet als der des Mannes; sie hat nicht gleiches Bedürfniß nach massenhafter Nahrung und aufregenden Getränken, wie der Mann, da die ihr angemessene Arbeit weniger Körperkraft in Anspruch nimmt. Ihre Kleidung ist minder schwer und dauerhaft als die des Mannes. Die Näherin verdient weniger als der Schneidergeselle. Die Frau eignet sich mehr zu leichter Arbeit, obschon gewisse Berufsarten sie nöthigen, auch schwere Lasten zu bewältigen. Eben ihre physische Schwäche ist mit Ursache, daß die Frau einen bei Weitem beschränkteren Erwerbskreis hat als der Mann. Die Frauen, die um's Brot arbeiten und nicht in Diensten stehen, müssen zum größten Theil die Näh-, Strick- oder Sticknadel zur Hand nehmen, und sie sind in der neueren Zeit auch hierin durch die Maschinen, ja in übervölkerten Gegenden durch die Männer in ihren Löhnen sehr herabgedrückt worden.

Man gerieth daher schon früher auf den Ausweg,

den Erwerbskreis des weiblichen Geschlechts zu erweitern. So dachte man im Jahre 1795 in Paris daran, dieß durch Errichtung einer Buchdruckerschule für Mädchen stattfinden zu lassen. Diese Idee ward jedoch nicht ausgeführt; wohl aber hat sich der Erwerbskreis der Frauen seit jener Zeit durch Entstehung neuer Gewerbszweige wesentlich erweitert, wie sie denn in den Spinnmaschinen, den Modewaarenfabriken, den Zeitungsexpeditionen, namentlich als Blattfalzerinnen, als Coloristinnen und Vergolderinnen u. s. w. mannichfache Beschäftigung finden[123]).

Die Mehrzahl der Mädchen gelangt früher oder später in den Ehestand; dieß gilt namentlich von denen der niederen oder höheren Stände. Der Mittelstand dagegen bietet die meisten alten Jungfern. Dieß sind gewöhnlich solche Mädchen, die entweder in ihrer Jugend zu schön oder zu häßlich, zu spröde und kalt, oder zu feurig und hingebend waren, deren Liebhaber von den Eltern, Verwandten, Neidern und Feinden oder von Unglück und Tod verhindert wurden, ihre Liebe mit dem Brautkranze zu krönen. Oft sind Verluste an Vermögen Ursache, daß solche Ehen nicht zu Stande kommen, und zwar unter Verhältnissen, die ein Brautpaar, welches der Classe der Dienstboten oder Handarbeiter angehört, keineswegs von Vollziehung der Ehe abhalten würden.

So treffen wir denn namentlich in dem protestanti-

schen Deutschland eine ziemliche Anzahl unverheiratheter Jungfrauen des Mittelstandes, welche die Blüthezeit des Lebens bereits überschritten haben. Viele derselben stehen ganz vereinsamt da und leben selbstständig von ihrem Erbtheil; andere leben als Gehülfinnen im Schooße der eigenen oder einer fremden Familie, um die sie sich dann oft die größten Verdienste erwerben. Viele entwickeln auch als Erzieherinnen oder Lehrerinnen eine nützliche Thätigkeit. Noch andere bilden sich einen Hausstand und nehmen unverheirathete Männer in Wohnung und Kost bei sich auf.

Am 6. Mai 1723 starben in Dresden zwei Schwestern Rather, die zusammen wohnten und sich zärtlich liebten. Als die erste verschieden, legte die andere sich zu ihr in's Bett und starb wenige Stunden darauf. Sie wurden mit großer Feierlichkeit zusammen begraben. Die eine war 74, die andere 76 Jahr alt.

Viele alte Jungfrauen ziehen sich aber auch von der Gesellschaft zurück; so lebte im Jahre 1779 zu Richmond in der Grafschaft Surry eine betagte und sehr reiche Jungfer, die in ihrer Jugend das Unglück gehabt hatte, ihren Nachbar nicht heirathen zu können, in den sie verliebt war. Sie schwur daher, nie wieder eine Mannsperson zu sehen und sich auch von keiner sehen zu lassen. Seit 30 Jahren lebte sie daher sehr einsam und ließ Niemand vor sich, als Frauenzimmer, die ihre Befehle an

ihre Beamten und Diener brachten. Die Mauern ihres Gartens waren dreißig Fuß hoch.

Es kann nicht fehlen, daß die alten Jungfern, die einsam stehen, namentlich, wenn sie vermögend genug sind, ganz nach ihrem eigenen Willen zu leben, gewisse Eigenheiten annehmen und namentlich jeder ihrer Launen sich hingeben. In vielen setzt sich dann eine gewisse gereizte Stimmung fest; die dem Weibe besonders eigenthümlichen Schwächen und Fehler, Neugier, kleinliche Mißgunst, Freude am Reden, Tadeln, entwickeln sich um so freier, als sie nicht, wie bei der Ehefrau, männlichen Widerstand finden. Die Gesellschaft, besonders der jüngere Theil derselben, rächt sich durch Spott, den schon Hoffmannswaldau in folgende Verse zusammengefaßt hat, indem er die alten Jungfern also klagen läßt:

Bald sind wir Löschpapier, bald alte Rasselscheite,
bald haben wir wohl gar die Flederwische feil,
bald heißt ein Kranz von Stroh für uns die beßte Beute,
bald wird der Fledermaus ihr Name uns zu Theil,
bald heißt verschrumpelt Obst, bald ihr Rapunzestauden,
bald Saffrankrämerin, bald alter Stillestand,
bald ihr verlegen Zeug, ihr leere Wollustbauden,
Schafsäcke, Nachtgesicht u. s. w.

In einigen Städten müssen die alten Jungfern, so erzählt sich die Jugend, am Andreasabend den Thürenknopf blank scheuern, denn an diesem Abend rufen sie diesen Heiligen an, daß er ihnen doch einen Mann geben

möge. Im Frauenzimmer-Taschen-Calender auf das Jahr 1731 ist für den Monat November dieses Gebet in folgende Verse gebracht:

> Andreas, du gepriesner Mann,
> ich bitte, was ich bitten kann,
> verleih mir doch in kurzer Frist,
> warum du oft gebeten bist.
> Errette mich aus meiner Noth
> und nimm mir lieber Bier und Brot;
> hingegen gieb mir einen Mann,
> den ich zu was gebrauchen kann;
> er mag nun kurz, dick oder klein,
> arm, häßlich und ein Krüppel sein;
> er habe gar kein Bein nicht mehr,
> er sehe nicht, er höre schwer,
> ach ja, er sei auch noch so schlecht,
> so ist er doch für mich schon recht.
> Fällt dir nur bald ein Freier für,
> so schieb' ihn doch zuerst zu mir.
> Zu dir steht meine Zuversicht,
> vergiß es ja bei Leibe nicht.

Die ärgsten Schmäherinnen der alten Jungfern sind die jungen Mädchen und Frauen, und es war eine junge, liebenswürdige Dame, die Dichterin Sidonie Hedwig Zänemann, die in ihren poetischen Rosen (1738. S. 348) folgendes Epigramm aufnahm:

> Man liebt den alten Wein, um seiner Geister willen,
> man kann durch's alte Geld die Manichäer stillen,
> man liebt das alte Bier, weil's keine Hefen hat;
> doch alter Jungfern Blick kriegt bald ein Jüngling satt[124].

Mädchen wie Frauen sind die schönste Zierde der Gesellschaft, und eine blos aus Männern bestehende Gesellschaft wird immer jener Anmuth entbehren, die eine schöne und geistvolle Frau durch ihre Anwesenheit um sich verbreitet. Das fühlten schon die Griechen, und die ersten Männer Athens suchten daher die Orte auf, wo eine Aspasia, ja wo eine Lais gewissermaßen den Vorsitz führte. Bei Weitem mehr entwickelte sich die durch die Anwesenheit der Frauen gehobene Gesellschaft im Mittelalter an den Höfen der Fürsten, wie wir schon im Nibelungenliede sehen, und die lebendige Theilnahme der Frauen an der Poesie mußte die Entwickelung und Blüthe derselben fördern. Vom Zeitalter Ariosto's, wie in dem der Margarethe von Frankreich, bis in die neuste Zeit herab blieben die Frauen die Pflegerinnen aller edleren Geselligkeit, und die Cirkel der Madame de Scrudery, der Linon de l'Enclos, der Madame von Longueville, des Fräuleins von Rambouillet, der Madame Recamier, der Herzogin Amalie von Weimar u. s. w. trugen wesentlich zur Ausbildung der Nationalpoesie bei.

Wir müssen unsere Betrachtung hier jedoch auf die nur den Frauen eigenthümlichen Vergnügungen und Unterhaltungen beschränken. Ein alter Franzos, **Monsieur de Grenaille Ecuyer Sieur de Chatonnières**, schrieb schon im Jahre 1641 ein ansehnliches Buch über die Ver-

gnügungen der Damen, das auch zwölf Jahre später zu Nürnberg in deutscher Uebersetzung erschien. Er schrieb von den eigentlichen geselligen Freuden, darunter auch über den Blumenstrauß, den Spiegel, die Promenaden und das Concert.

Die Unterhaltung der Frauen unter einander und in Abwesenheit der Männer besteht vornehmlich im Gespräch, dessen Gegenstand die persönlichen und häuslichen Angelegenheiten und Ereignisse sind. Dabei wird denn gemeiniglich irgend ein unschädliches Getränk mit Zukost gereicht.

Dieses war vor Einführung des Kaffees und Thees das Bier. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts hatten sich im Saterlande derartige Bierbesuche erhalten. Die Saterländer hatten freie Brauereien; dazu waren eigene Häuser bestimmt, in welchen Jeder nach einer gewissen Ordnung brauen konnte. Wenn nun eine Hausfrau braute und das Bier fertig war, so kamen die Verwandtinnen, Freundinnen, Gevatterinnen, Nachbarinnen entweder nach dem Brauhause oder nach der Wohnung der Brauenden; jede hatte einen Löffel und einen Topf bei sich, und die Eigenthümerin des Bieres mußte diesen Topf mit Bier anfüllen und Brot dazu geben. Die Gäste setzten sich alle vor die Thür, brockten das Brot in das Bier und löffelten unter Lachen und Scherzen ihre Kalteschale aus den Töpfen.

Eine Jede war verbunden, wenn sie braute, die Anderen einzuladen.

Aehnliches bestand jedenfalls auch in den Städten bei ähnlichen Gelegenheiten. An die Stelle des Bieres traten später Thee, Kaffee, Chokolate, die mit Gebäck aller Art zusammen genossen wurden. Die Hauptwürze blieb aber das Gespräch, dessen Lauf die Anwesenheit der Männer nicht störte. Die von diesen Kränzchen ausgeschlossenen Männer rächten sich dafür durch allerlei Neckereien und Spöttereien auf die Redseligkeit der Frauen, worunter die folgende bereits aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt:

Weiberhändel, die, wie brauchlich unter ihnen stets entstehn,
pflegen endlich auf ein Sagen und auf nichts mehr auszugehn.
Jene sagte dieses neulich, und es sagte jenes die,
dieses hat sie nicht gesaget, jene sagte solches nie.
Eine sagte, daß da sagte diese, jene sagte das,
nein sie sagte, daß sie sagte, dieses nicht, nur sonsten was.
O ich weiß wohl, was sie sagte, will es, sagt sie, sagen nicht.
Was sie sagte, will ich sagen, das sie sagte, frei an's Licht.
Ei sie sage, was ich sage, eh' ich sagte, sagt sie vor;
sagt nur, daß sie solle sagen, was sie nur sagt in ein Ohr.
Dieses Sagen will nun währen, weil das Leben währt ums Maul,
denn zum Sagen und zum Plaudern sind die Weiber selten faul.

Aehnliches sagen Italiener und Franzosen ihren Frauen nach[125]).

Außer dem Spiegel, der Pflege der Blumen, Singvögel und Schooßhunde oder Lieblingskatzen sind Lectüre

und Musik, Sticken und andere weibliche Handarbeiten die gewöhnlichsten Unterhaltungen der Frauen, wenn sie einsam in ihrem Zimmer verweilen. Im Jahre 1792 kam dazu das sogenannte Joujou de Normandie, ein Spiel, das aus Ostindien stammt und das bald allgemein ward, auch auf den Promenaden gehandhabt und noch in unseren Tagen mehrfach wieder hervorgesucht wurde. Im Jahre 1812 wurde es auf kurze Zeit durch das Jeu de diable verdrängt. In Trouvain's Modebildern sehen wir auch Damen, die ein Geduldspiel an einem besonderen Tischchen übten.

Es ist uns nun noch übrig, die Schattenseite der Frauen zu betrachten, die Verbrechen derselben und deren Bestrafung. Diese Betrachtung wird allerdings wesentlich durch die der Erfahrung entlehnte Bemerkung bedeutend gemildert, daß die Frauen sich bei Weitem seltener dem Verbrechen ergeben als die Männer, sowie, daß eine einmal bestrafte Frau nur höchst selten wieder rückfällig wird, was bei Männern so überaus häufig vorkommt. So befanden sich im Zuchthause zu Waldheim im Jahre 1846 bei 438 männlichen nur 73 weibliche Züchtlinge und 88 weibliche Correctionäre, 1825 kam in derselben Anstalt auf 25 entwichene männliche Züchtlinge nicht ein einziger weiblicher. Dazu kommt noch, daß manche Handlung dem Weibe als ein Verbrechen angerechnet wird, die dem Manne für voll hin-

ausgeht. So wurden ehedem nur die Weiber bestraft, wenn sie öffentlich in Wortwechsel, Zank und Rauferei sich betreten ließen.

Die Verbrechen der Frauen sind demnächst immer dem milderen Charakter und der minderen physischen Kraft derselben angemessen. Raubmord und offenbarer Todtschlag kommen fast gar nicht vor; die Quellen der weiblichen Verbrechen sind meist die Liebe, die Eifersucht und Eitelkeit, seltener Habsucht, wie bei den Männern.

Wenn Mädchen oder Frauen sich zum Diebstahl hinreißen lassen, so geschieht dieß gemeiniglich, um ihre Garderobe und ihren Schmuck vermehren zu können, somit aber auf die Augen ihrer Liebhaber einen angenehmeren Eindruck zu machen. Diese Eitelkeit verlockt oft übrigens brave Dienstmädchen zu kleinen Veruntreuungen am Eigenthum ihrer Herrschaften; ja dieselbe Eitelkeit ist oft Ursache, daß ein unerfahrenes Mädchen für ein schönes Band oder Tuch, für glänzende Ringe ihre Unschuld an erfahrene Verführer verliert.

Tritt freilich das Mädchen oder die Frau aus dem Kreise der Familie, geräth sie durch Schuld der Eltern in die Gesellschaft herumstreichender Diebsgesellschaften, dann entwickelt sie oft eine Schlauheit und List, die nicht selten mit der größten Frechheit und Kühnheit verbunden ist. So fing die Obrigkeit von Mitweida im Jahre 1554 eine Beutelabschneiderin, die sie nach verabreichtem Staupen-

schlag über die Gränze schaffte; zwei Jahre später hatte eine ihrer Zeitgenossinnen dasselbe Loos in Leisnig. In dem Criminalprocesse, der im Jahre 1811 u. f. über die Räuberbanden am Main, im Spessart und Odenwalde erging, war auch ein zahlreiches Personal von Diebinnen, Landstreicherinnen, Diebeszuhälterinnen, Diebesmüttern inbegriffen. Man kann aber im Allgemeinen behaupten, daß derartige Frauen immer noch das bessere Element solcher verwahrloseten Corporationen ausmachen, und daß namentlich die dabei vorkommenden Züge von Mitleid mit Wehrlosen, Anhänglichkeit und Dankbarkeit auf ihren Antheil zu setzen sind, obschon sie immer die große Minderzahl in der Gesellschaft und die Männer stets den überwiegenden Kern derselben bilden.

Selten und darum um so auffallender sind die Frauen, die an abenteuerlichen Unternehmungen Freude finden. So ging im Jahre 1665 die Gattin eines Landmannes zu Draschwitz bei Leisnig mit ihrem Vetter, einem Bauernknechte, durch und nahm ihrem Manne ein Pferd, Kleider, Geräthe und 200 Gulden baares Geld mit. Sie kam nicht wieder und ward nach drei Jahren in die Acht erklärt. Im Jahre 1596 entwich die junge schöne Frau von Schenkendorf, Mutter mehrer Kinder, heimlich mit einem häßlichen Stallknecht. Ein Gleiches that später ihre Tochter, die so sank, daß sie mit der Leier im Lande umherstrich. — So zog die Magd eines verheiratheten

Torgauer Arztes mit diesem als sein Diener und in Mannskleidern im Lande umher, bis sie 1559 in Sagan einen Knaben gebar. Im Jahre 1855 wurde in Wien ein Mädchen verhaftet, die über zwanzig Jahre in Wien und in Ungarn zur Zufriedenheit ihrer Herrschaften in männlicher Tracht als Kutscher gedient hatte. Sie hatte aus Neugier das Cabinet ihres Herrn erbrochen und darin nach — Liebesbriefen gesucht.

Im Jahre 1676 wurde eine lüderliche Metze in Zörbig aufgegriffen, die Mannskleider angelegt und sich bei den Brandenburgern hatte anwerben lassen. So wie sie das Werbegeld erhalten, war sie durchgegangen. Sie wurde mit dreijähriger Landesverweisung bestraft.

Im Jahre 1721 wurde am 21. November eine Frau mit dem Schwert hingerichtet, die im Kriege als Soldat gedient hatte. Sie war dann desertirt, aber, nachdem man ihr Geschlecht erkannt, begnadigt worden. Darauf trat sie in Halberstadt als Mann auf und ließ sich nachher mit einem Mädchen aufbieten und trauen. Sie erschien sodann in Helmstädt als Quäkerin und wollte sich nochmals taufen lassen. Darauf fiel sie den Gerichten in die Hände, die ihr den Feuertod zuerkannten, das Urtheil dann aber milderten.

In Leipzig wurde im Jahre 1515 eine vornehme Jungfrau mit dem Schwert hingerichtet, die als Mann verkleidet

lange Zeit Wegelagerei getrieben hatte und den Kriegen nachgezogen war.

Im Jahre 1423 langte in Gent eine in ein prächtiges Meßgewand gekleidete Nonne an, die sich für Margaretha, Philipps Schwester und Ludwigs von Guienne Wittwe ausgab, welche vor Kurzem mit Artus von Richmond vermählt worden war. Als der Betrug entdeckt worden, mußte sie am Pranger stehen und wurde sodann vom Bischof von Dornick dem Kloster, welchem sie entlaufen war, wieder zugestellt.

Unter den Frauenzimmern, welche im Jahre 1716 das neugestiftete Zuchthaus von Waldheim einweihen halfen, war auch Anna Sophie Apitzsch von Lunzenau, die Tochter eines Zeuchmachers. Sie schwärmte in männlicher Tracht inner- und außerhalb Sachsens umher und gab sich dann für einen jungen Herrn des höchsten Standes, ja für den polnischen Kronprinzen, August III., aus. Endlich ward sie in Aue entlarvt und zu ewiger Landesverweisung und Staupenschlag verurtheilt. Da sie jedoch erkrankte, so wurde sie auf Lebenszeit nach Waldheim gebracht, wo sie unter der Benennung Prinz Lieschen verblieb.

Die Sucht, durch Ungewöhnliches die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Menschen zu erregen, bringt zuweilen Mädchen dahin, die größten Unbequemlichkeiten, ja selbst Schmerzen und Qualen zu ertragen. So er-

regte vor wenig Jahren ein Mädchen die Aufmerksamkeit des Publicums dadurch, daß es Stecknadeln verschluckte, die dann an mehreren Theilen ihres Körpers zu Tage kamen. Andere stellten sich als vom Teufel besessen vor[126]).

Die Stadt Eßlingen wurde in den Jahren 1546 bis 1550 durch ein Mädchen, Anna Ulmerin, in's höchste Erstaunen versetzt, deren Unterleib, in welchem ihrer Angabe nach ein Thier lebte, einen unerhörten Umfang hatte. Derselbe war ganz kalt anzufühlen. Die Leute kamen herbei, sahen das Wunder und ließen ein Geschenk zurück. Endlich wurde die Sache doch der Obrigkeit bedenklich; sie sandte daher einen Arzt, einen Apotheker, eine Hebamme und drei Barbiere in die Wohnung des Mädchens, und diese fanden einen künstlichen Bauch aus Werg; es ergab sich, daß die Mutter des Mädchens die Urheberin dieses groben, auf Geldschneiderei absehenden Betruges war. Nun wurde der Schauplatz desselben, das Haus, abgebrochen und mit der betrügerischen Mutter zu Pulver verbrannt. Die Tochter brannte man durch beide Wangen, und dann wurde sie lebendig vermauert.

Die gewöhnlichste Ursache der weiblichen Verbrechen ist die Liebe. Die Eifersucht reißt die Frauen zu den gewaltsamsten Handlungen hin, namentlich im südlichen Europa; es ist nichts Seltenes in den Straßen von Rom und Italien, daß Frauen sich unter den heftigsten

Schmähungen anfallen und raufen, woraus, wenn ihre Töchter oder Freundinnen sich helfend oder wehrend einmischen, oft die seltsamsten Scenen sich entwickeln. Auch in Deutschland fanden wenigstens in älterer Zeit derartige Auftritte statt. Das alte Stadtrecht von Dortmund bestimmte, daß, wenn zwei Weiber sich zankten und rauften und verkorne Worte fallen ließen, beide zwei durch Ketten zusammenhängende, zusammen einen Centner wiegende Steine, und zwar im Hemde, von einem Ende der Stadt bis zum anderen tragen mußten. Die erste trug vom östlichen Ende der Stadt bis zum westlichen, und die andere ging mit einem eisernen Stachel, der an einer hölzernen Stange befestigt war, nebenher und trieb ihre Genossin. Am westlichen Thore übernahm sie dann die Steine und mußte sie an das östliche zurücktragen, wobei sie von jener mit dem Stachel getrieben wurde.

In anderen Städten wurden Weiber, die sich geprügelt, entweder an's Halseisen geschlossen, oder es mußte eine Jede dem Rath einen Sack voll Hafer bringen, der mit einem rothen Bande zugebunden war; später genügte ein Ries Papier und rothes Siegelwachs.

In den deutschen Städten hingen unter dem Rathhause große runde Flaschen von Holz oder Stein, die den zänkischen Weibern angehängt wurden. So sieht man noch jetzt in der unteren Halle des Rathhauses zu Freiberg zwei solche Flaschen hängen, auf denen zwei

zankende Frauen gemalt sind. In Mittweida wurden im Jahre 1618 ein Paar neue aus Holz gefertigt und mit Sand gefüllt. In Stolpen konnte diese Strafe mit einem silbernen Schock abgekauft werden. An anderen Orten hatte sie noch Staupenschlag zur Folge. (Grimm, Rechtsalterthümer 708.)

Die Eifersucht führt die Frauen aber auch bis zum Mord. So erstach die portugiesische Gräfin Alormas ihren Mann, als sie ihn in den Armen einer ihrer Zofen fand; sie erhielt vom König Verzeihung. Ein Gleiches that die Spanierin Donna Magdalena de Soiro, die sich aber nachher selbst tödtete. Vor wenig Jahren erstach in Dresden ein junges Mädchen ihren treulosen Geliebten, einen Kammerdiener. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trug sich in Wien folgende Geschichte zu. Eine verheirathete Wienerin hatte ein zärtliches Verhältniß mit einem jungen Mann, der endlich beschloß, sich von ihr zu trennen, in seine Heimath zurückzukehren und sich dort zu verheirathen. Als sie diesen Entschluß vernommen, lud sie ihn zu einem gemeinsamen Gange nach Maria-Hilf ein. Auf dem Rückwege suchte sie ihn zu bereden, noch länger zu bleiben, und als er davon nichts wissen wollte, drückte sie ein Terzerol auf ihn ab. Das Gewehr versagte aber, und sie verstand es, den jungen Mann vollkommen zu beruhigen. Ja sie brachte es dahin, daß er nochmals mit ihr nach Maria-Hilf ging, und dießmal

gelang es ihr, ihn auf dem Rückwege wirklich zu erschießen. Sie begab sich nach vollbrachter That vor die Obrigkeit, zeigte sich als Mörderin an und litt standhaft und geduldig die Todesstrafe.

Am 3. August 1854 ward in Straßburg ein Mädchen von 29 Jahren hingerichtet, welche die Schwiegermutter und die Frau eines Bauers in der Absicht vergiftet hatte, ihn zum Manne zu erhalten. Als er aber nach sechsmonatlichem Wittwenstande nicht sie, sondern eine Andere heirathen wollte, reichte sie auch ihm Gift, in dessen Folge er starb.

Es kommt ferner vor, daß Ehefrauen, die in ihrem Manne ein Hinderniß zu einer neuemporkeimenden Liebe sehen, denselben zu entfernen suchen. In solchem Falle stiftete eine Bauersfrau in Pönitz im Jahre 1752 ihren Knecht an, den Mann zu erschlagen und die Leiche desselben in's Wasser zu werfen. Der Knecht ward enthauptet, die Frau starb im Gefängniß und ward unter dem Galgen verscharrt. Es ist dieser Fall auch in neuer Zeit mehrfach wiedergekehrt.

Seltener legt die Frau selbst Hand an; doch fehlt es nicht an Beispielen. So erschlug, auf den Rath und unter Beihülfe ihrer Schwester und ihrer dreizehnjährigen Tochter, die Frau des Pfarrers Corn. Kische zu Stummsdorf bei Zörbig ihren Mann, als er eben auf der Ofenbank ruhete. Erstere beide wurden in Zörbig lebendig gerädert, letztere

im dortigen Schloßgraben gesäckt. Im Jahre 1584 erschlug eine Frau in Rochlitz ihren von der Bierbank betrunken heimkehrenden Mann mit der Holzaxt und verscharrte die Leiche im Stall. Sie wurde ersäuft. Im Jahre 1661 erschlug eine Bäuerin in Altmitweida ihren Mann auf einen Schlag mit dem Ortscheit und im Jahre 1667 die Bademutter aus Behne den ihrigen mit dem Spinnrocken. Sie ward auf ewig aus Sorau verwiesen. Im Jahre 1718 ermordete eine Frau aus Salzung ihren Mann mit der Axt und schleppte die Leiche ins Wasser. Sie wurde in Sorau geköpft.

Es sind dieß meist Folgen ehelicher grober Mißverhältnisse.

Sehr häufig ist das Verbrechen des Kindermords von Seiten unverheiratheter Mütter; Ursache dazu ist theils die Furcht vor Schande, theils die Besorgniß um die Zukunft des Kindes und die Hoffnung, den begangenen Fehltritt vergessen zu machen. Es ist auffallend, daß die in den Chroniken aufgezeichneten Kindesmörderinnen fast ausschließlich dem dienenden Stande angehören und daß in den Städten verhältnißmäßig sehr wenige vorkommen. Es sind freilich die Kindermorde, die vor der Geburt des Kindes stattfanden, nur höchst selten bekannt worden. In Paris fand man während des Jahres 1853 199 Leichen neugeborner Kinder ausgesetzt, von denen 77 gewaltsam ermordet waren. Es konnten nur 22 Mütter dazu er-

mittelt werden. Fünf Aerzte und dreizehn Hebammen wurden als Gehilfen beim Kindermord zu den Galeeren verurtheilt; noch einmal so viel wurden ihres Dienstes entlassen, und eine dreifache Anzahl ist der Polizei verdächtig.

Die Bestrafung des Kindermords war gemeiniglich das Ersäufen und Säcken; man steckte eine Schlange, eine Katze, einen Hund und einen Hahn zur Delinquentin in den Sack. Beispiele geben die Chroniken von Leisnig zu den Jahren 1570, 1576, 1591, 1610 und 1650. In Altenberg verstärkte man im Jahre 1610 die Strafe dadurch, daß die Mörderin vor der Ausführung mit glühenden Zangen gezwickt wurde.

In der Lausitz wurden 1537, 1540 und 1559 Kindesmörderinnen lebendig begraben, eine Strafe, die man bei den Ditmarsen jeder gefallenen Jungfrau zuerkannte. In Sorau ward einer Fuhrmannstochter, die mit Wissen ihrer Mutter ihr neugebornes Kind ermordet hatte, durch Urtheil zuerkannt, daß sie mit derselben sollte lebendig begraben und das Herz mit einem Pfahl durchschlagen werden. Diese Strafe war in Marburg an einer Person vollzogen worden, die ihr Kind den Schweinen zum Fressen vorgeworfen hatte. Die beiden Sorauerinnen erhielten jedoch Gnade und wurden enthauptet. Im siebzehnten Jahrhundert kommt das Enthaupten der Kindesmörderinnen öfter vor.

Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo das

Zuchthaus in Waldheim eingerichtet wurde, lieferte man die gewöhnlichen Kindesmörderinnen hierher ab und ließ nur bei erschwerenden Umständen die Todesstrafe stattfinden.

Selten kommt es vor, daß Ehefrauen ihre Kinder ermorden; in diesen seltenen Fällen ist meist Krankheit der Mutter die Ursache. So schnitt am 25. Mai 1723 eine Schuhmachersfrau, die lange an Melancholie gelitten, ihrem dreizehnjährigen Söhnchen mit dem Brotmesser die Kehle ab; sie warf das Messer aus dem Fenster und sagte, daß sie nun wisse, daß ihr Kind selig geworden. Im Jahre 1633 ermordete in Helmsdorf bei Stolpen eine arme Wittwe ihre Kinder, legte sie zusammen in ein Tuch und zeigte sie reuevoll den Leuten. Aehnliche Beispiele kennt auch die neuere Zeit, und als Ursachen finden sich geistige Störung, Sorge für die Zukunft oder drückender Mangel an Lebensunterhalt.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist, daß Mädchen in der Zeit ihrer geschlechtlichen Entwickelung Feuer anlegen. Die neuere Medicin hat dieß als eine eigene Krankheit, die Pyromanie, darzustellen versucht. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden solche Mädchen verbrannt; die Magd, die im Jahre 1724 das Pfarrgut in Neukirchen angesteckt, wurde jedoch vorher enthauptet. Anderen band man ein Pulversäckchen auf die Brust, wodurch der Tod beschleunigt wurde. Die moderne Justiz hat für dieses Verbrechen die Todesstrafe abgeschafft.

Gewaltsamer Todtschlag, wie überhaupt körperliche Kraft erfordende Verbrechen werden nur in seltenen Fällen von Frauen verübt. Desto mehr findet sich aber als Frauenwaffe das Gift, und die Criminalacten haben eine große Anzahl der mannichfaltigsten Beispiele weiblicher Eifersucht, Rache, Herrschsucht und weiblichen Uebermuths aufbewahrt.

In der Geschichte der italienischen Höfe und des französischen Adels spielt das Gift eine sehr große Rolle. Ich erinnere an Lucretia Borgia, Bianca Capello, Olympia Maldachini u. A. Brantome berichtet in den Lebensbeschreibungen der galanten Damen seiner Zeit, wie geschickt sie unter anderen auch das Gift als Waffe gegen unbequeme Ehemänner und Liebhaber zu handhaben verstanden.

Die geschickteste, wie die schönste aller Giftmischerinnen war die Marquise von Brinvilliers, geborne d'Aubray. Sie war eine der lieblichsten und anziehendsten Frauen. Ihr Vater, ein streng rechtlicher Ehrenmann, verheirathete sie und gab ihr 200,000 Livres mit. Ihr Gemahl hatte ebenfalls ein ansehnliches Vermögen. Dieser machte die Bekanntschaft eines Chevalier St. Croix, den er bei seiner Gemahlin selbst einführte. Es währte nicht lange, so war St. Croix der entschiedene Liebhaber der Marquise. Der Marquis sah dem gleichgiltig zu; nicht so der Vater. Er wirkte einen Verhaftbefehl für St. Croix aus

und ließ ihn in die Bastille bringen. Hier machte St. Croix die Bekanntschaft eines Italieners, der ihn in der Bereitung und Anwendung der feinsten Gifte unterrichtete.

Als er aus der Bastille zurückkehrte, theilte er seiner Geliebten, der Marquise, mit, was er gelernt hatte, und beide kamen darin überein, zunächst den unbequemen Vater aus dem Wege zu räumen. Um jedoch sicher zu gehen, versuchte sie die Wirkung der von ihr bereiteten Gifte zuerst an Thieren; dann vergiftete sie Gebäck und theilte dieses an die Armen aus. Sie trug das vergiftete Biscuit selbst in das Hotel de Dieu und beobachtete den Erfolg. Dann machte sie mit ihrer Kammerjungfer eine Probe, und als sich das Gift, das sie dieser beigebracht, noch nicht kräftig genug zeigte, so machte ihr Liebhaber anderweiten Zusatz. Die Marquise setzte in der Absicht, die Wirkung genau zu beobachten, ihren Gästen mehrmals vergiftete Taubenpasteten vor, an denen einige Personen starben.

Endlich waren die Marquise von Brinvilliers und ihr Liebhaber St. Croix ihrer Sache so sicher geworden, daß sie den entscheidenden Streich gegen den Vater mit Erfolg zu führen wagen zu können meinten. Herr von Aubray war mit seiner Tochter vollkommen versöhnt, ja sie hatte sich ihm durch ihr liebreiches Benehmen so unentbehrlich gemacht, daß er ihr die vollkommene Pflege seiner Person anvertraute. Sie lebte bei ihm auf seinem

Landhause Offemond. Hier reichte sie ihm eine vergiftete Suppe, die sie selbst zubereitet hatte, und wartete den Erfolg ab. Es stellten sich auch gar bald krampfhafte Erscheinungen ein, die den alten Herrn bewogen, nach Paris zu ziehen und dort ärztlichen Beistand zu suchen. Die Marquise begleitete ihn dahin, heuchelte den tiefsten Schmerz, und er starb in ihren Armen.

Niemand hatte eine Ahnung, daß die Marquise die Ursache seines Todes war. Die Freunde bemühten sich, die trostlose Tochter aufzurichten, bei welcher Herr von St. Croix fortwährend lebte.

Sie hatte gehofft, ihre Vermögensumstände durch die Beerbung ihres Vaters wesentlich zu verbessern, sich aber insofern geirrt, als Familienverträge an den Tag kamen, die ihren Brüdern die Erbschaft zuwendeten. Sie war rasch entschlossen, diese ihren Zwecken im Wege stehenden Personen zu beseitigen. St. Croix schaffte Rath. Er brachte seinen ehemaligen Diener Lachaussée zu dem jüngern Bruder der Marquise in Dienst, der ihm gegen eine lebenslängliche Versorgung und ein ansehnliches Geschenk die Zusage machte, seinem neuen Herrn das Gift beizubringen. Der erste Versuch mißlang. Als aber der ältere Bruder einmal den jüngeren besuchte, setzte der Kammerdiener beiden zugleich eine Ragoutpastete vor, deren Genuß zunächst die furchtbarsten Schmerzen und in wenig Mo-

naten den Tod beider Brüder zur Folge hatte. Das geschah im April 1670.

Jetzt faßte die Marquise den Entschluß, ihren Liebhaber zu heirathen, vorher aber ihren Gemahl aus dem Wege zu räumen. Sie gab ihm Gift; allein St. Croix hatte durchaus nicht die Absicht, sich an die Marquise für immer durch das Band der Ehe fesseln zu lassen, und er gab deshalb dem vergifteten Marquis kräftige Gegengifte, so daß er beim Leben erhalten wurde.

Die in der Familie der Marquise so häufig vorkommenden Todesfälle erregten zwar die Aufmerksamkeit der Welt, allein Niemand ahnte die wahren Urheber derselben.

St. Croix suchte sich fortwährend in seiner Kunst zu vervollkommnen, er arbeitete unablässig und trug, da die Gifte so fein waren, daß deren Einathmen schon tödtlich wirkte, bei der Arbeit eine gläserne Maske vor dem Gesicht. Sie entfiel ihm eines Tages im Laboratorium, und er blieb auf der Stelle todt.

Jetzt schritt die Obrigkeit ein; sie versiegelte seinen Nachlaß, und darunter befand sich ein Kästchen, auf welchem ein Zettel mit folgender Inschrift lag:

„Ich bitte sehr, dieses Kästchen der Marquise von Brinvilliers zu übergeben, der Alles gehört, was darin befindlich ist. Sie allein hat dabei ein Interesse, und Alles, was sich hier findet, kann anderen Menschen nichts nützen.

Sollte sie aber schon vor mir gestorben sein, so bitte ich, nicht in dem Kästchen umher zu stören, sondern dasselbe sofort mit seinem ganzen Inhalte zu verbrennen. Ich bitte darum bei Gott und bei Allem, was mir heilig ist. Meine Bitte ist gut gemeint und wohl überlegt; es ist mein letzter Wille, und ich gebe dem Finder Alles auf sein eigenes Gewissen. Paris, den 25. Mai 1672. St. Croix."

Die Obrigkeit hielt es für ihre Pflicht, das Kästchen näher zu untersuchen. Man fand verschiedene, sechs- bis achtfach versiegelte Paketchen mit sublimirtem Mercur, präparirtem Vitriol, Fläschchen mit verschiedenen Flüssigkeiten, Büchsen mit Opium, Schachteln mit anderen Giftstoffen. Die Aerzte untersuchten Alles ganz genau, probirten die Stoffe an Thieren, und es ergab sich, daß dieser Kasten die allerstärksten Gifte enthalte. Nächstdem befanden sich in dem Kasten die Briefe der Marquise, die sie an St. Croix geschrieben, sowie eine ihm von ihr ausgestellte Verschreibung von 30,000 Livres.

Die Marquise bot Alles auf, das verrätherische Kästchen in ihre Hände zu bekommen; als dieß nicht gelang, flüchtete sie rasch nach Lüttich.

Dieser Umstand, die Aussagen einiger Mitschuldigen, sowie anderweite Anzeigen erregten zuerst den Verdacht. Jetzt erhob sich die Wittwe ihres vergifteten Bruders als Anklägerin; ihre Diener und Gehilfen wurden eingezogen und gestanden Alles. Lachaussée bekannte, was er wußte.

Er ward lebendig gerädert, die abwesende Marquise aber zur Enthauptung verurtheilt.

Jetzt begab sich ein Polizeibeamter nach Lüttich; die Behörden gestatteten ihm, die Verbrecherin aufzuheben. Er wagte es aber nicht, dieß öffentlich zu thun, sondern trat, als Abbé verkleidet, in das Kloster, wo sie verweilte. Er stellte sich ihr als einen durchreisenden Franzosen vor, der den Wunsch habe, die vom Schicksale so schwer getroffene, durch ihre Schönheit so berühmte Frau kennen zu lernen; er sprach endlich von Liebe und fand Gehör. Man verabredete eine Landpartie. Als aber der Wagen aus der Stadt hinaus war, zeigte sich der Abbé in seiner wahren Eigenschaft; er übergab die Marquise den Gerichtsdienern, kehrte dann ins Kloster zurück und nahm alle ihre Sachen weg. Vergebens suchte die Gefangene sich den Händen der Justiz zu entwinden. Man brachte sie nach Paris, und ihr Prozeß nahm raschen Fortgang, obschon sie standhaft läugnete. Am 16. Juli 1676 wurde sie, den Strick um den Hals und barfuß, eine zwei Pfund schwere Kerze in der Hand, auf einem Karren an die Kirche Notre Dame geführt; hier mußte sie das Bekenntniß ihrer Verbrechen ablegen. Von da wurde sie auf den Greveplatz gebracht, auf dem dazu errichteten Schaffot ihr der Kopf abgeschlagen, der Leichnam sodann verbrannt und die Asche in die Luft verstreut. Sie starb mit großer Entschlossenheit[127]).

Sehr großes Aufsehen erregte im Jahre 1803 die Verhaftung der Geheimräthin Ursinus in Berlin, einer allgemein geachteten Dame. Sie war am 3. Mai 1760 geboren und heirathete dann einen älteren Mann, mit dem sie scheinbar im besten Verhältniß lebte, obschon sie einen jüngeren Hausfreund öfter bei sich sah, dem sie auch im Geheimen ihre Hand für den Fall zugesagt hatte, daß ihr Mann sterben würde. Sie hatte eben eine Gesellschaft bei sich, als ihr Mann starb, nachdem er dem Hausfreund gestanden, er wisse, daß seine Frau ihn vergiftet habe und daß er ohne Rettung verloren sei. Der Hausfreund entfernte sich und schoß sich eine Kugel vor den Kopf. Die Wittwe äußerte großen Schmerz über den Verlust ihres Gemahls, und kein Mensch fiel darauf, sie für eine Mörderin zu halten. Bald darauf ward sie von einer alten Tante in Pommern zu sich geladen. Die Ursinus folgte der Einladung, machte sich überaus beliebt und reichte auch dieser alten Dame Gift. Sie beerbte sie und kehrte nach Berlin zurück. Hier führte sie ein überaus musterhaftes Leben, bis sie eines Tages plötzlich aus einer Gesellschaft geholt und vor Gericht gestellt ward. Ihr Diener hatte angezeigt, daß seine Brotherrin versucht habe, ihn zu vergiften, indem sie ihm, als er eben unwohl war, eine mit Arsenik vergiftete Suppe und Tags darauf Pflaumen gereicht habe, deren sandige Oberfläche ihm aufgefallen war, und die er einem Apothekergehülfen ge-

zeigt hatte, der den Arsenikgehalt erkannte. Die Ursinus versicherte, dem Diener nur deßhalb Arsenik gereicht zu haben, um ein heilsames Erbrechen hervorzubringen. Den Mord ihres Mannes und ihrer Tante läugnete sie standhaft. Man grub die Leichen aus, allein die Chemie vermochte nach ihrem damaligen Stande noch nicht, den Arsenikgehalt derselben mit vollkommen überzeugender Sicherheit nachzuweisen. Doch sprachen sich die Gerichtsärzte dahin aus, daß die Vergiftung höchstwahrscheinlich stattgefunden. Darauf hin ward die Wittwe Ursinus zu lebenslänglicher Festungshaft auf dem Donjon von Glatz verurtheilt und 1804 dahin abgeführt, und hier starb sie im Jahre 1837. Anfangs hatte sie hier auf ziemlich großem Fuße gelebt und Gesellschaften gegeben; später wurde sie darin etwas eingeschränkt. Vom Jahre 1813 war der ebenfalls zu lebenslanger Haft verurtheilte General L. ihr täglicher Gesellschafter, und damals geschah es, daß sie einem wachhabenden Leutnant auf ihrem Zimmer eine Tasse Kaffee in vollkommener Unbefangenheit mit den Worten anbot: „Lassen Sie doch den Kaffee nicht kalt werden; fürchten Sie nichts, es ist kein Arsenik darin." Die Ursinus hatte in Glatz ein Mädchen angenommen, welches sie erziehen wollte. Als sich das Kind in der Schule öfter kratzte und man es deßhalb untersuchte, fand man Nadelstiche, die ihr ihre Pflegemutter beigebracht hatte. Uebrigens spielte sie den Flügel

und hat selbst in den Todesstunden durchaus kein Bekenntniß ihrer Schuld abgelegt[128]).

Eine der schlimmsten Giftmischerinnen war die am 17. September 1811 zu Nürnberg hingerichtete Anna Margaretha Zwanziger, die sich lange als lüderliches Weib abenteuernd in Franken umhergetrieben und eine große Anzahl Personen vergiftet hatte, um sich an den Qualen zu weiden, die das gereichte Gift ihnen verursachte. (N. Pitaval II. 218.)

Mehr als dreißig Personen vergiftete nach und nach im Laufe von etwa fünfzehn Jahren eine Bremerin, die Gesche Margarethe Gottfried, geb. Timm, die lange Zeit für die liebreichste, anständigste Frau galt, die ihr Haus in größter Ordnung hielt und ihre Umgebung auf das Schönste ausgeschmückt hatte[129]).

Die meisten Giftmischerinnen zeichneten sich durch ein überaus sanftes mildes Aeußere, durch sehr liebreiches, einschmeichelndes Betragen und durch sorgfältige Pflege eines guten Leumunds aus, selbst die, die sich im Geheimen den wildesten Leidenschaften und Ausschweifungen überließen. Die Marquise von Brinvilliers war Meisterin in der Kunst der Täuschung; mit der größten Aufmerksamkeit pflegte sie ihren Vater, in dessen Eingeweiden das von ihr dargereichte Gift die qualvollsten Schmerzen hervorbrachte. Ihr Beichtvater versicherte, sie sei als eine

Heilige gestorben, und das Volk sammelte darauf hin ihre Gebeine.

Die Ursinus pflegte ihren Mann wie ihre Tante mit der größten Sorgfalt, nachdem sie dieselben vergiftet, und heuchelte bei ihrem Tode den bittersten Schmerz. In ihrem Testamente wies sie namhafte Summen zur Verwendung für wohlthätige Zwecke an. Sie war Meisterin auf dem Flügel, eine feine Gesellschafterin; doch soll sie noch als siebenzigjährige Greisin Männer geringeren Standes mit Geld an ihre Person gefesselt haben. Eben so war auch Margarethe Gottfried eine Frau von überaus anständigem Betragen, die sorgfältig auf ein gepflegtes Aeußere hielt, wie sie denn für diesen Zweck sich schmückte und in ihrer Umgebung, wie an ihrer Person stets die größte Sauberkeit liebte[130]).

In der Regel sind bei den Giftmischerinnen die nächsten Freunde und Bekannten diejenigen, die zuletzt an die Beschuldigung glauben, und die am meisten davon überrascht sind.

Die Giftmischerei können wir als ein ächt weibliches Verbrechen bezeichnen, sie erfordert den wenigsten Muth, wohl aber schlaue Ueberlegung, Sauberkeit in der Ausführung, Geschick in Verbergung der Mittel, große Vorsicht und Rücksicht und die Kunst der Verstellung.

Verwandt der Giftmischerei ist die Zauberei, die wir seit uralter Zeit vornehmlich in den Händen der

Frauen finden; wie denn schon in der griechischen Heldensage und in den heiligen Schriften der Hebräer Frauen vorkommen, die durch übernatürliche Mittel ungewöhnliche Zufälle, vorzugsweise Schaden und Unglück über ihre Feinde herbeiführen. So erlag Herkules der Zauberei, nachdem Dejaneira ihn mit dem Kleide vergiftet, das sie von Nessus erhalten. Bei den deutschen Völkern finden wir früh eine Beziehung zwischen den Menschen und den überirdischen Geistern, namentlich den Elben und den Mittelwesen, wie Riesen und Zwergen; mit Hülfe derselben suchte man sowohl helfende als schadende Wirkungen hervorzubringen. Auch bei den Deutschen beschäftigten sich namentlich die Frauen mit der Zauberei; sie gingen einen Bund ein mit den überirdischen Wesen, hielten Versammlungen, wo sie gemeinsam Zaubermittel kochten; sie fuhren an einem bestimmten Tage nach einem Berge, wie z. B. auf den Herselberg; später ward die allgemeine Hexenversammlung auf dem Blocksberge gehalten[181]).

Das Christenthum verwies die gesammte aus dem Heidenthum stammende Götter- und Geisterwelt in die Hölle, in das Gebiet des Teufels, des Urhebers und Vorstehers alles Uebels und Verbrechens, der auf Erden umgeht, um die Menschen zu versuchen, zu verführen, zu verderben. Er war der Urheber der Ketzerei, er war Vorsteher der Zauberei; zu letzterer suchte er namentlich die Frauen zu verleiten, um sie zu *Hexen* zu machen.

Die Kirche hatte zunächst, namentlich seit dem elften Jahrhundert, den Kampf gegen die Saracenen, die Heiden aufgenommen; seit dem dreizehnten Jahrhundert tauchten auch in ihrem Schooße neue Abtrünnige auf, deren Bekämpfung nothwendig wurde. Bald darauf wendet sie ihre Aufmerksamkeit dem Verkehre zwischen dem Teufel und den Frauen zu.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verordnet Papst Johann XXII. in einer Bulle, daß die Güter der Zauberer, denen der Ketzer gleich, einzuziehen seien. Bald darauf findet sich das Gutachten des Canonisten Bartolus († 1357) über eine Frau im Bißthum Novara, die das Kreuz mit Füßen getreten, den Teufel knieend angebetet, Knaben durch Berührung bezaubert. Solchen Weibern gebühre der Feuertod. Hundert Jahre später werden auch in der Dauphiné und Gascogne Hexen erwähnt, die an öden Orten zusammenkommen und bei angezündeten Kerzen den Bock küssen und verehren. In Niedersachsen wurden schon im zehnten Jahrhundert Hexen verbrannt, auch später noch bestraft, aber nur wenn sie wirkliche Verbrechen am Leben verübt hatten.

Erst die Bulle Innocenz VIII. und der von Heinr. Institor, Jac. Sprenger und Jac. Greuper im Jahre 1487 abgefaßte Hexenhammer, malleus maleficarum, brachten das Verfahren gegen die Hexen dergestalt in Gang, daß vom fünfzehnten bis in die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts viele Hunderttausende von unglücklichen Frauenzimmern auf das Entsetzlichste gepeinigt und endlich verbrannt wurden.

Wir müssen eine krankhaft gewordene Verblendung der Menschen jener Zeit annehmen, wenn wir nur einigermaßen die Erscheinungen erklären wollen, die bei den Hexenprozessen Jahrhunderte lang immer wiederkehren und zwar in einer unbegreiflichen Gleichmäßigkeit. Es genügt daher die Betrachtung eines Hexenprozesses, um alle übrigen zu kennen. Ich wähle dazu den im Jahre 1704 begonnenen Prozeß der Anna Martha Hausbürgin zu Mittelhausen im Eisenach'schen. Er begann mit der Beschuldigung, daß sie einem Kinde die bösen Finger angethan. Die Verwandten riefen die Frau zu dem kranken Kinde und ermahnten sie, demselben die bösen Finger wieder abzunehmen; dann faßte einer dieselbe, ritzte ihre Hände mit dem Messer auf, goß Branntwein in die Wunde und peinigte sie, um sie zum Geständniß zu bringen. Auf ihren Hülferuf kam endlich der Dorfrichter, der am 10. October 1704 den Vorfall beim Gericht anzeigte; als darauf nichts erfolgte, reichte die Hausbürgin am 10. März des folgenden Jahres eine Klage beim Gericht ein.

Der Erfolg dieser Klage war, daß das Gericht sie zunächst befragte, ob sie denn wirklich das Kind behext und ob sie etwa noch andere Unthaten begangen, Kinder

zu sich gerufen und bezaubert habe. Ihre Feinde wurden ebenfalls vernommen und somit eine förmliche Untersuchung gegen die arme Frau eingeleitet, die immer neue Anklagen hervorrief. So behaupteten die Leute, sie habe ein Kind von vier Wochen mit Würmern bezaubert, einem Knaben das böse Wesen angethan, den Kühen die Milch entzogen, die Schweine verleitet, daß sie ein anderes im Stalle todt gebissen, namentlich aber gar böse Worte heimlich geredet, als sie die Klinke der Amtsstube ergriffen. Der Amtmann berichtete Alles an die Regierung, und diese befahl am 27. Mai, die Sache vorzunehmen und an den Schöppenstuhl in Jena zu senden, welcher eine Specialuntersuchung anordnete. Die Hausbürgin ward nun eingezogen und zunächst am 13. October von dem Pfarrer ermahnt, zu gestehen, was sie verübt. Dann begab sich der Amtmann mit den Gerichtsschöppen nebst dem Scharfrichter zu ihr, welcher letztere ihr seine zur Peinlichkeit gehörenden Werkzeuge vorlegte. Er ermahnte sie zum Geständniß der reinen Wahrheit. Sie versicherte, sie würde gern gestehen, wenn sie nur etwas wüßte; sie wüßte nicht eine Laus zu machen; das wisse Gott der Herr.

Allein der Pfarrer und die Gerichtspersonen ließen sich nicht abweisen, sondern die unglückliche Frau ward alsbald dem Scharfrichter übergeben, der ihr nochmals gütlich zuredete. Sie fiel vor ihm weinend auf die Knie; er hieß sie aufstehen und versicherte, daß, wenn sie nicht

gestehe, sie erbärmlich gemartert werden würde. Da wurde das arme Weib irre an sich und sagte: Ich wüßte nicht, daß ich eine Hexe wäre, ich müßte es denn gelernt haben; dann betete sie ein geistliches Lied. Da sie aber doch nicht gestand, so setzte man sie morgens sieben Uhr auf den Stuhl, band ihr die Hände auf den Rücken und legte die Daumenschrauben an, schraubte aber noch nicht zu. Da brach sie in Thränen aus, sagte: Ja, ich bin eine Hexe, und betete dann das Vaterunser und mehrere Gebete, versicherte auch, sie wolle gestehen. Darauf ward sie wieder losgebunden.

Sie gestand nun, was alle peinlich befragten Hexen gestanden haben, und erzählte: daß der Teufel vor ihr Bett gekommen und gesagt, er wolle sie in der Hexerei unterrichten, den Kindern die bösen Dinger anzuthun und den Kühen die Milch zu nehmen, indem sie mit dem rechten Fuße auf die Schwelle trete, auch Lauge aus Kleie machen. Der Teufel habe ihr dann zugeredet, ihn zu sich in's Bett zu nehmen. Er habe schwarz ausgesehen mit Stelzpfoten; er habe ihr auf's Herz gegriffen, sie gezeichnet, auch ihre Unschuld genommen, als sie sechszehn Jahre alt gewesen. Dann habe er sie für sich getauft, nachdem sie die heilige Dreifaltigkeit abgeschworen. Der Teufel habe sie auch einige Mal geschlagen. Bei Lebzeit ihres Mannes sei der Teufel nicht bei ihr gewesen, wohl aber nach dessen Tode. Sie berichtete dann über mehrere Zau-

bereien, die sie verübt an Menschen und Vieh, wobei ihr der Teufel behülflich gewesen. Dann habe sie auch Tänze mitgemacht. Darauf habe er sie mit der Hand vor das Haus geführt, sie hätte sich auf einen Besen gesetzt und geritten; es sei ihr gewesen, als wenn der Teufel sie auf den Rücken gehabt, und so wären sie mit einander durch die Luft gefahren, bis sie auf einem Rasenplatz sich niedergelassen, wo viele Teufel versammelt gewesen. Dabei habe sich ein großer häßlicher Bock befunden, auf dem die Hexen geritten; dieser fahle Bock von der Größe eines Esels habe die Weiber gefragt, was sie könnten und was sie gethan. Da habe die eine berichtet, sie habe den Kühen die Milch genommen, die andere, sie habe die Leute lahm gemacht, ihnen Lappen und Haare eingebrannt u. dergl. Dann hätten sie den Bock auf's Maul geküßt. Es wären an dreißig Weiber beisammen gewesen mit Mistgabeln, Besen und anderem Geräth. Während sie vor dem Bock niedergefallen, hätten sie gebetet: Gott verschworen, Ehre verloren, Alles verloren, Seel' und Seligkeit verschworen, in's Teufels Namen. Der Bock habe Stephanus geheißen, und jede habe ihn drei Mal angebetet. Dann sei ein Spielmann dagewesen, und die Weiber seien im Kreise umhergetanzt; alle hätten mit dem Bösen getanzt. Der Tanz hätte drei Stunden gewährt, nach dessen Beendigung hätten sie Milchsuppe gegessen aus einer großen Schüssel, wozu drei reiche Frauen die Milch mitgebracht. Nach dem Essen,

sagte die Hausbürgin, habe sie aufgewaschen, wozu sie das Wasser mitgebracht hätte; die anderen aber hätten helfen aufräumen. Dann habe der Bock gesagt: Nun geht wieder heim, ihr habt Zeit. Darauf habe sie der Teufel wieder vor die Thür geführt; sie habe sich auf den Besen gesetzt und sei wieder heimgefahren. Sie sagte, daß sie Nachts um 11 Uhr ausgefahren und nach 2 Uhr wieder heimgekommen sei. Das sei ihr erster Hexentanz gewesen. Der zweite habe erst nach dem Tode ihres Mannes stattgefunden; der Bock sei aber nicht zufrieden gewesen mit ihrer Thätigkeit, und sie sei von ihm geschlagen worden, weil sie nichts weiter gethan, als daß sie der Gänsehirtin Läuse angemacht habe. Sie habe auch nicht mit tanzen dürfen. Nach dem Tanze habe man Suppe, ein Gericht Kraut und Fleisch gegessen. Nach Tische sei sie wieder heimgeritten.

Sie bekannte ferner, daß sie kurz vor ihrer Gefangenschaft in der Walpurgisnacht wieder auf dem Hexentanze gewesen und daß sie dem Bocke bekannt; sie habe mehrere Kinder bezaubert, worüber dieser sehr zufrieden gewesen sei und sie zur weiteren Thätigkeit ermahnt habe. Sie fügte bei, daß sie den Bock wieder auf das Maul geküßt habe und vor ihm niedergefallen sei. Dann habe man ein Gericht Fleisch mit Meerrettig verzehrt, und sie habe auch zuletzt wieder aufgewaschen. Dabei seien viele Frauen aus Reckhausen gewesen, aber gar keine Mannsperson.

Die unglückliche Frau wurde am folgenden Tage noch-



mals vernommen. Sie sagte, daß sie weiter nichts wisse, als was sie gestern bekannt habe; doch gab sie noch einige Einzelheiten über ihre Zusammenkunft mit dem Teufel an. Daß sie etwas von ihm geboren, läugnete sie; daß sie den Kühen und Müttern die Milch genommen, den Kindern böse Dinger angethan, den Leuten Läuse gemacht, gab sie zu. Sie blieb dabei, daß sie beim Hexentanze nur die Aufwaschemagd gemacht, überhaupt nur eine Nebenrolle gespielt habe.

Allein schon am 18. October wandte sich die geängstigte Frau an ihren Pfarrer und versicherte, daß sie alle ihre Geständnisse nur aus Schrecken gethan habe. Der Pfarrer versagte ihr aber das Gebet, insofern sie nicht durch ein stetes Bekenntniß ihrer Laster die zu demselben nothwendige Reue zeigen würde. Darauf erklärte sie, daß sie bei ihren Aussagen beharren wolle; nur sorge sie, was der begangenen Missethaten wegen mit ihrem Leibe widerfahren würde; was sie gethan, sei Alles im Traume geschehen. Der Pfarrer erwiderte, sie solle ihren Leib nur der Obrigkeit überlassen und allein darauf denken, ihre Seele zu retten. Da gab sie zu, der Teufel habe helfen schieben und scherchen; sie fiel auf ihre Knie und betete mit dem Pfarrer.

Der Schöppenstuhl zu Jena erkannte, daß die Hausbürgin mit dem Schwerte zum Tode gerichtet, ihr Körper aber ins Feuer geworfen und verbrannt werden solle.

Als ihr nun das Todesurtheil verlesen wurde, erklärte sie ihre Aussagen für falsch und behauptete, sie sei keine Hexe. Die Folge davon war eine neue Untersuchung, neue Tortur, und am 25. December 1705 erfolgte die Hinrichtung mit dem Schwert und Verbrennung des Leichnams.

In dieser Weise sind mit wenig Abweichungen alle Hexenprozesse verlaufen. In den Jahren 1627—1629 wurden allein in Würzburg über 157 Personen verbrannt, meistens alte Weiber und fremde Durchreisende, die alte Kanzlerin, die alte Hofseilerin, die dicke Schneiderin, die Bürstenbinderin, ein fremd Weib, ein blindes Mägdlein, eine dicke Edelfrau, eine Bürgermeisterin, die große Tochter nebst ihrer Mutter, eine Procuratorin, die schönste Jungfrau in Würzburg, die Schickelte, die Amfrau „von der kommt das ganze Unwesen her".

Die Beschuldigten, oft Leute aus hohem Stande, wie die mecklenburgische Klosterjungfrau Sidonie von Borcke, wurden vor Gericht gestellt und blieben so lange bei Betheuerung ihrer Unschuld, bis die Tortur angewendet wurde. Es gab Frauen, die auch durch diese kein Geständniß von sich erpressen ließen; dann sagten die Richter, der Teufel habe sie mit besonderer Kraft ausgerüstet. Gaben sie über der Tortur aber den Geist auf, so hatte das auch der Teufel gethan. Wenn man den Frauen, die nach der Tortur wieder läugneten, die Frage vorlegte: woher sie denn wüßten, was sie ausgesagt, so erwiderten sie mehr-

mals, daß ja unter den Arbeitern fast von nichts Anderem als von solchen Sachen geredet worden wäre. Dieser Umstand, dann aber die vorgelegten Fragen erklären zur Genüge die wunderbare Einstimmigkeit in den Aussagen der Gemarterten. Es hatte sich ein System gebildet, das Jedermann geläufig war.

Man hat versucht, die Anzahl der durch die Hexenprozesse hingemordeten Menschen zu ermitteln: in Lothringen wurden binnen fünfzehn Jahren 900 Hexen verbrannt. Im Jahre 1659 wurden beim großen Hexenbrand in Würzburg und Bamberg eintausend Menschen verbrannt. Im Jahre 1789 wurde in Würzburg noch eine Hexe durch Feuer hingerichtet, nachdem zahlreiche Bekämpfer des Hexenglaubens aufgetreten waren[132]).

Trotzdem aber fehlt es noch heutigen Tages, namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten, durchaus nicht an Frauen, denen die Nachbarschaft Hexenkraft zuschreibt. Es fallen am meisten diesem Glauben diejenigen Frauen anheim, die als fleißige und rührige Wirthinnen sehr eingezogen leben und wenig mit den Nachbarinnen schwatzen und verkehren, deren Wirthschaft daher fröhlich gedeihet. Dann aber bezeichnet der Volksglaube noch heute alte, häßliche, triefäugige Weiber oft genug als Hexen, zumal, wenn sie sich unterfangen, die Schicksale ihrer Nebenmenschen vorherzusagen.

Im Jahre 1653 machte in Sorau eine Bleichfrau

16 Wochen lang andauernde Dürre, indem sie im bloßen Hemde einer Regenwolke rücklings entgegenging und sprach: regne nur in den .. und nicht auf meine Leinwand. Vergebens bemühte sich die Obrigkeit, die Thäterin zu ermitteln; sie verbot aber einige Wochen die Bleiche, und so stellte sich denn der Regen wieder ein.

Nachsichtiger war die Obrigkeit gegen abwehrende Zauberei, die gegen Regen oder Dürre, Pest und Seuchen gerichtet war. So suchte man im Jahre 1612 in der Gegend von Sorau und Sommerfeld durch folgendes Mittel die Pest fern zu halten. Die Bauern wählten neun Personen aus, zwei junge Knechte, reine Junggesellen, eine Wittwe, die sieben Jahre im Wittwenstand gesessen, und sechs reine Jungfrauen. Diese mußten sich um Mitternacht am Ende des Dorfes versammeln. Der eine Knecht brachte einen Pflug mit allem Zubehör und vier Ochsen, der andere eine abgestorbene Reude; damit machte er einen Kreis, in den sich die Wittwe und die Jungfern begeben und nackt ausziehen mußten. Dabei durfte kein Wort gesprochen werden. Die Wittwe ging dann mit der Reude voran, die Jungfern zogen den Pflug nach, hinter dem der eine Knecht herging, während der andere die im Kreis liegenden Kleider hütete. So pflügte man um das ganze Dorf eine Furche, und nun konnte die Pest nicht eindringen. Nach vollendeter Arbeit ging man still nach Hause. Aehnliche Zwecke hatte wohl

ein Gebrauch, der bis zum Jahre 1499 in Leipzig herrschte. Dort zogen Junggesellen in der Fastnacht vermummt mit einem Pfluge umher, fingen dann Mägde ein und spannten sie vor. Im genannten Jahre aber erstach ein Mädchen einen solchen Junggesellen mit dem Brotmesser, weil er sie gewaltsam wegführen wollte[133]).

Die helfende, wie die abwehrende Zauberei ist jetzt dergestalt in den Hintergrund getreten, daß die Obrigkeit sich nur dann darum bekümmert, wenn sie zum Verbrechen am Leben und Eigenthum sich gestaltet, oder etwa in Schatzgräberei, Wunderthäterei und anderweite Schwindelei ausartet.

Dagegen steht die Wahrsagerei noch jetzt auf dem Lande, vornehmlich aber in den großen Städten in voller Blüthe. Es giebt genug ältere Frauen, die aus der Hand, aus dem Kaffeesatz, aus der Spielkarte, aus dem Schlüssel, namentlich die heirathlustige weibliche Jugend Blicke in ihre Zukunft thun lassen und oft sich eine solche Gewandtheit aneignen, daß auch andere Personen bei ihnen sich Raths erholen. So lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin eine berühmte Wahrsagerin, die Düsterhaupt, die sich auch an den alchemistischen Versuchen des 1758 verstorbenen Kammerdieners Friedrichs des Großen, Fredersdorf, betheiligte.

Den größten Ruhm erwarb sich durch ihre oft wahren, immer aber überraschenden und treffenden Aussprüche

Marie Anna Lenormand, die, 1772 zu Alençon geboren, sich früh schon nach Paris wendete. Sie erregte zuerst die allgemeinere Aufmerksamkeit dadurch, daß sie den Sturz des bourbonischen Königshauses voraussagte, so daß man sie während der Schreckensherrschaft für bedeutend genug ansah, sie einzusperren. Sie kam jedoch mit dem Leben davon und erwarb sich die nähere Freundschaft der Gemahlin des ersten Consuls, Josephine, an deren Geschick sie lebhaften Antheil nahm. Sie wurde von den bedeutendsten Männern ihrer Zeit befragt und gerieth so in den Verdacht politischer Thätigkeit. Napoleon verbannte 1809 die Lenormand aus Frankreich. Sie kehrte nach dem Sturze desselben zurück und ward nun bewundert und befragt. Im Jahre 1818 wurde sie von Kaiser Alexander I. besucht; sie starb 1843 in Paris mit Hinterlassung eines großen Vermögens, nachdem sie auch mehrfach als Schriftstellerin aufgetreten war [134]).

In der Reihe weiblicher Verbrechen finden wir auch den Selbstmord. Auch hierin findet ein Unterschied zwischen Frauen und Mädchen statt, wobei sich die gewaltsamere Natur der letztern kundgiebt. Die Männer gebrauchten zu allen Zeiten vornehmlich dabei ihre Waffen; sie tödten sich meist mit dem Schwert oder Dolch, sie erstechen sich, schneiden sich die Gurgel ab und wenden nach Erfindung des Pulvers die Feuerwaffe an, indem sie sich vor den Kopf schießen.

Die Frauen ziehen es vor, entweder sich aufzuhängen oder in's Wasser zu springen, wie z. B. die Ehefrau des Pfarrers in Ottendorf bei Mitweida, die im Jahre 1615 in den zwölf Ellen tiefen Ziehbrunnen des Dorfes sprang, nachdem sie vorher die schonende und sparende Frauennatur durch Ablegung ihrer sämmtlichen Kleidungsstücke bewährt hatte. Sie wurde ohne Ceremonien begraben. Im Jahre 1712 ertränkte sich in Hauswalde bei Bischofswerda in dem Strangteiche ein Weib, das bereits zwei Kinder in Unehren erzeugt hatte und ein drittes unter dem Herzen trug, zugleich mit ihrem dreijährigen Mädchen, nachdem der Ortsgeistliche sie vor sich gefordert. Die Leichen ließ die Obrigkeit aus dem Teiche nehmen und die des Mädchens auf dem Kirchhofe begraben; die der Mutter mußte der Henker annehmen, ihr den Kopf mit dem Grabscheit abstoßen und den Körper auf das Rad flechten. Die meisten weiblichen Selbstmorde durch Wasser finden da statt, wo eine Brücke über einen größeren Fluß die Ausführung erleichtert, wie denn wenig Monate nach Eröffnung der neuen Marienbrücke in Dresden ein durch die Liebe unglückliches Mädchen von da hinabsprang.

Höchst selten versucht es ein Frauenzimmer, sich durch die blanke Waffe der Last des Lebens zu entledigen. Ich finde mehrere Beispiele, wo dieser Versuch vollständig mißlang. So meldet die Chronik von Bischofswerda

beim Jahre 1707, daß eine Ehefrau in Breitenbach es versuchte, sich die Kehle abzuschneiden. Es gelang aber nicht vollständig, sie lebte noch acht Tage, that ernsthafte Buße und wurde dann mit einer Leichenpredigt begraben. Aehnliches ereignete sich im Jahre 1827 in Eisenberg bei Altenburg.

Mit wahrem Heroismus starb dagegen Charlotte Stieglitz in Berlin, die, um ihrem Gatten ein Opfer zu bringen, sich einen Dolch durch das Herz stieß [185]).

Daß Frauen mit einer Flinte oder einem Pistol ihrem Leben ein Ziel zu setzen unternommen, ist meines Wissens noch nicht vorgekommen; wohl aber ist in Creuznach im Jahre 1829 von einem Mädchen der Versuch gemacht worden, sich folgendermaßen mit Pulver oder Blei zu tödten. Sie hatte eine Hand voll Pulver auf eine offene Schüssel und neun Flintenkugeln darauf gelegt, sich darüber gesetzt und das Pulver entzündet. Derselbe Fall hat sich später in Breslau und 1840 in Dresden wiederholt.

Zu den seltenen freiwilligen Todesarten gehört die, welche Ottilie in Göthe's Wahlverwandtschaften wählte, der Tod durch Enthaltung der Nahrung, zu den häufigeren der Tod durch Gift.

Endlich müssen wir noch einen Blick auf die Verirrungen der Liebe werfen, die namentlich in den großen Städten des civilisirten Europa fortwährend un-

zählige Mädchen dem Elend und Verderben, der Verachtung und dem Verbrechen zuführen, und deren Laufbahn Valentin in Göthe's Faust mit kurzen und kräftigen Worten schildert.

Wir finden schon in den altgriechischen Städten, namentlich in Korinth und Athen, an letzterem Orte vorzüglich in eleganterer Form, Mädchen, die in die Kreise der Männer ungescheut eintreten. Ihre Ansichten und Sitten schilderte uns Lucian in seinen Hetärengesprächen. Die Römer übten strengere Sitten und stellten Frauen dieser Art unter obrigkeitliche Aufsicht. Im Mittelalter finden wir fahrende Frauen, die den Männern nachgingen; in den Städten aber folgte man schon früh dem Beispiele der Römer. In Frankreich finden wir namentlich seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. Frauen von höchst zweideutigem Ruf, wie Marion de Lormes, Ninon de Lenclos, Demoiselle Millot und Andere, als die Mittelpunkte der feinsten und vornehmsten Gesellschaft, wo geistreiche Unterhaltung mit Spiel um Geld, aber auch mit mannichfachen Orgien abwechselte. Neben dem lieferte besonders England Frauen, die ein abenteuerndes, umherstreichendes Leben führten, wie die bekannte Lady Montagu, die Herzogin von Kingston, die Madame Clarke, die Lady Hamilton und Andere. Neben dem machten Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen durch Geist und Schönheit bei der Männerwelt das ungeheuerste

Aufsehen, unter denen ich nur der letzten Erscheinung dieser Art, der Celeste Mogador, erwähnen will, die vor Kurzem fünf Bände Memoiren publicirte. Die neueste Zeit brachte andere Formen, die Frauen verließen Haus und Mann, sie emancipirten sich wie Louise Aston, Madame Lehmann, Miß Bloome; sie streiften in männlicher Tracht umher, sie vertauschten den Strickstrumpf mit der Cigarre und theilweise die Nadel mit der Feder, um mit den Männern öffentlich über die socialen Fragen der Zeit, über den Staat und dessen zweckmäßigste Form zu verhandeln, im Geheimen aber die Zahl ihrer Liebhaber möglichst zu vermehren.

Das Ende der oft sehr glänzenden, meist kurzen Laufbahn aller dieser Frauen ist das traurigste, wenn sich nicht, ehe es zu spät ist, ein Retter findet, der sie in das Haus, die einzig segenbringende und wahre Heimath des Weibes, zurückführt. Der größte Theil der, der freien Liebe huldigenden Frauen geht zu Grunde und endigt im besten Falle in einem Winkel der großen Städte in Schmutz und Elend, wo nicht in den Straf- und Besserungsanstalten.

Die Störungen, die durch die gefallenen Frauen in den Familien und in den Städten verursacht wurden, führten schon früh auf die Idee, die Rettung derselben aus den Banden des Lasters zu versuchen. Es gründete schon im Jahre 1302 ein reicher Kaufmann in Speier

eine Anstalt für Aufnahme, Unterhalt und Besserung gefallener Frauen. Ein Gleiches thaten der Bischof Johann von Straßburg im Jahre 1309 und Heinrich von Hohenberg in Colmar im Jahre 1303. Auch in Florenz richtete man im Jahre 1331 ein Haus zur Aufnahme von solchen Weibern auf, was auch Ludwig IX. in Frankreich ausführte.

In Deutschland waren derartige Klöster der Büßerinnen, Reuerinnen der heiligen Maria Magdalena sehr zahlreich. Sie folgten meist der Regel St. Augustins und trugen weiße Kleider, weßhalb man sie auch die Mitglieder der weißen Frauen nannte. In Schlesien waren Klöster derselben in Sprottau, Naumburg am Queis, in Neisse, Freiberg, Großenhain, Mühlhausen, Goslar, Hildesheim, Magdeburg, Erfurt, Lauban, Altenburg. Die Großenhainer Büßerinnen machten sich dadurch berühmt, daß sie am 6. Juni 1540 ihr Kloster in Brand steckten, weil es aufgehoben worden, wobei drei Theile der Stadt mit abbrannten. In Cöln stiftete Erzbischof Theodorich im Jahre 1446 ein Magdalenen-Priorat in der Absicht, daß nur solche Frauen aufgenommen werden sollten, die aus menschlicher Gebrechlichkeit ihre Unschuld verloren. Sie lebten von ihrer Hände Arbeit und vom Einsammeln milder Gaben. Im Jahre 1511 gründete Marx von Sternberghe ein Magdalenenkloster in Brüssel für dreizehn gefallene Frauen.

Nach der Reformation wurden viele dieser Stifter aufgehoben und in den protestantischen Landen, wie z. B. in Magdeburg, in Schulen, in den katholischen aber in Ursulinerklöster umgestaltet.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, am 10. August 1750, traten in London mehrere Menschenfreunde zusammen, um eine Rettungs- und Besserungsanstalt für gefallene Mädchen zu begründen. Das Magdalenenspital zu London nahm vom 10. August 1750 bis zum 6. Januar 1803 nicht weniger als 3496 Mädchen auf, von denen 2277 zu ihren Verwandten wieder zurückkehrten; 544 wurden aber schlechter Aufführung wegen entlassen. Das Magdalenenspital bestand im Jahre 1804 aus nur einem geräumigen Hof und umschließenden Gebäuden, in denen sich auch eine kleine Kapelle befand. Der Zudrang dazu war außerordentlich. Damals hatte man Raum für siebzig Mädchen. Nach der Aufnahme leben sie ganz getrennt von den Anderen, bis man sicher ist, daß sich ihre Gesinnung zum Besseren umgestimmt habe. Dann erst giebt man jeder derselben eine Gefährtin, mit der sie in einer Celle zusammenlebt. Sie beschäftigen sich mit der Anfertigung von künstlichen Blumen, Spitzen, Kinderpuppen, Weiberkleidern, Putz und dergleichen. Sie werden in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Die Vorsteher erkundigen sich nach ihren Verwandten und suchen, wenn die Aufgenommenen den ernsten Willen zur Besserung

zeigen, eine Versöhnung mit denselben zu vermitteln. Hat ein Mädchen drei Jahre tadellos in der Anstalt gelebt, so bemühen sich die Vorsteher, wenn sie ohne Verwandte und Freunde ist, eine anständige Versorgung für sie zu ermitteln, und entlassen sie dann mit einem Geschenk an baarem Gelde. Nach Ablauf eines Jahres wird der Entlassenen, wenn sie in ihrer Stellung sich zur Zufriedenheit betragen hat, abermals ein Geschenk verabreicht und ihrer in der Versammlung sämmtlicher Vorsteher lobend gedacht. Die Kapelle der Anstalt wird Sonntags sehr besucht, und es werden am Eingange milde Beiträge eingesammelt. Die Mädchen sitzen hinter grünen Vorhängen und sind durch ihren schönen Chorgesang berühmt.

Man will bemerkt haben, daß die meisten Verbrecherinnen ihre Laufbahn durch Zügellosigkeit im Verhalten gegen das männliche Geschlecht begründet haben. Diese Verbrecherinnen, meist wegen Diebstahls, Umhertreibens, Bettelns festgenommen, wurden, seitdem man überhaupt um den Beginn des vorigen Jahrhunderts sie einzusperren angefangen, durch das Beisammensein mit ihres Gleichen vollkommen verdorben. Da man auch bei den Männern ähnliche Erscheinungen wahrgenommen, so kam man darauf, die Gefangenen in einzelnen Gemächern abgesondert zu halten und sie zur Arbeit anzuhalten. In London errichtete man 1820 ein Reuehaus, penitentiary, in Milbank

für 400 männliche und eben so viele weibliche Gefangene. Die weiblichen standen unter Aufseherinnen, und es durfte selbst der Gouverneur des Ganzen nur in Gesellschaft einer der Aufseherinnen in eine der Cellen treten. Es ist den Gefangenen ermöglicht, sich Procente von der Arbeit, die sie für die Anstalt verrichten, zu verdienen, so daß den Meisten bei ihrer Entlassung eine Summe in die Hand gegeben wird.

In England finden wir seit dem Jahre 1816 eine Umgestaltung des weiblichen Gefängnisses durch den frommen Eifer der Frau Elisabeth Fry. Als sie im Jahre 1813 zum ersten Male das Gefängniß Newgate besuchte, fand sie hier an dreihundert Weiber von allen Stufen und Abschattungen des Verbrechens; sie waren in zwei Stuben und zwei Sälen zusammengedrängt. In diesen Räumen empfingen die Weiber Besuche, hatten eine große Menge Kinder bei sich, kochten, wuschen, aßen und schliefen auch darin. Ihre Schlafstätte war der bloße Fußboden, ihre Kleider bestanden oft nur aus unzureichenden Lumpen. Frau Fry sah sie Branntwein trinken, vernahm ihre Flüche. Der Gestank war furchtbar, das Ganze überaus schmuzig. Selbst der Gefängnißwärter scheute sich, unter diese Weiber zu treten, und er ersuchte Frau Fry, vor dem Eintritt ihre Uhr abzulegen. Ein anderer Augenzeuge berichtet, wie zwei hier eingesperrte Weiber einem eben gestorbenen Kinde die Kleider abzogen und sie einem leben-

den anlegten. Im Jahre 1816 widmete sich Frau Fry der Unterrichtung und Besserung dieser Weiber, und sie hatte bald die Freude, den besten Erfolg zu erzielen. Sie drängten sich zum Unterricht und zur Beschäftigung; die Weiber und Kinder erhielten Unterweisung in Religion, Lesen und Schreiben, sowie in der Anfertigung aller weiblichen Handarbeiten, die zu ihrem Besten verkauft wurden. Frau Fry erwarb sich bald mehrere Gefährtinnen, aus denen dann eine namhafte Anzahl weiblicher Frauenvereine zur Besserung weiblicher Gefangenen erwachsen ist. Auch in St. Petersburg, Berlin, Bern, Genf, Turin und anderen Orten entstanden gleiche Vereine[136]).

Es ist bemerkenswerth, daß im Verhältniß bei Weitem weniger Verbrechen von Frauen begangen werden als von Männern, wie unter anderen die Verzeichnisse der sächsischen Anstalten während des Jahres 1854 zeigen. Es fanden sich in der Landeserziehungs- und Besserungsanstalt Bräunsdorf im genannten Jahre 228 Knaben und 48 Mädchen, im Landesgefängniß Hubertusburg vom April bis 30. September 1854 89 Männer und 6 Weiber, wovon 42 Männer und 4 Weiber entlassen wurden, und vom 1. October 1854 bis 31. März 1855 78 Männer und 6 Weiber, wovon 39 Männer und 2 Weiber entlassen wurden.

Das Weiberarbeitshaus zu Hubertusburg hatte vom 1. April bis 30. September 1854 eine Gesammtzahl von

270 Personen, worunter 3 Kinder. Die Verbrechen bestanden in Diebstahl, Betrug, Veruntreuung, fahrlässiger Tödtung ihrer Kinder, Abtreiben der Leibesfrucht, Unzucht; entlassen wurden davon 90 mit 3 Kindern; 3 andere starben; am 31. März 1855 war der Bestand auf 299 Personen mit 4 Kindern angewachsen. Das Männerarbeitshaus von Zwickau bietet in den genannten Halbjahren ganz andere Zahlen, nämlich am 30. Juni 1854 1221 und am 31. December 1854 807.

Die Straf- und Correctionsanstalt im Schloß Waldheim hatte am 30. Juni 1854 685 männliche und 99 weibliche Sträflinge, letztere meist in Folge von Kindermord, Vergiftung, Diebstahl, Brandstiftung und Bigamie.

Man hat ferner bemerkt, daß Rückfälle in das bestrafte Verbrechen bei Weibern ungleich seltener sind als bei Männern. In Newgate war, bevor die edle Frau Elisabeth Fry ihre segensreiche Wirksamkeit entfaltet hatte, das Verhältniß rückfälliger Frauen zu Männern wie 3 zu 5, später aber wie 1 zu 12.

Und so scheint es denn in der That, wenn wir an diese statistischen Notizen uns halten, die mit denen anderer Länder entsprechend gefunden werden, daß das weibliche Geschlecht nicht allein das schöne, sondern auch das gute genannt zu werden vollen Anspruch habe.

Anmerkungen.

---

1) [S. 8] Anderweite Schilderungen in dem Gedicht Frauentreue in Hagen's Gesammtabentheuer I. 263, im Renner, herausgegeben v. Jäck. S. 155 und in der Clara Hätzlerin Liederbuch, herausgegeben v. Haltaus. S. 37 u. S. 55.

2) [S. 9] Ariosto schildert im Orlando Furioso ins Einzelne die Schönheiten der Alcina, VI. 68. VII. 10, der Angelica, VIII. 62. XI. 11, der Olimpia, X. 11. XI. 67, der Doralice, XIV. 52, der Origille, XV. 101, der Lidia, XXX. 15. XLIII. 93.

3) [S. 10] Aug. Niphi de Pulchro liber. Lugd. Bat. 1641. 12. E. Vaenii tractatus physiologicus de pulchritudine. Brux. 1662. 8. — H. Starck, libellus de pulchritudine. Viteb. 1611. 8. — J. Sam. Eerholtz anthropometria. S. de mutua membrorum corporis humani proportione et naevorum harmonia. Patav. 1654. 8. Frf. a. O. 1663. 8. — Petr. Lauremberg, Pasicomuse nova i. e. accurata et curiosa delineatio pulchritudinis. Lps. 1634. 8. Regiom. 1672. — H. Peklansky, de pulchritudine virginum disp. Lps. 1681. — J. G. Berger, orat. de naturali pulchritudine. Lps. 1719. † ff.

4) [S. 10] H. Bebelii Facetiarum lib. III. f. 89. Quae mulier omnibus naturae dotibus praedita sit?

Haec item mulier perfecte formosa erit, quae habuerit tria dura, tria mollia, tria brevia, tria longa, tria nigra, tria alba, tria rubra; dura sunt duo ubera et podex s. nates; mollia duae manus et venter, brevia nasus est et duo pedes,

longa digiti et dno latera; nigra sunt duo oculi et cunnus, rubra duae genae et os s. labia, alba crura et cervix.

5) [S. 11] Das Gedicht lautet:

Triginta haec habeat quae vult formosa vocari
foemina, sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria et totidem nigra et tria rubra puella:
tres habeat longas res, totidemque breves.
Tres crassas, totidem graciles, tria stricta, tot ampla
sint ibidem huic formae sint quoque parva tria.
Alba cutis, nivei dentes, albique capilli,
nigri oculi, cunnus, nigra supercilia.
Labra, genae atque nngues rubri, sit corpore longa,
et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes, pectora lata
et clunes distent ipsa supercilia.
Cunnus et os strictum stringunt ubi cingula stricta.
Sint coxae et culns vulvaque turgidula.
Subtiles digiti, crines et labra puellis.
Parvus sit nasus, parva mamilla, caput.
Cum nulli aut rarae sint haec formosa vocari
nnlla pnella potest, rara puella potest.

Nevizan's Sylva nuptialis ward oft gedruckt, zuerst in Paris 1521, dann in Lyon 1524, 1545, 1556, 1572, in Venedig 1570, 1573 u. 1578, und konnte daher um die angegebene Zeit schon in Norddeutschland unter den Studenten bekannt gewesen sein. Die spanische Bearbeitung bei Brantome, les vies des Dames galantes I. 300, dürfte wahrscheinlich das Original sein.

Die neueste Bearbeitung der Bebel'schen siebenmal drei findet man in den Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe vom Freiherrn Fr. W v. d. G. 1798. Th. I. S. 214.

S. Bayle's Wörterb. d. von Frau Prof. Gottsched II.

6) [S. 13] Jean Jacqu. Boissard ad Ragussnm Blavium de forma Fulviae Laetae.

Picturus Venerem, Ragusse, Cous
ut claram melius juvaret artem
naturae anxilio politi oris;
Graecis omnibus illud adnotavit
Quod perfectius esset in puellis:
hinc absolvit opus, quod ipse pictor
vitam ducere saepius putavit,
Florentinus idem est iter secutus;
quid picturus imaginem Minervae
quam pro Flaminiis videmus hortis,
omnem ex Italia legit leporem.
Flavum Antennoreae nurus capillum;
turritaeqne oculos dedere Senae;
dentes Parthenope, Ravenna collum;
et pectus Venetae, Bononia aurum,
qnod pulcris redimiculis refulget.
Ut Ferraria dat manus decorem,
sic Verona suum venusta cinctum
largitur. Probat arita Luca ventrem;
rumbos Pisa salax femurque plenum
Viterbum, teretes Savona suras;
candenti Ligures pedi nitorem,
incessum tribuit superba Roma.

Ex his omnibus absoluta Virgo,
impensis gravibus, longo.
Sed quid Pallas ait Venusque tantum
intentastis opus dedisset una
vobis Fulvia quod foret necesse.

Dazu „die Theile zum Ganzen einer schönen Frau, von wo man sie soll haben," in den Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe vom Freiherrn Fr. W. v. d. G. 1798. I. 212.

7) [S. 14] Man findet diese Schilderungen beisammen in

dem Cabinet satyrique ou recueil parfaict des vers picquans et gaillards de ce temps. Par. 1632. 8. S. 314 ff.

8) [S. 15] S. Curiositäten II. 202.

9) [S. 17] Ueber die Bäder der Alten und des Mittelalters s. C. G. VIII. 342. 416 u. IX. 554. Die Abbildungen der antiken Badgeräthschaften bei Willemin, Choix des costumes des peuples de l'antiquité. 76. 77. Giov. Marinelli, gli ornamenti delle donne, tratti di una scrittura d'una Reina Greca e divisi in quattro libri. Ven. 1562 u. 1610. 8. Deutsch: vier Bücher von rechter unverfälschter eußerlicher zier der Weyber d. v. Heinr. Martius. Augsb. 1576. 8. Auch von Mich. Nostradamus aus dem Franz. übersetzt, 1572 u. 1589. Jean Liebaut, trois livres de l'embellisiment et ornement du corps humain. Par. 1582. 8. Ein Auszug: Besondere Entdeckungen von der Schönheit der Frauenzimmer nebst Schönheitsmitteln, diese zu erhalten, von Wilh. Tissot. 1777. 8. Joh. Wecker übersetzte 1575 das Buch des Alleffio „Weiberzierung", Bas. 1575. 8. — Tob. Vogel, curioser Haut-Diener. Leipz. 1690. 8., das nochmals anonym unter dem Titel: Neu entdeckte Geheimnisse von der Schönheit der Damen, Leipz. o. J. 12., erschien. — Des galanten Frauenzimmers wohleingerichtetes Galanterie-Apotheklein, von Alex. Sincerus. Nürnb. (o. J.) 12. Geheimnisse von der Schönheit des Frauenzimmers. Leipz. 1747. 8.

10) [S. 18] Caylus, Recueil d'antiquités VI. 71. 72. Willemin, Choix des costumes des peuples de l'ant. I. 42. 43. Antichità d'Ercolano, bronzi VII. 17. Friedr. Jacobs, vermischte Schriften IV. 327. Böttiger, Sabina I. 184. 197. u. kleine Schriften III. 60. 74.

11) [S. 22] Den 14. Aug 1783 wurde in allen österreichischen öffentlichen Erziehungsanstalten, Waisenhäusern und Klöstern die Schnürbrust verboten und im folgenden Jahre auch auf derartige Anstalten in Ungarn dieses Verbot ausgedehnt. S. Krünitz, Encyclopädie. Th. 147. S. 581 u. ff., wo die Literatur zusammengestellt ist.

12) [S. 23] M$^{me.}$ de Genlis, dictionnaire d'étiquettes I. 99. Journal des Luxus und der Moden, Weimar 1812. S. 636. m. Abb. Tf. 26. Journal des Dames. Frf. 1810. Th. 1. S. 49. Leipz. Modenzeitung 1811. S. 48. Tf. 3. Jonrn. d. dames. 1810. Tf. 19. Corset de tissu de fil en X. Journ. des Dames. 1813. Tf. 38 u. Leipz. Modenzeitung 1822. Tf. 27. Morgenblatt. 1853. S. 1207. Payne's Familienjournal 1854. S. 666. Dazu M$^{me.}$ J. Vedeaux, traité de Corsets ou aperçu sur leurs efforts physiques, leurs inconveniences, leurs avantages, a l'usage des mères de famille etc. Par. 1838. 8.

13) [S. 24] Ums J. 1556 erschienen folgende Schriften, die jetzt zu den größten Seltenheiten gehören: La source du gros fessier des nourrices et la raison pourquoy elles sont si fendues entre les jambes avec la complainte de Mr. le Cul contre les inventenrs des vertugalles et une chanson pour la reponse et consolation des Dames. Rouen chez Gomont. o. J. 8. Complainte de Mr. le Cul contre les inventeurs des vertugalles par Guill. Nyverd o. O. u. J. 8. u. Reponse de la vertugalle au Cul en forme d'invective. Par. o. J. 8. Le debat et complainte des meuniers et meunières à l'encontre ces vertugales en forme de Dialogues. Par. 1556 8. Blason des basquines et vertugales. Lyon 1563. 8. Vgl. Brunet I. 745. Journal des Luxus und der Moden. Weim. 1789. S. 47. Im Recueil gen. des oeuvres et fantaisies de Tabartin Rouen. 1627. II. 72 wird die Frage: „d'ou vient que les femmes sont plus galeuses que les hommes," dahin beantwortet: „que de tout temps elles ont aymé a porter les v e r t u s - g a l l e s afin de faire paroistre leurs calendriers et extimes plns gros, car il faut que l'enclume soie plus large et plus grosse que le marteau, mais la v e r t u estant pour le jour d'huy mesprisée a pris son vol vers le Ciel et la g a l l e leur est demeuré." Dazu das dictionnaire de Trevoux. 1732 u. d. W. vertugade, wo es heißt, daß die Vertugaden nicht mehr in der Mode. Abbildungen von Damen in dieser Tracht in der designatio consuetnd. Argent. 1606. Nr. 24.

14) [S. 24] Lauremberg, die vier olde beroemde Schertzgedichte. 1700. S. 52.

Wen eine Courtisan sick laten hat belocken
edr was gar ungestalt von eren Landsmannspocken,
so ward er thogericht ein grot Vertugadin,
des Nahme damals plag Cachebastard to sin,
darunter ohn Verdacht ein Jungfern-Kind konnt schulen,
dat men nicht merken kont de opgelopne Bulen.
Dat was ein dicke Wulst, glyk einen Tunnenband,
de billig konde syn Frantzösche Kap genandt.

15) [S. 25] Der wolvertheidigte steiffe und weite Weiberrock, zu besserer Reformation aller derjenigen, welche dem hochlöblichen Frauenzimmer so sehr verübeln, daß es mit denen jetzt üblichen Fischbeinen-Röcken sich heutiges Tages so groß und breit machet. Verfertiget und aufs Neue vergrößert von dem Autore F. F. R. Frauenstadt 1715. 8. — Curieuse Gedancken über die also genannten Contusche und Reiffen-Röcke. Entworffen von einem So diesen Habit tragenden Personen nicht ungewogen. Freystadt 1714. 4. — Die dem lieben Frauenzimmer sehr angenehmen Contousche und Reiffenröcke. Gedruckt in der Lindenstadt o. J. 8. — Ein etwas saftiges Epigramm „auf Rosillen ihren gesteiften Rock" in Amaranthes Gedichten II. 382. Vgl. Pandora, Calender des Luxus und der Moden 1788. S. 2.

16) [S. 27] S. Leipz. Modenz. 1853. Tagesber. Nr. 31. 1854. Tagesb. Nr. 30. 1855. Beibl. Nr. 20. S. 40.

17) [S. 27] Magazin der neuesten englischen u. deutschen Moden 1793. 1. 56 u. 68. Journal des Luxus und der Moden. 1794. S. 89.

18) [S. 28] Böttiger's Sabina.

19) [S. 34] Zu Nutz und Frommen von Damen, die vielleicht durch diese sinnreiche Frisur auf einem Fastnachtballe ihren Nebenmenschen eine Freude zu machen beabsichtigen sollten, will ich die genaue Beschreibung derselben mittheilen: Le toupet et les faces jusqu'aux oreilles, étant bien pommadés, se relevent

sur un haut coussinet plus solide qu'on ne les fait ordinairement à cause du chapeau qui doit couronner cette coiffure. La place entremédiaire des deux faces à l'extérieur de la tête est remplie par le chignon retroussé négligemment et de façon, qu'il tombe sur le cou jusqu' à la garniture de la robe. Audessous des oreilles sont deux grosses boucles inclinées, dont la première ne depasse pas l'oreille, mais la seconde avance de deux ou trois pouces sur la gorge et doit être flottante. Le chapeau doit être de paille ou d'un leger carton couvert d'un taffetas et orné sur le bord en forme de galon, d'une garniture de gaze plissée et bouillonée de trois doigts de large. Le fond est formé par des fruits factices et legers et entremélés de quelques branches des verdure naturelle et de pampres de vigne. Le chapeau doit être un peu incliné du coté droit et attaché a l'occiput par un ruban dont les deux extrémités flottent sur le chignon. Manuel des Toilettes. 1778. S. 34.

20) [S. 37] S. Böttiger's Sabina I. 21. ff. f. Schmincke für die Jungfrauen und Weiber, die sich unterm Angesicht gerne schöne machen. Beschrieben von Portius Vincentz. M. Holzschn. o. O. u. J. 8. — Ueber die Schmincke. Frf. 1796. 8. — Dazu Vogel's Hautdiener S. 299. Krünitz, Encyclopädie 147. Bd. 41.

21) [S. 39] Von Buchanan steht in den Veneres Blyenburgicae S. 188 folgendes Epigramm:

Picta tibi est facies, mendax est lingua manusque,
aeneus anellus, vitrea gemma nitet.
Quis tibi vel verum credet Leonora loquenti,
quanto tui nunquam pars caret ulla dolo?

Gegen die Damenschminke schrieben noch Regnier, Gombauld und ihre Zeitgenossen, denn die deutschen Dichter Hoffmannswaldau, Logau, Gelander, Rachel, v. Loen.

22) [S. 40] Dialogue du Fard et des mouches, in den Entretiens galans d'Aristippe et d'Axiana. Par. 1664. S. 70 ff. In dem Deutsch-Französischen Modengeist, Geyersberg 1689, finden wir S. 14 folgende Stelle: Sonst ist auch bekannt, daß

die Franzosen ein verh... u. hitzig Volck seyn; dahero sie auch in deren Gesichtern Venus-Blümgen zu bekommen pflegen, und damit sie solche bedecken mögen, haben sie die Schattier-Fleckigen ersonnen. Dieses haben auch unsere deutschen Jungfern nachgeäffet und zum öfftern auf die Schattier-Pflästrigen Fliegen, Käfer, Hähne, Esel, Bäre, Schafe, Rinder und Schweine geschnitten, daß also die Franzosen nichts so närrisch haben ausspintisiren und ersinnen können, welches die deutschen nicht viel närrischer hätten nachmachen können. — J. M. Schumann, Häßlichkeit der Schön-Flecken. Hamb 1708. 8. Das Recept in Sinceri Frauenzimmer Galanterie-Apothekelein, S. 100, und Trommsdorff's Kalliopistria (1805) S. 210. — Krünitz, Encyclopädie. Th. 147. S. 63 — Reinhard, satyr. Abhandlungen von den Krankheiten der Frauenspersonen. 1756. Th. 1. S. 64. — Der lustige Weiberprocurator. S. 176. — Journ. des Luxus u. der Moden. 1803. S. 472.

23) [S. 40] Philander's von der Linde galante Gedichte. 1723. S. 93 ff. — Celander's Gedichte. 1716. S. 347 u. 371. — Corvinus, reiffere Früchte der Poesie. 1720. S. 126. — Anna H. Volckmann, Gedichte. 1736. S. 358. — Weichmann's Poesie der Niedersachsen. 1732. II. 260. — W. A. Paulli, Vers. in versch. Arten der Dichtkunst. 1750. S. 259. — Recueil de divers Rondeaux. Par. 1650. II. 323 u. l'art de décoppiler la rate. Gallip. 1756. 8. S. 17.

Catalogue des mouches:

La passionnée au coin de l'oeil,
la majestueuse au milieu du front,
l'enjouée sur le pli que fait la joue en riant,
la galante au milieu de la joue,
la baiseuse au coin de la bouche,
l'effrontée sur le nez,
la coquette sur les lèvres,
la reveleuse sur un bouton.

24) [S. 43] C. Böttiger's Sabina II. 131. In einem deutschen bei Meißen entdeckten Grabe fand man zwei dünne

fast ovale Platten von Thonschiefer von 1 Zoll Breite und 2 Zoll Länge, an dem einen Ende durchbohrt, mit andern Sachen. Sie dienten jedenfalls als Ohrzierde in derselben Weise, wie die Neuseeländer Nephritplatten und die Bewohner der Südseeinseln Seemuschelschaalen in die Ohren hängen. Ueber die Ohrringe am Ende des vorigen Jahrhunderts s. das Weimar. Journ. des Luxus und der Moden. 1786. S. 61. 1792. S. 222 u. 373. 1794. S. 71. 1796. S. 307. 1797. S. 472. — Leipziger Modenz. 1814. Nr. 80.

25) [S. 43] Man s. die zahlreichen Abbildungen der großen Description de l'Egypte u. Rosellini, monumenti civili. Sehr schöne, vollständig erhaltene Halsschmucke enthalten die ägyptischen Museen in London, Paris, Leyden u. Berlin, s. Leeman's monuments du Musée égypt. de Leide. S. 67 ff. Passalacqua, Coll. egypt. de Nr. 576 ff. Wilkinson, ancient Egypt. III. 375 ff. In allen ägyptischen Sammlungen kommen die bunten kleinen Glasperlen, Glaskörner und Cylinder in so massenhafter Anhäufung vor, daß wir Glas und emaillirte terra cotta als den wesentlichen Bestandtheil des altägyptischen Frauenschmuckes bezeichnen dürfen.

26) [S. 44] S. namentlich Museo Borbonico u. Villemin, Choix des costumes I. 29. 30. 32. 35. — Museum Etrusc. Gregorii XVI. I. 77 ff. — Arneth, Monumente des K. K. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien. G. XI. Böttiger, Sabina II. 131. vgl. Journ des Luxus u. der Moden Weim. 1796. S. 537.

27) [S. 49] Cyprianae habent gulam tam magnam quod ostendunt mamillas et videtur quod dictae mamillae exire de sinu earum. Joan. de Mussis Chron. Placent. bei Muratori, Script. rer. Ital. XVI. 579. In Jodoc Aman's Gynaeceum v. J. 1582 ist eine Venetianerin in großem Staate mit ganz offenem Busen und einem Blumenstrauß zwischen den Brüsten abgebildet. Dazu paßt ein niedliches Gedicht des Johann Bonnefons. (basium XI. S. 17.)

28) [S. 50] Im Cabinet Satyrique, Par. 1632. 8. S. 703 zwei beißende Gedichte und S. 65 Stances sur la défense des

gorges descouvertes des Dames. Le parnasse satyrique du Sieur Theophil. (1623.) S. 332. Von den zahlreichen Spottgedichten will ich nur ein Epigramm von Logau, Sinngedichte, 1654. III. 166, mittheilen:

Zuckeräpfel sind zum Schälen in gefärbtes Wachs bekleidet,
Evenäpfel sind zum Locken oft mit Bleiweiß überkreidet.

Die Mode rief eine Anzahl moralischer und medicinischer Gegner wach: „Daß die bloße Brüste seyn ein groß Gerüste Viel böser Lüste, wird dem züchtigen Frauenzimmer zu ehren und den unverschämten Weibsstücken zur Schande erwiesen. Anno 1686. 4. Dass. 1687. 8. — Die mit lebendigen Farben abgemahlte und mit der verführerischen bloßen Brust vergesellschaffete eitle Fontange des heutigen Frauenzimmers, sammt angehengter kurtzer Vorstellung derselben Neuer Hoffart durch Waremündum von Frauenstadt. Gedr. zu Hoffarbin 1699. 4. — Anmuthiges Gespräch über die curieusen und seltsamen Schrifften, so von Aufführung sowohl des weiblichen Geschlechts und deren wieder in Gewohnheit kommender Brust-Entblösung als auch dem censirten Mägdewandel, voriges 1719 Jahres durch den Druck bekandt gemacht worden. Wahrhafftig in Schertz und Ernst erwogen und beurtheillt von Einer erbaren und lustigen Gesellschafft in Sachsen. Frf. u. Leipz. Anno 1720. 8. — Unpartheiische Gedanken über die entblößten Brüste des Frauenzimmers. Frf. 1752. 8. — Von den Widerwärtigkeiten, welche die Schönen darum erdulden müssen, weil sie ihre Brust entblößt und offen zu tragen pflegen, in Reinhard's satyr. Abhandl. von den Krankheiten der Frauenz. II. 11.

29) [S. 51] Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode. 6. Bd. Leipz. 1794. S. 145. — Journal des Luxus und der Moden. Weim. 1786. S. 24. Düss. 1792. S. 632. Tf. 19 u. 34. Dass. 1800. S. 105. Tf. 5.

30) [S. 51] Contro la moda biasimevole del seno svestito delle donne, lettere ascetico-morale-teologiche di un Teologo ed Academico Etrusco-Dalmato. Ragusa 1791. 8. „Ueber

die entblößeten Busen in St. Petersburg" Zeitung f. d. elegante Welt. 1802. S. 23 u. 1044. Tf. 11. 22. 28. 34. Journal des Dames. 1806. Tf. 13. In England greift unter der vornehmen Damenwelt die Mode auffallend um sich, die Brust fast ganz entblößt zu tragen, ähnlich wie zur Zeit der lustigen Hofhaltung Karls II. Leipz. Modenz. 1855. Nr. 18. S. 144.

31) [S. 52] Eine Hauptstelle findet sich in Lauremberg's anderm Scherzgedicht von Alamodische Kleder-Dracht, v. J. 1650. S. 26.:

> Junge Damen, denen es an „Tittenwarck" fehlte,
> plechten sick na de Börse verfögen
> und in den Krambuden kopen en Paar Patten
> van den runden und nicht van den platten,
> die so hübsch wären angestrecken,
> dat en nichts als dat Leven mocht gebrecken,
> damit se den Bossem so konden utstafferen,
> als wennt Kerren Amme ere beede Flaschen weren.
> Nicht lange konde wahren disse Bedroch
> eine von den Junkern moet sik schämen noch,
> ere Papir-Titten seten nicht rechte fast,
> als se sik einmal bögede mit der Hast
> und wolde upnehmen eren Hosenband,
> de sik hadde von erem Knee affgewandt,
> do se sik also krum und erwerts kerde,
> klack, da fielen ere beeden Titten up de Erde.
> Als zwe grote Sempschöttel se dar legen,
> alle Lüte lachden de id segen.
> Hyrran quam herna de böse Argwahn,
> wen man eine Junker sach up de Straten gahn,
> dachte man, ja sede wol unverweert,
> de hofft ryff Mark an Titten spendeert.

Im Jahre 1798 trugen die englischen Damen, welche die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, ganze Busen aus Wachs, die eine gewaltige Fluth von Satyre ins Leben riefen. Man

sprach, daß es möglich sei, Eindrücke auf das Herz einer Dame zu machen, warnte sie vor glühenden Blicken u. s. w. S. die wächsernen Busen im Journ. d. L. u. d. Mode. Weim. 1798. S. 204 ff.

F. K. von Strombeck (Darstellungen aus meinem Leben VII. 386) sah im Jahre 1805 unter dem schönsten geschliffenen Spiegelglase eines Pariser Putzmacherladens im Palaisroyal Busen-, Schulter- und Rückenstücke; die künstlichen Körpertheile waren von einem feinen lieblich röthlichen Leder, und sogar war nicht vergessen, auf tizianische Weise durch kleine Adern Lebenswärme zu ertheilen. Ein solcher Busen, von der Art, die durch Ressorts das künstliche Athmen nachahmen, kostete sieben Napoleonsd'or. — Diese Art von Plastik kommt, wenn auch weniger kunstreich, im Volke vor, wie denn z. B. in der Schweiz ein eigenes Wort dafür vorhanden, Puff. S. Stalder's schweizer. Idiotikon I. 239.

32) [S. 53] Abbildungen antiker Fibeln im Museum Etruscum Gregorii XVI. und im Museo Borbonico, an vielen Stellen, Beger, Thesaurus Brandenburg III. 429. Caylus, recueil d'antiquités. Fiedler, Alterthümer am Niederrhein und der Deutschen, in m. Handbuch der Germanischen Alterthumskunde S. 72 ff.

33) [S. 53] Fibeln dieser Art hat man im Salzburgischen, in Nordendorf, bei Augsburg, im Würtembergischen, besonders aber zu Belair bei Lausanne gefunden, s. Fr. Troyon, description des tombeaux de Bellair près Chesaux sur Lausanne. 1841. 4., m. Abb. Die Beschreibung einer prachtvollen Fibula findet sich im Ruodlieb III. 341.

Et superadditur his reginae fibula grandis
in limo fusa, non malleolis fabricata,
fabrili nullo compactave machinamento,
per totum solida, non omninoque dolosa,
in medio cujus aquilae stat imago volantis,
ejus et in rostro pila stat crystallina summo,
in qua motari visuntur tres volucelli
essent ceu vivi gestire volareque promti;

aureus hanc aquilam per gyrum circulus ambit,
quae tam lata fuit tibi pectus quod bene texit. u. s. w.

34) [S. 54] S. Cultur-Gesch. IX. 115., dann die Leipziger Kleiderordnungen vom Jahre 1550 u. 1623. In letzterer werden goldene Panzer- und Gliederketten als Gürtel erwähnt. Ueber die Gürteltracht in den Reichsstädten Augsburg, Regensburg und Ulm s. Krünitz, Encyclopädie XX. 319. Ueber Gürtel, Gürtelschnallen u. dgl. s. Journ. des Luxus u. der Moden 1797. S. 530. — Magazin der Moden 1793. 1. 28. 116. 1794. Tf. 7. 15. Journ. für Fabrik, Manufactur und Handlung 1792. S. 373. Leipz. Modenzeitung 1811. S. 543. Journal des dames 1822. Th. II. 32 u. s. w.

35) [S. 55] M. s. Böttiger, kleine Schriften, III. 140. 411 u. Sabina II. 133. 157. Grimm u. Schmeller, altd. Gedichte. Ruodlieb III. 282, wo die für die Braut bestimmten Ringe non grandes, graciles, quos ferre decet mulieres. — Hüllmann, Städtewesen IV. 138. Magazin der Moden 1793. I. 426. Journal für Manufactur, Handlung und Mode 1794. VII. 71. Journal des Luxus und der Moden. Weim. 1808. S. 762. Journal des Dames 1823. I. 453.

36) [S. 58] Die Armringe der Griechen und Römer Bartholinus, de armillis. Hafn. 1647. 12. m. Handbuch der Germ. Alterthumskunde S. 72 Afbildunger stra det Kongelige Museum for Nordiske Oldsayer. Kjöbenharn af J. J. Worsaae. 1854. S. 89 ff. Journ. d. Luxus u. d. Mode. Weim. 1786. S. 139. 191. 1790. S. 63. — Magazin der Moden 1793. 1. 224. 1794. Tf. 7. — Journ. f. Fabr., Manuf. u. Handl. 1793. 1. 113. 1797. XII. 230. 395. Leipz. Modenz. 1813. S. 407. 1817. Tf. 17. 1819. S. 160. Tf. 10. — Journal des dames 1822. II. 149.: Quoi, ma bonne amie, vous allez mettre trois bracelets au bras gauche et deux au bras droit. Certainement toutes les femmes distinguées viennent d'adopter cet usage, mais quelle en est l'utilité? ne parlons pas de cela. Par quel motif? à la bonne heure. Le premier bracelet est celui de luxe, il est orné de

pierreries, le second bracelet celui du goût, voyez la delicatesse du travail, le troisième celui du sentiment, aussi est il en cheveux et du cote du coeur. — Dazu Leipz. Modenz. 1853. Tagesber. Nr. 41.

36a.) [S. 61, Z. 1 v. u.] S. Krünitz, Encyclopädie XIII. 31. Geschichte der Fächer in den Leipz. gelehrten Zeitungen 1761. S. 73. Neues Hamburger Magazin „von der Schädlichkeit des Zuwehens der Luft auf erhitzte Theile". 1774. S. 328. — Journ. des Luxus und der Moden. 1786. S. 93. 180. 1794. S. 501. 1795. S. 129. 1797. S. 464. Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode 1795. IX. 386. — Journ. des Luxus und der Mode. Weimar 1805. S. 344. 1806. S. 254. 530. Die Fächerübung (der Degen der Damen), Leipz. Modenz. 1812. S. 797. Die Wichtigkeit des Fächers. Das. 1814. S. 698. Fächer mit Kaleidoskop. Das. 1819. S. 78 u. 782. — Journ. des Dames 1806. Tf. 5. — Der Dichter Mercy sang 1802 (Zeitung f. d. eleg. Welt. S. 56):

Man sah den Fächer sonst bei Müttern noch
als Wächterinnen ihrer Töchter; doch
die Mode macht die Mühe viel geringer,
sie sehen ohne Fächer durch die Finger.

Madame von Genlis schrieb 1818 (dictionnaire d'étiquettes I. 205.): dans le temps ou l'on rougissoit souvent ou l'on vouloit dissimuler son embarras et sa timitidé, on portoit des grands éventails; c'étoit à la fois une contenance et un voile; en agitant son éventail on se cachoit. Aujourd'hui l'on rougit peu; ou ne s'intimide point, on na nulle envie de se cacher et l'on ne porte que des éventails imperceptibles. L'histoire des modes n'est pas si frivole qu'on le croit, elle est en partie celle des moeurs.

37) [S. 62] G. G. G. IX. 115 Hefner, Trachtenbuch III. 103. Litta, famiglie celebr. d'Italia. Heft 3. Weigel's Trachtenbuch Nr. 131.

38) [S. 63] Das Recept aus Alexii Weiberzierung. S. 84.

„Alaun, Malvasir, Borris, Gummi Tragant und arabicum wird mit Quecksilbersublimat und Bleiweiß, Eierklar, Terpentin, Essig und Imber gekocht, auch Myrten, Campher, fünfzig Schnecken, eine gerupfte feiste Henne, Pommeranzen, Citronen und Zuckercandel zugemischt. In dieses Wasser werden die Tücher sieben Mal getaucht und getrocknet. „Und so du solchen zum siebenden mal gethan hast, seind sie recht zubereitet, köstlich und fürtrefflich für Königin u. a. köstliche Weiber." Diese Schnupftücher der Venus, Mouchoirs de Venus, blieben lange beliebt; nur nahm man später nicht mehr so gefährliche Ingredienzen dazu. S. Bergius, Neues Magazin III. 171. Prager Gewerbezeitung 1787. S. 5. Journal der Moden. 1786. S. 422. Hannöv. Magazin 1781. S. 1394. Krünitz, Encyclopädie Th. 147. S. 558. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wurden diese Tücher durch die wohlriechenden Wässer außer Gebrauch gesetzt. Die Dresdener Kleiderordnung vom Jahre 1595 untersagt den geringen Ständen bei Gelegenheit von Hochzeiten, Schnupftücher an die Brautleute zu schenken.

39) [S. 63] In dem jungferlichen Zeitvertreiber der Susanna Elisabeth Zeidlerin (1686. S. 70) findet sich folgender in ein Schnupftuch genähter Vers:

Es ist kein Reichthum mit der Tugend zu vergleichen;
wenn jener fleucht davon, wird diese doch nicht weichen.
Die Kunst und Tugend ist bei Jedermann beliebt;
glückselig ist der Mensch, der sich dazu begiebt.

Mercy singt (in der Zeitung f. d. eleg. Welt. 1802. S. 56):

Schlau wählt ihr weiße Tücher statt der Fahne
für euer hochgefärbtes Amazonenblut;
ihr wißt, wie gerne mit dem Liebesbecher
bei Mars die Venus dort auf weißer Fahne ruht.

M. f. Magazin der Mode 1793. 1. 8. Journal de dames 1806 ff. Leipz. Modenz. seit 1811.

40) [S. 64] v. Hefner, Trachtenbuch III. 3. Magazin der Mode 1794. Th. 26. Journ. d. Luxus und der Mode. Wien

1800. S. 438. Journ. f. Fabrik, Manuf., Handel u. Mode. 1801. Bd. 21. S. 145. Die Reticules Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1801. 5. 1804. 154. 1805. 818. Reticule à l'impériale das. 1806. Th. 2. Als Füllhorn Journ. f. Fabrik, Manuf. u. f. w. 1809. Bd. 1. S. 557 „woher rührt der Name der Ridicules". Leipz. Modenz. 1806. S. 283 u. 366. Blasebalgform. Leipz. Modenz. 1815. S. 624. Sac Carnier 1823. Journ. des Dames Th. 17. Im Jahre 1818 äußerte sich Frau von Genlis (dictionn. d'étiquettes II. 65) also über den Gebrauch der Taschen: La suppression des poches de femmes a causé une espèce de bouleversement dans les ménages. Les femmes sont moins soigneuses, elles laissent trainer leurs lettres, elles perdent leurs clefs, ce qui fait toujours perdre du temps. On ne peut être à la fois une Venus de Médicis et une parfaite ménagère. Les femmes devroient du moins porter des poches, quand elles restent chez elles; mais il est vrai qu'elles y restent si peu.

41) [S. 65] S. Trommsdorff's Kalopistria S. 138 ff. Die Mailändischen, französischen, portugiesischen Säckchen, das. S. 260. Das Rosenöl, Journ. d. Luxus u. d. Moden. Weimar. 1805. S. 485. 1809. S. 173. Leipz. Modenz. 1811. S. 655. 1812. S. 579. Trommsdorff, Kalopistria S. 110. — La manière de faire toutes sortes de parfums. Par. 1632. Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1794. S. 201. 309.

42) [S. 66] Ueber die Tracht der alten vorchristlichen südeuropäischen Völker f. Böttiger's Sabina II. 89 ff., m. Cultur-Geschichte VIII., Willemin, choix de costumes.

43) [S. 70] Habitus praecipuorum populorum tam virorum quam feminarum singulari arte depicti. Trachtenbuch. Nürnb. Hans Weigel 1577 ff. — Gynaeceum s. Theatrum mulierum in quo praecipuarum omnium per Europam in primis nationum, gentium, populorumque cuiuscunque dignitatis, ordinis, status, conditionis, professionis, aetatis foemineos habitus videre est. Artificiocissimis nunc primum figuris neque usquam antehac pari elegantia editis, expressis a *Jodoco Amano*,

additis ad singulas figuras singulis ortostichis Francisci Modii Brug. Frankf. (Feierabend) 1586. 120 Bl.

44) [S. 74] Tracht. Rachel, zehn satyr. Gedichte. Jungfernanatomie S. 111.

Der Leib ist schön geziert, das Brüstchen ist geschnitten
nach ihres Leibes Läng. Ganz forne in der Mitten,
da müssen liegen bloß der schönen Aepfel Paar,
sie gleichen oftermals dem schwarz und gelben Haar.
Klar muß es seyn gestärkt, damit man siehet blicken,
wie doch zwei Dinge sich so artlich können schicken;
die Aermel müssen weit als aufgeblasen stehn,
und forne Kransen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen,
daß, wenn man anwill sehn, man krieget einen Graus
und läßt, als wenn die Hand zun Wolken guckte raus.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungferkörper liegen,
daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
es wird dazu geschnürt nach beßter Tabeltur
das Müder und der Latz mit einer Silberschnur.
Recht wo der Mittelpunct der zweien Citeronen,
da muß ein Röschen zart von Gold und Silber wohnen;
das funkelt, schimmert, blinkt nicht anders als ein Stern,
so von dem blauen Schloß mit Strahlen schießt von fern.
Wenn man da wissen will, wie viel es hat geschlagen,
so schaut man nach der Uhr, darf auch sich nicht befragen.
Der Zeiger weist die Zahl: gleich also kömmt mir für
die Rose, so da trägt das stoltze Jungferthier.
Der Wunderstein Magnet, der pflegt sich zu bemühen,
die schwersten Dinge auch mit Fleiß an sich zu ziehen:
gleich also macht es auch die Rose, so da stoltz
zieht Finger zu sich zu gleich eben dem Magnet.
Dort, wo der spitze Latz, da grünt der Sommergarten,
da hat man immerfort Riechbusche zu gewarten,

das Frauenziefer all steckt Sträußchen forne für,
als wenn an selbem Ort sie schenken stetig Bier.
Der Pelz muß nach der Läng seyn zierlich zugeschnitten,
unzählig Falten drauf, auch fornen in der Mitten,
da muß es seyn bespitzt, geschlitzet und geritzt,
die Falten müssen seyn versassen und versitzt.
Nicht anders, als man sieht die gleichen Orgelpfeiffen
in ihrer Reihe stehn, da sieht man große Schweiffen.
Verbortet muß er seyn, der Pelz muß seyn geschmückt
so zierlich und subtil, wie man das War wohl drückt.
Es kömmt jetzt Alles hoch, jetzt ist es an den Tagen,
daß unser Jungfer-Volk will nicht mehr Schürtzen tragen.
Viel stutzen so daher, ja dürffen lieber sehn,
daß sie gleich Even dort mit Blättern möchten gehn.
Hingegen sind ihr viel, die haben so viel Schertzen,
so viel der Stunden sind in dieses Jahres Mertzen;
die hängen sie daher, sie breiten sie schon auf,
daß man bisweilen wünscht Mahlzeit zu halten drauf.
Das junge Männervolck trägt Degen an der Seiten,
also das Jungfervolk denkt immer auch zu streiten;
statt Degens hängen sie von Silber zubereit
das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat für wahr das Bund der Schlüssel hangen
nicht anders, als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe sein,
blau, grün, gelb oder sonst was giebet hellen Schein.
Die Schuh, die müssen seyn mit großen Hörnerspitzen,
drauff müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen.
Vom Hembde schweig' ich still, wie das muß seyn geneht,
zerstochen und zerthan, zerwicket und zerdreht.
Ja hätt' ich hundert Jahr und einen solchen Rachen,
mit hundert Zungenspiel könnt ich die Jungfernsachen
aussprechen dennoch nicht. Sie lauffen so verkappt,
daß man an solcher Tracht das Zehnde kaum erschnappt.

45) [S. 76] Zur Trachtenkunde des 17. Jahrhunderts sind von Bedeutung: Evidens, delineatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens magistratus et academiae Argentinensis. Arg. Joa. Carolus 1606. 8. — Straßburgisch Trachtenbüchlein. Petrus Dieterlin delineavit. Martinus Kailler sculpsit. La mode Strassbourg. Zu finden bei Fr. Wilh. Schmid. 8. — Nürnbergische Kleider-Trachten der Manns- und Weibspersonen. Nürnb. b. A. Börner. 1689. 1690. 1700 f. — Eine Sammlung von 235 Blättern. Paris bei Trouvain ohne bes. Titel von 1688 und eine andere von 248 Blättern. Paris bei Bonnart et Valeran u. 1690 erschienen. Fol. — Ch. Weigel's Weltgalerie. Nürnb. 1703 f. Dazu Habiti antichi overo Raccolta di figure delineate dal gran Titiano e da Cesare Vecellio suo fratello diligentamente intagliate conforme alle nationi del mondo. Ven. 1590 u. 1664. 8.

46) [S. 79] Man vergl. Journ. d. Luxus u. d. Mode. Wien 1795. S. 99 u. 145, und die zahlreichen Abbildungen in den folgenden Jahrgängen bis 1804. — Magazin der neuesten Moden. 1793. 1. 68. 1794. S. 268. 347. 395 mit Abb. „Die Frauen haben jetzt keine Taille mehr." Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1798. S. 392. 1800. S. 369: „Eine Dame, die sich auf Promenaden und Bällen durch die Durchsichtigkeit ihrer Tracht auszeichnete, erhielt ein niedliches Kästchen aus Akajouholz zugesandt, als sie eben einen glänzenden Cirkel um sich versammelt hatte. Die Aufschrift lautete: Kleidung für Madame rc. rc. Neugierig ward das Kästchen eröffnet, und als einziger Inhalt zeigte sich ein Weinblatt", u. S. 605: „keine Carricatur", Th. 33. Halbnackt im eigentlichsten Sinne des Wortes erscheint die Pariserin blos in fleischfarbenen seidenen Tricotpantalons mit lilafarbenen Zwickeln und Kniebändern und darüber mit einer wahren Chemise, d. h. einem ächten Hemde, das blos durch ein Paar schmale, frisirte Bänder auf den nackten Schultern hängt und die ganze Oberhälfte des Körpers vollkommen entblößt zeigt, mit einem weißen Fichuturban. „Ueber die gegen-

wärtige Bekleidung oder Nichtbekleidung der Frauen" Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1798. S. 457. 1799. S. 474 ff. Englische Stimmen gegen die Kleiderlosigkeit, Schutzrede für die jetzige leichte Kleidung der Damen. Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1802. S. 23. Fr. Peucer, über das Griechische in der heutigen Frauenzimmertracht. Zeitung f. d. eleg. Welt. 1801. S. 8. D. W. Harcke, die Mousselinkrankheit. Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1807. S. 164 ff.

47) [S. 82] Journal d. Luxus u. d. Mode. Wien 1786. S. 53 u 437. Magazin d. Mode. 1793. I. Th. 35. 41. 47. 1794. S. 84. Journ. f. Fabrik u. f. w. VIII. 151. Leipz. Modenz. 1813. S 109. Die Müffe das. 1816. N. 23. 1817. S. 22. Th. 9. 1819. S. 102. Th. 4. 7. Krünitz, Encycl. XII. 385.

48) [S. 83] Brantome hat in seinen vies de dames galantes 1. 362—387 eine besondere, sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung: sur la beauté de la belle jambe et la vertu qu'elle a, die für die Geschichte des weiblichen Costums viel Belehrendes darbietet. Er räth darin den Damen ab, in männlicher Tracht aufzutreten, weil in derselben ihre Beine und Füße sich nicht vortheilhaft darstellen, obschon er nichts dawider hat, wenn die schönen Damen im antiken Costum und als Nymphen sich zeigen, wie es am Hofe Heinrichs II. bei Maskeraden öfter vorkam. Die Herren ergötzten sich, a regarder les belles jambes, greves et beaux petits pieds de ces dames, die sie so selten sahen, während ihnen täglich der Anblick ihrer schönen Gesichter gestattet war.

49) [S. 84] S. Pingre, Receuil de Costumes Suisses. Par. 1824. 4. 28. 31. 39. 40. Morgenblatt 1854. S. 138. Höfer, „wie das Volk spricht". Stuttg. 1855. 8. S. 161. Reinhard, satyr. Abh. von den Krankheiten der Frauenz.", II. 149. Krünitz, Encycl. 176. S. 133. Journ. d. Luxus u d. Moden. 1790. S. 517. 1796. 45. Die Strümpfe der Madame Bonaparte, das. 1800. S. 102. 1803. S. 391. 543. 1809. S. 530. 1810.

S. 333. 1811. S. 614. Journ. f. Fabrik, Manuf. u. s. w. 1797. XIII. 479. Journ. des dames. 1808 ff.

50) [S. 85] Im Dictionnaire de Trevoux lesen wir: Caleçon, c'est un vètement qui couvre les cuisses qu'on attache à la ceinture et qu'on met sur la chair nue, enfermant néanmoins dedans le bas de la chemise. Il est ordinairement de toile, mais on en fait aussi de chamois, de taffetas etc. Il se faut garder de femmes qui portent le caleçon, c'est a dire, qui dominent leur mari. — Brantome, les vies de dames galantes. I. 256. I. 363. II. 323. Regnier, satyres et autres oeuvres folâtres. Rouen 1621. 8. p. 181. „la metamorphose d'une Robbe et Juppe de satin blanc. — Krünitz, Encyklop. Th. 25. S. 304.

51) [S. 86] S. Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1796. S. 581. 1797. S. 95. 1800. S. 450. Zeitung f. d. eleg. Welt. 1802. S. 23 u. 739. Journal des dames. 1809. III. 73. IV. 24. Leipz. Modenz. 1813. S. 632. 1817. S. 104. 1818. S. 62. 638. Journ. des dames. 1817. S. 527. 1822. III. 32. — In Oberbaiern, namentlich in den Alpen, tragen die Frauen in der Arbeit förmliche Pantalons, s. Schmeller's Bair. Wörterbuch II. 118. 250.

52) [S. 90] Pomp. Litta, famiglie celebr. Ital. fam. Bentivoglio, Th. 31. — Weigel's Trachtenbuch u. Jod. Aman's Gynaeccum — Trouvain, portraits des dames. l. 12. 53 ff. Magazin der Moden. 1793. 1. S. 8. Th. 25. 1794. S. 300. Th. 4. 30. Journ. d. Luxus u. d. Moden. Weimar 1786. S. 47. 1795. S. 552. 1799. S. 308. Journal für Fabrik, Handel u. Mode. 1796. X. u. 79. 395.

53) [S. 91] S. London u. Paris VII. 246. Leipz. Modenz. 1814. S. 806.

54) [S. 92] Es ist bekannt, als vor etlichen Jahren der Türke vor der Kais. Residenz-Stadt Wien abgeschlagen, wurden die Leute so thöricht, daß sie sich in Türkische Pelze kleideten — ist es nunmehro auch so weit gekommen, daß sich Pri-

valleute, und auch wohl Jungfern, mit Ehren zu melden, darin verkleiden. Durffen auch wohl so verwegen seyn und mit einem so abscheulichen und in Gottes Augen verhaßten Pelz und Kleider zur Kirche und vor Gottes Angesicht treten. Ja, was noch mehr ist, man hat nicht lange observiert, das etliche Jungfern, weil sie sich nicht unter der öffentlichen Gemeine befinden, sondern ihre Capellen an denen Kirchen haben, sich so viel unterstanden, daß sie zu solchen Pelzen auch Türkische Säbel angehänget, und zwar solche Leute, welche es andern verbieten und über Kleiderordnung zu halten. — fehlet demnach nichts mehr als daß man solchen Jungfern ein gut Flindigen in die Hand und einen guten Hengst unter den Poder geben und sie damit aus den Venus- im Türken und Franzosenkrieg verschiebe. Der Teutsch-Franz. Modengeist 1689. S. 15: „Und mein, was haben doch die Männer vor Kleidung, welche die Weiber nicht alle nachäffen, die Röcke, Wämser, Mützen, Hosen, Muff, Handschuhe, Leibröcke, Schlafpelze u. dergl. Denn die Weiber immer der Männer Mode haben wollen, und sobald das Mannes Volk runde Aufschläge hat, sobald muß sie das Frauenzimmer auch tragen."

55) [S. 93] Die älteste sächsische Kleiderordnung ist vom Jahre 1482 und bildet einen Theil der von Ernst und Albrecht erlassenen Landesordnung. Die Städte halfen nach; wir haben Kleiderordnungen für Leipzig aus den Jahren 1550, 1595, 1628, 1634, 1640, 1649, 1698. Dabei ist merkwürdig, daß dieselben ausschließlich gegen das schöne Geschlecht gerichtet sind. Den Männern wurden nur Raufereien, Völlereien u. dergl. verboten. So ist es auch in den Ordnungen von Würtemberg 1567, Danzig 1642, Brandenburg 1696, Magdeburg 1654 u. 1681, Thorn 1722 u. s. w. Die Väter der Stadt Leipzig jammern i. J. 1625 darüber, daß die Männer in der Tracht keinen Unterschied des Standes beobachten; das Weibsvolk, fügen sie bei, Frawen und Jungfrawen, die machen vollends den Garaus; unter denselbigen wird dergl. Hochmuth und Hoffarth in Kleidern und Schmuck

getrieben, daß fast nicht auszusprechen. In der Kleiderordnung von 1640 sagen sie: Bei Weibspersonen und Handels- und Handwerksleuten sey alles Dichten und Trachten dahin gerichtet, fast monatlich eine neue, schändliche und theure Kleiderhoffahrt an Hauptschmuck, Leibchen, Wämbschen, Ermeln zu erdenken, dermaßen, daß sich auch Weibspersonen funden, welche gleichsam eine Handthierung daraus machen, neue Arten und Modellen von Kleidern und Schuhen aussinnen, solche unter die Leute bringen, auch junge Weiber und Jungfrauen an sich ziehen, dieselben hierzu informiren, die ärgerliche Mode ausbreiten. Daher wurden kurzweg alle ausländischen, französischen und englischen Trachten verboten. Das half aber Alles gar nichts. Der Luxus nahm seinen ruhigen Fortgang. Am 24. Februar 1699 wurde eine großartige Maßregel ergriffen (s. Vogel's Leipz. Annales S. 918). Am genannten Tage ging nämlich die Inquisition wider die Mägde an, welche wider die Kleiderordnung alles Verwarnens ungeachtet Spitzen, Borten, güldene und silberne Treffen trugen, und es mußten diese ihre Röcke, Hauben und Schleppen zur Stelle in die Richterstube bringen und nachmals in der Commissionsstube den Plunder abschneiden und trennen, die Posamentierspitzen und dergl. zurücklassen und die unbortirten Kleider wieder zurücknehmen. So wurden auch die Handwerksweiber in die Rathsstube und die vornehmen Handelsweiber vor gewisse Deputirte in ihre Häuser gefordert und nachmals vor unnachbleiblicher Strafe und Beschimpfung treulich gewarnt. Allgemach aber gaben die Obrigkeiten die Versuche auf, der Mode einen Damm entgegenzusetzen. Ein Pariser Damenbudget vom Jahre 1803 (Journ. d. Luxus u. d. Mode S. 514) stellt folgende Bedürfnisse einer galanten Frau fest: 365 Hauben, Capots und Hüte, eben so viele Paar Schuhe, 250 weißseidene und eben so viele farbige Strümpfe, 600 Roben, zwei Cashmirshwals, aber nur ein Dutzend Hemden, zwei Schleier, für 300 Francs Schminke, für 6000 Francs elastische Corsets, Perücken, Reticules, Fächer, für 1200 Fr. Essenzen,

Parfums u. Verjüngungsessige. Alles zusammen kostete 52,400 Francs. J. J. 1814 waren die Anforderungen anders gestellt, man verlangte für eine Dame nur für 30,000 Francs Sachen, dabei 8 Dutzend Hemden von holländischer Leinwand mit Spitzen besetzt, zehn Roben, zwölf Dutzend Morgenhauben, sechs Dutzend baumwollene und sechs Dutzend seidene Strümpfe, acht Dutzend Taschentücher u. s. w. (Leipz. Modenz. 1814. S. 11. 1816. S. 18.) Noch im Jahre 1781 erschien in Venedig eine Invettiva contro il luxo feminale.

56) [S. 96] S. Bodmar, Rheingauische Alterthümer I. 98. — Mone, Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins II. 153, und für Speier die Urkunden daselbst II. 164. s. Schwarz, Erziehungslehre I. 2. 148.

57) [S. 97] S. Schmidt, Zwickauer Chronik I. 302. Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Eßlingen S. 234 u. 749. P. v. Stetten, Geschichte von Augsburg S. 355.

58) [S. 99] S. Klotzsch und Grundig, verm. Nachrichten zur sächs. Geschichte VII. 64. Codex August. I. 46.

59) [S. 100] Hoffmann, Beschr. v. Oschatz I. 617. Orthel, Historie von Eybenstock S. 126. Camprad, Leißnig. Chr. S. 549 u. 246. Knauth, Altenzeller Chronik. III. 198. Vogel, Leipz. Annales S. 142. L. Schneider's Leipz. Chr. 185. Pfeiffer's Lipsia 371. Heydenreich, Leipz. Chron. S. 10. Auch in Zschopau finden wir 1661 die Gattin des Schulmeisters als dessen Gehülfin und nach seinem Tode noch zwanzig Jahre lang als Nachfolgerin desselben. s. Simon, Nachr. von Zschopau S. 139 ff.

60) [S. 104] W. H. Möller schrieb 1770 eine Elegie auf Gellert's Tod. An meine Mitbürger. Rostock 1769. 4. Zum Andenken für die mir anvertraute geliebte Jugend. Rost. 1785. 8. Was ich geredet habe zu meinen lieben jungen Freundinnen im Apr. 1789, 2. Aufl. s. Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik 1848. S. 98 u. das. 1847. S. 201.

61) [S. 105] Der Frauenschutz entstand im Jahre 1843 und erhielt am 8. Juli 1845 feste Gestaltung. S. der Verein zum

Frauenschutz, seine Entstehung und die Gründung und Entwickelung seiner Anstalten in Dresden von Amalie Marschner. Nebst einigen tabellarischen Uebersichten von H. Riedel. Leipz. 1852. 8.

62) [S. 112] S. L. Vives, opera. Bas. 1555. II. 650 de christiana foemina libri II., vorzüglich den Brief an die Königin Katharina das. I. 1. — Wir haben außerdem: Dialogo della institutione delle donne di messer *Lodovico Dolce* da lui stesso in questa terza impressione riveduto e di piu utilieosi ampliato. Ven. 1553. Es ist dieses Buch an Signora Violante da S. Giorgio, Presidente di Casale im Jahre 1545 geeignet und eine erweiterte Bearbeitung des Vives. Dolce verwirft ebenfalls den Boccaccio, empfiehlt aber um so mehr den Dante und Petrarcha schon der reinen toscanischen Sprache wegen, so wie die Werke des Bembo, die Arcadia des Sannazaro, die moralischen und eleganten Dialogen des Sprone und den Cortigiano des Castiglione. — Vergl. auch Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter S. 94.

63) [S. 130] Hier einige Titel: Theses inaugurales de virginibus quas adspirante virginali fortuna sub auspicio Gratiarum, praesidio vero Clarissimi Domini Junonii Parthenophili Virginensis, Reippatriae Actuario, pro sumenda corona reliquisque adeo virginitatis insignibus consequendis proponet nec non opponenti Juventuti fortiter resistet Catharina Florida paphiensis. In magno Virginum collegio etc. o. O. u. J. 28. S. 4. — Wohl ausgeführte Jungfern-Anatomie, darinnen unterschiedliche Meinungen von den Ursprung und eigentlichen Bedeutung des Wortes Jungfrau artlich angeführt und entdeckt worden. Worauff auch beschrieben sind, die neu und wunderlichen Kleidungs-Trachten der Jungfern; nebst etlichen Sprüchwörtern und andern ihren üblichen Sitten und Gebräuchen in wohllautende Versche verfasset, Alles sehr lustig und wohl zu lesen. Gedruckt zu Stralson 1688. 47. S. 8. Es wurde dann in Joachim Rachel's Gedichte mit aufge-

nommen. — Sechsundsiebzig Curieuse und auserlesene Fragen Von Jungfern, Belangend ihr Recht und Beschaffenheit, Sowohl aus denen beßten Geist- und Weltlichen Scribenten, als auch dem Göttlichen- und Kirchen-, wie auch Natur- und Völker-Recht. Nebst dem Weltlichen, Jungfräulichen Tugend-Spiegel für die gantze Werthe Jungferschafft in 20 Verordnungen verfasset, von einem Patron des Löblichen Frauenzimmers. Frkf. und Lpz. 1736. 8.

64) [S. 130] Die Reihe beginnt H. Bebelius in seinen facetiis Bern 1558. 8. L. III. f. 78: Cur pulices plus mulieres quam viros infestant. — Seb. Scheffer, poemata. Frf. 1572. f. 106b. Pulicum Calliditas. Lud. Dolce de pulice in den opere burlesche III. 112. — Floia cortium versicale de flois schwartibus, illis dierculis, quae omnes fere minschos, mannos, weibras, jungfras etc. bekuppere et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Authore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1647. 1 Bogen. 4. u. 1680. 1 Bogen. 4. und öfter — Opizii Jocoserii J. U. L. et Pr. Veronensis Dissertatio juridica de eo quod justum est circa spiritus familiares foeminarum, hoc est Pulices. Quaestionibus theoretico-practicis rarioribus adornata variis variorum Dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus jam dubitandi quam accidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata et ex principiis tam juridicis quam moralibus deprompta etc. Liberovadi 1684. 12. S. 12 mit Titelblatt. Dann Marp. 1688. 24. S. 4. — Dann: des galanten Frauenzimmers Curieuse Flöh-Jagd von Simplicissimo Spring in's Feld. Gedruckt im Schwartzwalde bei Stephan Rauchbarten. o. O. u. S. 8. mehrere Ausgaben. — La puce de Madame des Roches qui est un Recueil de diverses poemes grecs, lat. et franç. composés par plusieurs doctes personnages aux grands jours tenus à Poitiers en 1579. Par 1581 oder 1583. 4. Dahin gehört: Josephi Scaligeri Pulex Catherinae des Roches (deliciae poetar. Gallor coll. Ranutio Ghero. III. 546. — vers sur une puce par M. de

S. Barbe in R. du Petitval, Recueil de diverses poesies. Rouen 1599. II. 80. — Sr. Morin, la chasse de la puce, im Cabinet satirique (Par. 1632.) S. 68. — L'origine des puces par Grecourt (Contes et poésies div. 1750. I. 123.) Von deutschen sind zu nennen: Bostel, poet. Nebenwerk 1708. S. 92. — Amaranthes, Gedichte II. 198. 388. — Frauenzimmer-Taschen-Calender 1731. Augustus Fliegen- u. Floh-Monat. — Corvinus reiffere Früchte der Poesie 1720. S. 588. — Von Hoffmannswaldau Mehreres. — Paulli, Verse 1750. S. 110. und Piccander, der da singt:

Wer bei Jungfern ist gewesen,
hat entweder einen Kuß
oder aber zum Verdruß
was von Fl.... aufgelesen.

65) [S. 131] So erzählt Andreas von Regensburg bei Oefel, Scriptores rerum Boicar. I. 19. In Schimpff u. Ernst fol. 92a. vertritt eine Sau die Stelle der Ziege, und diese Lesart hat Sebastian Scheffer, poemata. 1572. fol. 117, in folgende Verse gebracht:

Monachi puellulae insidiantis fraus elusa egregie.
Tincta venificiis, quibus alliciuntur amores,
poma decens monacho daute puella capit.
Sed didicit genitrix ejus cito callida fraudem
orbibus ex vitreis dum nova dona jacit.
Obvia quae cupidam sus forte lutosa sub alvum
condit et in summo pectore vulnus habet.
Quaerit amoris amans autorem fervidus omnes
crure peragrando praecipitante vias.
Ut semel aspexit calvum sua pharmaca fratrem,
eius in amplexus dente minace ruit.
Inque proci collo stimulante furore pependit,
dum fuerat populus ferre coactus opem.
Haec si Circeos merces sequeretur amantes,
desinerent turpes tradere philtra manus.

Man hat noch: J. Boeckel, de Philtris. Hamb. 1599. 4. — A. Fischer, de osculo vim philtri exercentis. Erf. 1719. Henka, de Philtris. Frf. 1690. Vater, de philtris propinatis aliusve modis applicatis. Wittenb. 1706. J. G. Teutscher et J. C. Fischer, diss. phys. de Philtris. Lipsiae 1711. 4. Happel, cur. Relationen. IV. 318.

66) [S. 132] Lettres amoureuses non moins pleines de belles conceptions que de beaux desirs, ensemble la traduction de toutes les Epistres d'Ovide. Par le Sieur de Deimier. Par. 1612. 8. — Lettres amoureuses et morales de beaux Esprits de ce temps. 6. Ausg. von F. de Rosset Par. 1625. 8. — Cent lettres d'amour écrites d'Evandre à Cleanthe. Et Recueillies par le Sieur de T. Par. 1646. 8. — Lettres d'amour d'une religieuse Portugaise, escrites au Chevalier de C. la Haye 1681. und öfter auch deutsch. — Le commerce galant ou lettres tendres et galantes de la jeune Iris et de Timandre. Par. 1682. 2 Bde. 12. M. Girault, lettres galantes, billets tendres et reponses. Par. 1683. 8. — Commerce de lettres entre Madem. Julie du XXX. et le Chevalier de S. Marcel Envoyé à Madame R. P. par le Chevalier même et dedié aux manes de Julie par la dite Dame à Cithère 1723. 4 Bde. 8. — Lettres d'amour du Chevalier de *** Londr. 1752. 4 Bde. 8. — Briefsteller für Liebende. Leipz. 1800. 8. — Dümmlinger u. Krähwinkler Briefsteller. Enthaltend merkwürdige Liebesbriefe u. andere lächerliche Aufsätze. Ein Recept zur Aufheiterung und zum Sattlachen. Herausgeg. von Jodocus Federkiel. Leipz. 1812. 8. — Wartenstein, Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts oder 76 Musterliebesbriefe. Leipz. 1833. — A. Stark, neuester vollständiger Liebesbriefsteller. Ulm 1853.

67) [S. 133] A. Weinhold, deutsche Frauen in Mittelalter S. 194. f. Die Genossenschaft der schweizerischen Stifter und Herrschaften zur Verheirathung ihrer leibeigenen Paare.

68) [S. 136] Nächst Fischer finden wir Notizen in Keyßler's Reisen, Auszug S. 22. Meyer, Darstellungen aus Norddeutschland S. 328. Weddigen, westfäl. Magazin III. 115.

69) [S. 138] Außer bei Aegyptern u. Griechen kommt sie auch in Scandinavien zur Zeit des Heidenthums vor. Narinen und Angelsachsen gestatteten die Ehe mit der Stiefmutter, die bei den angelsächsischen Königen sogar eine politische Einrichtung gewesen zu sein scheint. S. Weinhold, die deutschen Frauen S. 243, wo die Beispiele: Im Jahre 1454 heirathete ein Graf von Armagnac öffentlich seine Schwester.

70) [S. 138] S. Weinhold a. a. O. S. 241. Beispiele von Ehen zwischen Heiden und Christen bei den deutschen Völkern. Christliche spanische Fürsten heirathen arabische Prinzeißinnen. Hierzu gehört die projectirte Heirath zwischen der Tochter des Richard Löwenherz und dem Bruder des Sultans Saladin Malek Al Adel, der zum König von Jerusalem ernannt werden sollte. Die Bischöfe waren aber dagegen, und so zerschlug sich der Plan. Die im Jahre 1674 verstorbene Anna Medum, geb. von Acor, verwittwete von Kophkul, heirathete einen Juden, den sie durch ihre häufigen Predigten bekehrte; sie schrieb einen geistlich jüdischen Wunderbalsam. Amst. 1646. 8. Unter den zahlreichen Schriften über gemischte Ehen, die namentlich die neuere Zeit seit 1838 zahlreich hervorbrachte, ist hervorzuheben: Fr. Ahlfeld, Anna Magdalena von Reibnitz, ein Kind aus gemischter Ehe und eine Frau in gemischter Ehe. Ein Beitrag zur Geschichte des Elends der gemischten Ehen. Leipz. 1854. 8.

71) [S. 140] Heinr. Zöpfl, über Mißheirathen. Stuttg. 1853. 8.

72) [S. 142] Beispiele bei Weinhold, deutsche Frauen im Mittelalter S. 200 ff.

73) [S. 143] S. Zschokke, bayr. Gesch. I. 277. Der neue Pitaval XVII. 400. u. 413. und XVII. 359. London u. Paris. Th. 12. S. 314 ff.

74) [S. 146] S. Knauth, Altenzellische Chronik III. 87.

VII. 279. VIII. 612. Curiosa Saxonica 1731. S. 73. Peschek, Geschichte von Zittau I. 722. II. 272.

75) [S. 147] S. Journ. d. Luxus u. d. Moden 1791. S. 213. u. 1798. S. 269. Magazin der Moden 1793. I. 286. Leipz. Modenz. 1816. S. 327. 1817. S. 44. 80. Zeitung für die eleg. Welt 1803. S. 507.

76) [S. 148] Der Vater des Sohnes fragte: Sponden' ergo filiam tuam uxorem filio meo? Dieser antwortete: Spondeo. Daher Sponsus, sponsa; die ganze Handlung der Verlobung hieß sponsalia. Daher in den Töchtersprachen sposo, sposalitio, époux.

77) [S. 153] S. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer 177. 442. Weinhold, deutsche Frauen 227. Vulpius, Curiositäten I. 559. Mich. Sax, arcana annuli pronubi. Misch 1598. Lübeck 1605. Eine Stelle in Isidori de officio ecclesiastico L. II. c. 19: Illud vero quod annulus a sponso sponsae datur fit propter hoc nimirum vel propter mutuae fidei signum vel propter id magis ut eodem pignore eorum corda jungantur. Curiositäten I. 252. mit Abbildung einer altdeutschen Verlobungsscene vom Jahre 1596, wobei der Narr schelmisch zum Fenster hereinsieht. — Schütz, Holstein. Idiotikon I. 88. 160. 201.

78) [S. 158] Brissonius de veteri ritu nuptiarum. Amst. 1662. 12. D. Egeriaco, i riti nuziali dei antichi Romaui. Ferno 1780. 8. Becker's Gallus u. A. Wir wissen nichts Näheres über die Heirathsfeierlichkeiten der alten Aegypter; es dürften aber wohl die altitalienischen, wie so Vieles in dem bürgerlichen und religiösen Leben des Altitalier, ein Nachklang der altägyptischen sein.

79) [S. 159] S. Grimm, deutsche Rechtsalterth. S. 434. u. bes. Weinhold, deutsche Frauen im Mittelalter S. 256 ff.

80) [S. 160] S. Weinhold, d. Frauen S. 259 ff. Ein französisches Sprüchwort sagt:

boire, manger, coucher ensemble
est mariage ce me semble.

81) [S. 162] „Il est usage en France quelque dame ou fille du haut seigneur que ce soit qu'il convient qu' elle soit regardée et avisée toute nue par les dames, pour savoir si elle est propre et formée pour porter enfans. Als im Jahre 1380 Isabelle von Bayern Karl VI. von Frankreich heirathete, fand diese Prüfung ebenfalls statt, s. Foix, hist. de Paris V. 19. Zschokke, bayr. Gesch. II. 287. Aretin, Nachr. z. bayr. Gesch. I. 19.

82) [S. 163] S. Stalder's schweizer. Idiotikon II. 308. Schmeller's bayr. Wörterb. II. 315. 388. III. 375. Das goldene Schapel, das Elisabeth von Aragonien, Gemahlin Friedrichs d. Schönen, im Jahre 1363 den Clarissinnen von Königsfelden in ihrem Testamente vermachte und das sie aus ihrer Heimath mit nach Deutschland gebracht hatte, war 3 Mark und 2 Loth schwer und jedenfalls ihr Brautkranz gewesen, s. Heumann, de re diplom. Augustarum S. 312. Vergl. Weinhold, d. Frauen im Mittelalter 462. Böttiger, kl. Schriften I. 396 „warum war die Myrte der Venus geweiht?"

83) [S. 163] S. Weinhold, d. Frauen S. 463. In den handschriftlich in der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen Satzungen und Ordnungen des Dienstes der Klosterjungfrauen von Langendorf heißt es fol. 92: Die geistlichen Frauen gebrauchen nicht Kappen in ihrer Kleidung, sondern anstatt derselben gebrauchen sie die Velin. Dieselben sind zweierlei, nämlich monasticum und consecratorium und fort die vela consecratoria sind auch zweierlei, nämlich der Wittwen und der Jungfrauen u. s. w. Journ. d. Luxus u. d. M. 1804. 110. 1805. 264. 701. 705. Journ. d. dames 1808. S. 317. Schmeller, bayr. Wörterb. III. 67. 447. Brem. Niedersächs. Wörterb. IV. 827.

84) [S. 164] S. Schütz, Holstein. Idiotikon II. 166 f. Bremisch Niedersächs. Wörterbuch I. 89. 668. III. 304. Schmeller, bayr. Wörterb. II. 137. Höfer, Wörterb. der oberdeut-

schen und österr. Mundart II. 23. Weinhold, d. deutschen Frauen im Mittelalter S. 465.

85) [S. 165] Eine Braut, ganz in Weiß gekleidet, mit weißen Handschuhen, Schuhen, gesticktem Kleid und Schleier, Leipz. Modenz. 1813. S. 650. Nr. 39.

86) [S. 170] S. Weinhold, d. Frauen S. 248.

87) [S. 173] Nach C. F. Schulz, die Deutschen in den ältesten Zeiten, im Mittelalter und in der neuesten Epoche. Wien 1807. II. 127. Dazu noch: Weddigen, Beschr. der Grafsch. Ravensberg in Westfalen. Lpz. 1790. 1. 147. und Zimmermann's lebensvolle Schilderung in seinem Münchhausen.

88) [S. 179] Nach Schulz a. a. O. S. 129.

89) [S. 184] M. s. Friedr. Frise, histor. Nachricht von denen Merkwürdigen Ceremonien derer Altenburgischen Bauern. Leipz. 1703. 12. K. Fr. Kronbiegel, über die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern. Altenb. 1801. 8. und 2. Aufl. 1806 8. m. K. C. F. Hempel, Sitten, Gebräuche, Trachten und Mundart der Altenburgischen Bauern. Altenb. 1839. 8.

90) [S. 187] Nach Schulz und Staffler, Tirol und Vorarlberg. Insbr. 1848. 156. Schmeller, bayr. Wörterb. II. 146.

91) [S. 188] Frau von Sevigné sagt, daß zu ihrer Zeit alle Neuvermählte drei Tage hintereinander in ihrem schönsten Anzuge, auf einem Bette liegend, Besuche annehmen mußten. Im Jahre 1813 herrschte diese Sitte noch in La-Rochelle, worüber ein Augenzeuge folgenderweise berichtet. „Drei Tage lang ist die Neuvermählte zur Schau, la mariée est en parade. Sie empfängt die Besuche der ganzen Stadt. Wer von ihrem Range ist, hat das Recht, sich vorzustellen. Jeder Person, welche hereintritt, macht die junge Frau in großem Putz eine tiefe Verbeugung. Die Damen, verheirathete und unverheirathete, umarmen sie, setzen sich, bleiben eine oder zwei Minuten, stehen wieder auf, grüßen und entfernen sich. Die Männer treten heran, sagen irgend einen Gemeinplatz, bleiben stehen und

entfernen sich. Der arme Ehemann ist verbunden, jeder Dame, die in's Haus tritt, seinen Arm zu reichen und jede, die fortgeht, bis zur Hausthüre zu führen. Er ist in beständigem Hin- und Hergehen, wie ein Weberschiff. Auch sucht man ein Zimmer auf ebener Erde aus, wo man die Besuche empfängt, damit der arme Mann nicht stets Trepp auf Trepp ab steigen müsse. Oft benutzt man die Ankunft einer Dame, um sich zu entfernen; aber zuweilen versetzen die Damen aus einer kleinen Malice den Mann in ewige Bewegung, so daß er nichts thun kann, als kommen und gehen, und die junge Frau nichts als aufstehen und sich niederlassen, den Herren eine Verbeugung zu machen und den Damen die Wange darzubieten. Einige Personen haben versucht, diese Plage auf einen oder höchstens zwei Tage zu beschränken, allein das hat man sehr übel genommen; man hat ihnen Schuld gegeben, sie wollten sich etwas herausnehmen, ehrwürdigen Sitten Hohn sprechen. S. Journ. d. Luxus u. d. Moden. Wien 1822. S. 59 f. Ueber die Hochzeiten im Deparment de l'Orne s. Jorn. d. Luxus u. d. M. 1818. S. 141., über die in der Dauphiné und Normandie Ausl. 1835. S. 1145., über die in Poitou Leipz. Modenz. 1816. Nr. 11.

92) [S. 189] S. Siebenkee's Materialien zur Nürnb. Geschichte II. 395. 449. Peschek, Handl. d. Gesch. v. Zittau I. 717. II. 379. u. II. 704., wo der Abdruck der Hochzeitordnung v. 1616. Jäger, schwäb. Städtewesen S. 516.

93) [S. 191] Aus manchen dieser Gedichte lernen wir interessantes Detail der Sitten kennen, so z. B. aus Piccander II. 131., der von dem Hausrath spricht, welcher der Braut eingekauft und geschenkt wird:

Der eine kauft der Braut ein weitgestricktes Häubchen,
und jede Schmasch ist fast mit Kinderchen beschwert;
dadurch wird eine Braut bereits zu einem Weibchen,
wenn sie es gleich nicht will, solemniter erklärt.
Ja mancher waget es und kauft vor viele Gulden,
was auserlesenes von feinen Bademulden.

Ein andrer schenkt der Braut schon eine kleine Wiege,
bringt Klappern, Tiegel, Topf zu einem Kinderbrei;
da kauft man Teller ein und wohlbeschlagne Krüge,
und was man sonst erdenkt, das gut und brauchbar sei.

Unter den Hochzeitgeschenken waren zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Kindersachen sehr gewöhnlich, dann auch Störche, die ein Wickelkind tragen, Pantoffel, als Scepter der künftigen Hausfrau u. s. w.

94) [S. 191] Nibelungenlied v. Hagen, Gesammtabenteuer II. 132. III. 362: de Perier, les nouvelles recréations. Rouen 1806. S. 203. Les joyeux narrations Lyon 1596. S. 55. 12. Erzählung u. s. w. — Ueber die Hochzeitgebräuche s. Gaya, cérémonies nuptiales de toutes les nations. à la Haye 1681. 12. J. F. Rottmann, Beschr. der Hochzeitgebräuche. Brem. 1715. 8. Hymen, an accurate description of the ceremonies in mariage by every nation. Lond. 1761. 8. Coup d'oeil sur les cérémonies de mariage. Genève 1750. 8. J. H. Fischer, Beschr. der Heiraths- und Hochzeitsgebräuche fast aller Nationen. Wien 1801. 8. — Les coutumes et usages ancieus relatifs aux mariages in Lever, collection des dissertations relatifs à l'histoire de France. XI. 22. Die Braut, wöchentlich an das Licht gestellt. In Dreßden 1742. 4. u. das Buch der Braut. Cassel 1851. 12.

95) [S. 194] S. Aufwand, Pracht und Eigenheiten bei Festen der Vorzeit in Vulpius, Curiositäten I. 198 ff.

96) [S. 194] Ordentliche Beschreybnng der Fürstlichen Hochzeyt, die da gehalten ist worden durch den Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Wilhelm Pfalzgraf beim Rhein, Hertzog inn Obern vnnd Niedern Bayern ꝛc. Mit dem Hochgebornen Fräwlein Renatta, geborne Hertzogin auß Luttringen, den 21. tag Februarij des 1568 Jars, in der Fürstlichen Statt München. Von Heinrich Wirre teutschen Poet und Pritschenmeister in teutschen Reimen. Augsb. fol. 56 Bl.

Dieß ist die poetische Bearbeitung des officiellen Berichts, der folgenden Titel führt: Kurtze doch gegründete Beschreibung des Durchleuchtigen Hochgeborenen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Wilhelm Pfaltzgrauen bey Rhein, Hertzogen inn Obern vnd Niedern Balren ꝛc. Vnd derselben geliebsten Gemahl, der Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürstin, Frewlein Renata, geborene Herzogin zu Lottringen vnd Parr ꝛc. gehalten Hochzeitlichen Ehren-Festes. — München 22 ff. Febr. 1568. München 67 Bl. gr. fol. mit Abb.

97) [S. 200] Eine große Anzahl fürstlicher Hochzeiten mit genauer Angabe des Ceremoniels findet man in Lünig's Theatrum Ceremoniale. Leipz. 1720. Th. I. S. 375. Dazu Fr. Wilh. v. Winterfeld, Teutsche und Ceremonial-Politica I. 500. u. III. 64.

98) [S. 201] Antonii Urcei Codri Orationes, sylvae, epistolae, satyrae etc. c. Ph. Beroaldi. Ven. 1500. 1502. 1506. f. Par. 1515. 4. Bas. 1540. 4. Henr. Ribsch, disceptatio an uxor sit ducenda. Nürnb. 1509. 4. D. Heinsii diss. an viro literario ducenda sit uxor. LB. 1816. 12. — Mainville, bonheur et malheur du mariage. à la Haye 1684. 12. — Lust und Unlust des ehelichen Lebens. Leipz. 1693. 12. — Lust und Unlust des Ehestandes a. d. Franz. 1707. 12. — Ob es besser sey heyrathen oder ledig bleiben. Hamb. 1723. 12. — Ob einem ehrlichen Mann zum Heyrathen an- oder abzurathen sey. Lemgo 1740. 8. — Walsleben und Helfenstein, oder soll man heirathen? Danzig 1799. 8. — Joh. a Nevizanis, sylva nuptialis in libros sex distributa quibus haec praecipua questio an sit utile nubere etc. Par. 1521. u. öfter. — Les agremens et les chagrins du mariage. Nouvelle galante. à la Haye 1692. 12. — Beantwortetes Jungfern Schreiben oder Weltlich Bedencken den Frauenzimmern zur Nachachtung gestellt, Ob sie lieber Juristen oder geistlichen Personen sich verheirathen sollen. Gedr. im Jahre 1631. 4. — Gantz neu eröffneter reichlich und wol eingerichteter Glücks- und Unglücks-Hafen, fromber und

böser Weiber. Auffgerichtet und außgesetzet, in der aller bekanntisten weit und breit beruffenen Statt Cosmopoli, das ist: Kurtzweilig doch lehrreiche Beschreibung von Glück und unglückseeligen Heurathen, Wie man vor tugentsamen Weiber Gott loben, und schuldigsten Danck sagen; Böser ungerathener Weiber Untugenden aber zu Gottes Ehren mit Gedult übertragen solle. Alles auß Göttlicher heiliger Schrifft und andern Lehrern zusammen getragen. Durch S. I. P. V. D. Augspurg, Walder. 1716. 8.

99) [S. 204] Des Hochgelahrten Herrn Heinrich Freders von Danzig lustige Fragen: Ob ein Mann sein Ehe Weib zu schlagen berechtiget sey. Aus dem Lateinischen ins Teutsche gebracht durch David Schirmern. Dresden 1652. 8. und Jena 1736. 8. — De la puissance maritale, à scavoir si le mary peut battre et chastier la femme, in den apresdiners du sieur de Cholières. Par. 1588. S. 61. Im Schauplatz der bösen Weiber S. 76 finden wir folgende höchst ungalante Verse:

nux, asinus, mulier simili sunt lege ligati
— haec tria nil recte faciunt, si verbera cessent.
Ein Nuß, ein Esel und ein Weib sind so beschaffen,
sie nützen alle drei nichts, und wer dazu nicht schlägt,
daß Spähne fallen ab, die man kann häufig raffen,
als Unlust, die sich mit den dreyen stets erregt.

100) [S. 207] S. bes. Valerius Maximus II. C. I. 6 u. IV. 6.

101) [S. 208] In dem Heldengedicht Willehalm von Wolfram von Eschenbach S. 99—105.

102) [S. 210] Diese Haushälterinnen waren seit dem Beginne der Reformation Gegenstand mannichfachen Spottes, worüber Vulpius in den Curiositäten (X. 400) das Meiste zusammengestellt hat. Concubinarii und von der Pfaffenmägde nutz und zieren ehelichen Leben. 1545. — In alter Zeit war es nicht ungewöhnlich, daß neben dem Mönchskloster auch eines für Nonnen war; später trennte man beide durch eine Mauer. Im

Jahre 1177 starb eine englische Aebtissin als Mutter dreier Kinder, und im Jahre 1224 erlebte die Aebtissin Sophia von Quedlinburg eine Niederkunft (Raumer's Hohenstaufen VI. 354). Die scandalösesten Geschichten bietet das 17. Jahrhundert. Recueil général des pièces contenues au procès du père J. B. Girard et de Demoiselle Catherine Cadière querellante. 5 Bde. Aix 1731. 8. und Factum pour Marie Cath. Cadière contre le père J. B. Girard accusé de l'avoir portée par un abominable quétisme aux plus criminels excès de l'impudicité etc. à la Haye 1731. 8. Deutsch Köln 1732. 8. Darauf entstand der schmuzige Roman: Therèse philosophe ou mémoires pour servir à l'histoire du P. Dirray (Girard) et de Dlle. Eradice (Cadière). à la Haye 1749. 8. 2 Bde. Aelter sind: Venus dans le cloitre ou la Religieuse en Chemise. Col. 1683. verbreitet in sehr zahlreichen Auflagen bis 1786. La religieuse interessée et amoureuse. Col. 1695. 12. Galanteries d'une religieuse mariée à Dublin. Col. 1696 und öfter. La religieuse cavalier, mémoires galants. Par le Sieur de Chavigny. Par. 1693. La religieuse cavalier, epoux et chanoine. Col. 1717. 12. — Die Sprüchwörter in Edm. Höfer, wie das Volk spricht. N. 1. 2. 4. 5. 380 — 382. — Eine römische Criminalacte aus dem Jahre 1842. Zur Sittengeschichte des Cölibats. Gött. 1847. 8.

103) [S. 210] Luther vom ehelichen Leben. Wittenberg 1527 f. Hochzeitpredigt über Hebräer 13, das. 1531. — Christlich Schrift an Wolfgang Reisserbusch sich zu dem Ehelichen stand zu begeben. Das. v. J. 4 daß Eltern die Kinder zur Ehe nicht hindern noch zwingen sollen. Das. v. J. 4. Dann Tischreden. Ausg. v. 1576. Abschn. XIII. Bl. 305b. ff.

104) [S. 211] Ich werde nur einige der wichtigsten dieser Schriften anführen. Jov. Pontanio, de amore conjugali. Liber III. in seinen opera Ven. Aldus. 1518 Fol. 35. Ode sur l'amour conjugale in des Pierre le Loyer oeuvres et mélanges poétiques. Par. 1579. 12. S. 46. Des. Erasmi Christiani matrimonii institutio. Bas. 1530. 8. Chr. Spangenberg, Ehespiegel.

Straßb. 1561 f. und Spiegel des ehelichen Ordens. Nürnb. 1563 f. St. Malescot, de nuptiis liber. Bas. 1572. 8. Marc. Scultetus, das große Geheimniß des Ehestands, darin die geistliche verlöbniß, vertrauung und heimfahrt des Herrn Christi mit seiner gleubigen Gemeine — abgemalt wird. Wittenberg 1606. 8. — Abr. Hosemann, verus amor conjugalis, d. i. wahrhafftige gewiße und eigentliche Beschreibung der rechten ehelichen Liebe zwischen zweien Ehegatten. St. Magdeb. 1607. 8. und sehr verbesserter verus amor conjugalis, archetypus feminae et apologia conjugalis amoris. 1651. — C. Maillard, le bon mariage. Par. 1647. 4. — Grenaille, l'honnete mariage. Par. 1647. 8. — Fr. Barbaro, de re uxoria libri duo. o. O. u. J. 8. franz. Par. 1667. 8. — Instructions chrétiennes sur le sacrement du mariage. Par. 1727. 8. — Hohe Schule des Ehestandes. Frf. 1740. 8. — Ehestandslexicon. Frf. 1734. 8. — Lettres sur le mariage. Lond. 1752. 8. — Philosophisches und juristisches System der Ehen. Ansb. 1777. 8. — Th. G. Hippel, über die Ehe. Königsb. 1774. 7. Aufl. Berl. 1841. — Ders. über bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berl. 1792 u. Aufl. 1842 u. Nachlaß über weibliche Bildung. Berl. 1801. 8. — Ant. Cocchi, del matrimonio discorso. Londra 1772. 4. Deutsch. Berl. 1766. 8. — Ch. A. Pilati de Tassulo, Traité du mariage et de sa legislation. Lattaye 1776. 8. — La felicità del matrimonio. Ven. 1766. 8. — T. H. B. Nölting, Vorbereitung zur glückl. Ehe. Hamb. 1707. Le quinze joyes du mariage. Lattaye 1726. 8. — A. Sternberg, die Freuden meiner Ehe. Berl. 1799. 8. — Mittel, glücklich in der Ehe und Liebe zu seyn. Bremen 1803. 12. — Em. Suedenborg, traité des charmes de l'amour conjugal. Berl. 1784. 8. — C. S. von Ziegesar, Winke für die, welche ihr Glück in der ehelichen Freundschaft suchen. Stuttg. 1796. 8. — Chr. L. Paalzow, catechismus connubialis. Berl. 1798. 8. — Vollständiger practischer Katechismus vom Stand der Ehe. Dresden 1781. — K. Khun, Katechismus für Braut u. Eheleute. Prag 1796. 8.

— J. v. Bülzingslöwen, Ansichten zur Beförderung glücklicher Ehen. Berl. 1820. 8. — C. W. Robert, rechtliche Gedanken über den Begriff der Ehe. Frf. 1787. 8. — Moralische Gemälde aus der Ehe. Berl. 1797. 8. — F. R. Volkmar, Philosophie der Ehe. Halle 1794. 8. — Görg u. Tschirner, die Ehe. Leipz. 1819. — Heinr. Hoffmann, das Brevarium der Ehe. Leipz. 1853. 8.

105) [S. 216] Beispiele mütterlicher Liebe s. Leipz. Modenzeitung 1814. N. 54. 1815. N. 76. 1816. S. 699. 1817. S. 150. 1818. S. 343. 1819. N. 53. — L. Bahrdt, Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter. Halle 1792. — Cäciliens, Briefe an Lilla. Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder solche, die es werden wollen. 2 Bde. Weimar 1803. — Mutter-Sorgen und Mutter-Freuden, Worte der Liebe und des Ernstes über Kindheitspflege von einer Mutter. Hamb. 1848. S. L. Otto, Frauenzeitung 1850, N. 34. — H. Klemm, über die Wirksamkeit der Mutter bei der Erziehung der Söhne. Neubrandenburg o. S. 4. — Charl. von Glümer, Muttersorgen und Mutterglück. Winke für Mütter und deren Kinder. Bauzen 1855. — Kommt, laßt uns unsern Kindern leben. Mutter- und Kose-Lieder. Dichtung und Bilder zur edlen Pflege des Kindheitlebens. Ein Familienbuch von Friedrich Fröbel. Blankenb. 1853. 8.

106) [S. 218] S. Lehmann, Schauplatz des Meißn. Obererzgebirges S. 736. 771. Hormayer's Taschenbuch 1844. S. 325. Vulpius, Curiositäten I. 368. 574. II. 384. X. 275. Den Gegensatz bilden die Frauen einiger französischen Departements, des ehemals sächsischen Churkreises, der Altenburger Gegend, des Herzogthums Braunschweig, die niemals über zwei Kinder haben. Zu nennen ist hier Cl. Quillet, Callipaedia. Par. 1655. 4., deren neueste Ausgabe C. Choulant 1836 besorgte und die auch in das Französische 1749, in das Englische 1710 und in das Holländische 1722 übersetzt wurde, sowie die l'art de faire des garçons. Montpellier 1755. 8.

107) [S. 219] H. Müller, ungerathene Ehe. Frf. 1664. 12. — Und diese Ehen waren nicht im Himmel geschlossen. Hamb. 1786. 2 Thle. 8. — F. G. H. Fielitz, über die Hauptquelle der unglücklichen Ehen. Leipz. 1798. 8. — Folgen übereilter Ehen oder Geschichte des Schauspielers L. Lübeck 1806. 8. G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte. Berl. 1812. 8.

108) [S. 222] Pelei quaestio de solutione matrimonii Par. 1602. 8. — Traité de la dissolution du mariage par cause d'impuissance. Lux. 1735. 8. — Cri d'une honnète femme qui reclame le divorce. Londr. 1770. 8. — Hennet, du divorce. Par. 1792. — Necker, reflexions sur le divorce. Lun. 1798. 8.

109) [S. 225] C. Vulpius, Curiositäten I. 95. Weddigen, westfäl. Magazin III. 29. Schmidt, Chronik von Zwickau II. 304. Leipz. Modenz. 1815. S. 172. — Trials for adultery or the history of divorces. Lond. 1779. 5 Bde. 8.

110) [S. 230] Aresta amorum LI. accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani commentariis ad utriusque iuris rationem forensiumque actionum usum quam acutissime accommodata. Lugd. 1533. 4. 1546. 8. Par. 1555 u. 1566. 12. — Plaidoyers et arrests d'amours. Donnez en la Cour et Parquet de Cupidon à cause d'aucuns différens intervenus sur le sujet. Ensemble quelques procez tragiques non encores imprimez. Rouen 1627. 8. — Les arrets d'amours, avec l'amant rendu Cordelier à l'observance des amours par Martial d'Auvergne dit de Paris, Procureur au Parlément. Accompagnez des commentaires Juridiques et Joyeux de Benoit de Court, Jurisconsulte. Amst. 1731. 8. — Rolland, recherches sur les cours d'amour. Par. 1768. 1787. Auch in Leber's Collection. XI. 280. — C. P. J. Spangenberg, die Minnegerichte des Mittelalters. Leipz. 1821. F. A. Ebert, neue Beitr. zu den Untersuchungen über die Minnegerichte. Leipz. 1822. 8. Dazu Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter S. 163 ff.

111) [S. 231] Les nouvelles de la reine Marguerite (das Bibliographische s. in Ebert's Lexicon N. 13074 ff.). Brantome,

les vies des dames galantes (Br. 1699. 2 Bde. 8.). Die Schilderungen des Hoflebens zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts findet der Leser gesammelt in dem Cabinet satyrique ou recueil parfait des vers picquants et galliards de ce temps, welches sehr oft gedruckt ward, unter andern auch Par. 1632. — La vieille Courtisanne des Joachim von Bellay schildert den Lebenslauf einer galanten Dame. Dazu Le banquet des muses ou les divers Satires du sieur Auvray. Rouen 1636. 8. — Seit Franz I. begann der offene Scherz über die betrogenen Ehemänner, der eine ziemlich umfangreiche Literatur hervorrief: L'ordre des cocus reformez 1624. 8. Bremond, le double Cocu. Par. 1679. 12. — Les privilèges du cocuage. Ven. 1682. Col. 1698. 1712 und öfter. — Les sermons en faveur de Cocus. Col. 1706. Sermon pour la Consolation des Cocus. Alm. 1751. 8. Histoire des Cocus. à la Haye 1746. 8. — Almanach des Cocus pour l'anné 1741 u. 1743. 8. Consolation aux maris. Col. 1760. 8. Dann en la louange des Cocus und prologue des Cocus et de l'utilité des Cornes in les fantaisies de Bruscambille 1612. Dazu zahlreiche Gedichte und Geschichten bei Brantome. Wohlgeputzte Hanrey Stutzer, d. i. Unterricht von der Hanreyen Ankumff, was und wie mancherley Hanreyen seyen und woher solche entsprossen, durch Jos. Cornelium von Frawenlist. 1701. 12. — Die weltbekannte doch nicht von Jedermann recht erkannte Hahnereyschafft. Frf. u. Berl. 1733. 8. — Gedichte von Hahnreyen. o. O. 1748. Gedanken von der Hahnreymacherey. o. O. u. J. 8. Ueber den Ursprung des Hörnerzeichens und den Orden der Hahnreyen im Götting. Taschenbuch 1811. S. 127.

112) [S. 233] S. Fischer, Reise über Madrid. S. 199. Leipz. Modenz. 1816. S. 100. Journ. d. Luxus u. d. Mode. 1788. S. 40.

113) [S. 234] Dialogus, das ist ein freundlich Gesprech zweyer personen davon, ob es Göttlichem, Natürlichem, Keyserlichem, vnd Geistlichem Rechte gemesse oder entgegen sei,

mehr dann eyn Geweib zugleich zu haben, Vnnd wo yemant zu dieser Zeit solchs fürnehme, ob er als eyn vnchrist zu uerwerffen vnnd zu uerdammen sei oder nit. Geschrieben auff Sontag Lätare Anno MDXLI durch Huldrichum Norbulium. 4. — Th. Bezae de polygamia tractatus. Gen. 8. 1568. 1587. 1610. 1651. Im 17. Jahrhundert veranlaßte folgende Schrift eine neue Betrachtung und Erläuterung dieses Gegenstandes: discursus politicus de polygamia auctore Sincero Warenberg um 1670. Es betheiligten sich daran D. Barthol. Mentzer (1672) u. S. B. Schlüter 1677, Joh. Barthol. Herold 1675, Gerh. Feltmann u. Joh. Frisch 1677 und einige Andere. Es folgten Melch. Zeidler, tr. de polygamia. Helmst 1690. 4. The cases of polygamy, concubinage etc. Lond. 1732. Phileleutherus, reflexions upon polygamy. Lond. 1739. 8. Patr. Delany; deutsch von M. C. C. K. Danzig 1742. 8.

114) [S. 236] S. Leipz. Modenz. 1815. S. 46. Vogel's Leipz. Ann. Curiosa Sax. 1743. S. 200. 207 u. mehrfach. Schlichtegroll, Nekrolog 1800. II. 86. 112. Michaelis, Inscr. Dresd. S. 232. 254. 435. 437. Meißner, Nachrichten von Altenberg S. 514. Lehmann's Schaupl. d. Obererzgeb. 772. Dazu noch: Das einem hohen und frommen Ehe Paare gemeinschafftlich dargebrachte Lob- und Danck Opfer stellte bei dem Hochadl. Solennen Leichen-Begängniß des weyl. Hochgeb. H. H. Heinr. v. Bünau auf Pichau, Winderoda, Loffa u. Deuben Erb-Herrens, S. K. M. in Pohlen und Gfl. Durchl. zu Sachssen Hochbestallten Geheimbden Raths, Hauptmanns und Steuer-Einnehmers, so wie auch Dero im Leben hertzlich geliebtesten Fr. Gemalin, der auch weyland Hochwohlgeb. Frauen Fr. Annen Sophien geb. Güntherod, als dieselben zu großem Leidwesen Ihres Hochadlichen Hauses Ann 1729 zu Dreßden innerhalb 8 Tagen, nehmlich den 28. Mart u. 4. Apr. dieses Zeitliche gesegnet und mit dem Ewigen verwechselt, auch bald hernach Dero entselte Corper in ihre Grufft gebracht worden in einer

Gedächtnißpredigt von M. Friedr. Ehrenreich Weiner, Pfarrer in Püchau. Wurzen.

115) [S. 241] Grupen, de virgine prae vidua ducenda, daß es besser sey, eine Jungfrau zu heirathen, als eine Witwe. Lemgo 1716. 4. — Zäunemanin. Rosen u. Knospen S. 254. — Auszug aus dem Tagebuche einer trauernden Witwe, nebst der kurzen Biographie der Verfasserin (Albertine Pfranger geb. Hieronymie). Berl. 1803. 8. Chr. Dorothee Gürnth geb. Hentzschel, die Witwe von einer Witwe. Berl. 1811. 8.

116) [S. 246] S. B. Reichel, Versuch einer kurzen Geschichte des freien adeligen Magdalenstifts in Altenburg, mit urkundl. Beilagen u. K. Altenb. 1791. C. Schöne, Geschichte des freiadeligen Magdalenstifts zu Altenb. 1847. 8.

117) [S. 253] Die Dichter des 17. Jahrhunderts geißelten die Hausherren, die ihren Mägden nachgingen. M. s. z. B. die Ode: La servante im Cabinet satyrique 1632. S. 691. Dann Regnier, satyres 1621. S. 105. 194, de l'amour de Chambrières. Stoppen's Samml. deutscher Gedichte 1728. S. 135. Ueberhaupt S. 11. 22. 134. Dazu Hoffmannswaldau's Grabschrift einer Köchin.

118) [S. 254] Der Berliner Frauenverein zur Bildung tüchtiger Dienstboten, s. Louise Otto, Frauenzeitung 1850, N. 16 u. 17. Die Dienstmädchen, das. N. 21. Zur Heranbildung von Kindermädchen, das. N. 27 u. 28.

119) [S. 254] In den epigrammatischen Gedichten von M. C. G. H. Leipz. 1776 findet sich S. 28 eines auf die Kammerjungfern:

> Verliebtseyn und doch Keuschheit heucheln
> und durch Erweisung mancher Gunst
> dem gnäd'gen Herrn gefällig schmeicheln,
> dieß ist der meisten Zofen Kunst.
> Doch giebt es auch noch hie und da
> zuweilen eine Pamela.

Im Jahre 1854 erschien in zweiter Auflage: Die Kammerjungfer,

wie sie sein soll, wenn sie den Pflichten ihres Dienstes und denen gegen sich selbst genügen, ihrer Stellung zu den übrigen Domestiken, namentlich auch zu den Männern, Söhnen und Freunden des Hauses klug und würdig entsprechen und ihr Glück für die Zukunft begründen will. Von einer Dame vom Stande.

120) [S. 256] Dieses Ereigniß fand im Jannar 1854 in Berlin statt; der Kladderadatsch vom 29. Januar schildert die Verzweiflung der Berliner galanten Biergäste in höchst ergötzlicher Weise. S. Morgenblatt 1854. S. 186.

121) [S. 257] Dronke giebt in seinem Berlin 1846. Th. II. S. 52 folgende Uebersicht der Beschäftignng der dortigen weiblichen Bevölkerung: Feinwäscherin, Plätterin, Frisirmädchen, Stepperin, Blumenmacherin, Stickerin, Silber- und Metallpolirerin, Häklerin, Wollsortirerin, Fransenknüpferin, Haspierin, Schachtelmädchen, Lichtpackerin, Seidenwicklerin, Spulerin, Auslegerin in den Druckereien, Modearbeiterin, Schneiderin, Deckennäherin, Handschuhmacherin, Schuheinfasserin, Mützenmacherin, Strohhutnäherin, Fabrikmädchen, Cigarrenmacherin, Schenk- u. Dienstmädchen. Viele diese Arbeiterinnen sind nur 4—10 Monate während des Jahres beschäftigt, und eine verdient etwa zwei bis zehn Silbergroschen den Tag. Ueber die Frauenbeschäftigungen in England, namentlich die Schneiderinnen, Putzmacherinnen und anderweit beschäftigten Franen, s. London u. Paris (1801) Th. VII. S. 185.

122) [S. 261] M. s. Ad. Brennglas, Berliner Volksleben, Ausgewähltes und Neues. Leipz. 1847. II. 149. Die Berliner Hökerin mit den besten Redensarten.

123) [S. 263] S. Journ. d. Luxus u. d. Moden 1795. S. 353. Leipz. Modenz. 1812. N. 44. Louise Otto, Frauenzeitung 1849. N. 2 u. 5. Ueber die Tüchtigkeit und Thätigkeit der französischen Frauen s. Kohl's Skizzen über Paris I. 51 ff.

124) [S. 296] W. Hayley, ein philosophisch-moralischer und historischer Versuch über die alten Jungfern. Aus dem Englischen (von Chr. F. Weisse). Leipz. 1786. 3 Bde. 8. Sibille,

essai sur les vieilles filles. Par. 1788. 2 Bde. 8. — Leipz. Modenz. 1818. Nr. 72. 1819. Nr. 31. J. v. Voß, Geständnisse eines unvermählten Frauenzimmers. Berl. 1821. 8.

125) [S. 209] In den apresdisners du Sieur de Cholières Par. 1588. 12. ist ein Capitel dem babil et caquet des femmes gewidmet. — D. Paulo Botta, la donna di poche parole. Mil. 1664. 12. — Brautgespräche u. dergl. in „Etwas vor alle Menschen." 1700. I. 551. II. 72. 78. — Logau, Sinngedichte 1654. S. 24. II. 20. 241. Dazu Hoffmannswaldau a. mehreren Stellen, z. B. IV. 228. (Ausg. 1725.) und die Sprüchwörter:

Dove son femmine ed ocche,
parole non sono poche.

Ubi sunt mulieres et anseres, ibi non sunt pauca verba. — Tre donne fanno un mercato.

126) [S. 273] Klein (Harleß, Jahrb. d. deutschen Med. u. Chir. Bd. III. Heft 2. u. 215 ff.) erzählt die Geschichte eines Mädchens, welches allerlei Krankheiten simulirte, sich dem Blasensteinschnitt unterwarf und sich in die offene Wunde nach und nach 104 Steine schob, welche unter großen Schmerzen wieder ausgezogen werden mußten. Auch Nadeln leerte diese Kranke auf allen Wegen aus. — J. D. Herholdt, Observatio de affectibus morbosis virginis havaninsis, cui plurimae acus e variis corporis partibus excisae et extractae sunt. Havniae 1822. und medic.-chirurg. Zeitg. 1823. Nr. 39. — Die neue Schrift Herholdt's: Auszüge aus der über die Rachel Herte während der Jahre 1807—1826 geführten Tagebüchern. Kopenhagen 1826. 8., beweist endlich, daß die Kranke dennoch eine Betrügerin war. Aber das Ausziehen und Ausschneiden der (vorher vorsätzlich von ihr eingebrachten) Nadeln bleibt Thatsache.

127) [S. 288] Mémoire du Procès extraordinaire contre Madame de Brinvilliers et de la Chaussée, valet de Monsr. Sainte Croix. Pour Raison des Empoisonnemens des di-

verses Personnes avec la defension et l'Arrest de la cour donné contre la dite Dame du Juillet 1676. 12. — Hitzig, der neue Pitaval II. 104. Pantheon berühmter Frauen II. 279.

128) [S. 290] S. Hitzig's Pitaval II. 161 ff., dem ich Einiges aus Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen beigefügt. Im Jahre 1808 erschienen: Bekenntnisse einer Giftmischerin, die jedoch nicht frei sind von allerhand willkürlichen Ausschmückungen. Sie stellen die Ursinus als vollendete Henchlerin dar.

129) [S. 290] S. Lebensbeschreibung der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried geb. Timm, herausg. v. Defensor derselben D. F. L. Vogel. Bremen 1831. 2 Bde. 8. Hitzig's neuer Pitaval II. 256.

130) [S. 291] S. noch die Prozesse der Hortense Lahousse von Lille 1847. (N. Pitaval XXII. 125.) und der Ruthart in Stuttgart, 1844. (N. Pitaval XVI. 325.)

131) [S. 292] M. s. bes. Grimm, deutsche Mythologie S. 579 ff.

132) [S. 301] Mainzer Hexenprozesse in Horst's Zauberbibliothek Th. 1—4. Thüringische in Uhuhu oder Hexen-, Gespenster-, Schatzgräber- und Erscheinungsgeschichten. Erf. 1785. 7 Thle. 8. Am tollsten trieb man es im Rheinlande, in Franken, Thüringen. In Chursachsen scheinen wenigstens die Städte Dresden, Leipzig und Freiberg so ziemlich von diesem Unwesen verschont geblieben zu sein. S. noch die Druten-Zeitung vom Jahre 1627 in Horst's Zauberbibliothek VI. 315. — J. B. Cannest, Olim, procès des sorcières en Belgique sous Philippe II. et le gouvernement des archiducs, tirés d'actes judiciaires et de documents inédits. Gand 1847. 8.

133) [S. 303] S. Magnus, Geschichte von Sorau S. 110. Vogel's Leipz. Ann. S. 71.

134) [S. 304] Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation II. 1809. Par. 1814. Mémoires historiques secrétes de l'Impératrice Joséphine. 2 Bde. 1820.

u. 1828. De la Sibylle au congrès d'Aix la Chapelle. Par. 1820.

135) [S. 300] Charlotte Stieglitz geb. Willhöft aus Hamburg, seit 1828 an den Dichter Heinrich Stieglitz vermählt, st. 1834. S. Th. Mundt, Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berl. 1835. 4.

136) [S. 313] S. Observations on the visiting, superintendence, and government of female Prisoners, by Elisabeth Fry. Lond. 1827. 8. — Sketch of the origin and results of Ladies' Prison-Association with hints for the formation of Local Associations. Lond. 1827. 12. — Nic. H. Julius, die weibliche Fürsorge für die Gefangenen und Kranken ihres Geschlechts; aus den Schriften der Frau Elise Fry u. a. zusammengestellt. Berl. 1827. 8. u. dessen Vorlesungen über Gefängniß-Kunde. Berl. 1828. S. 244 ff.



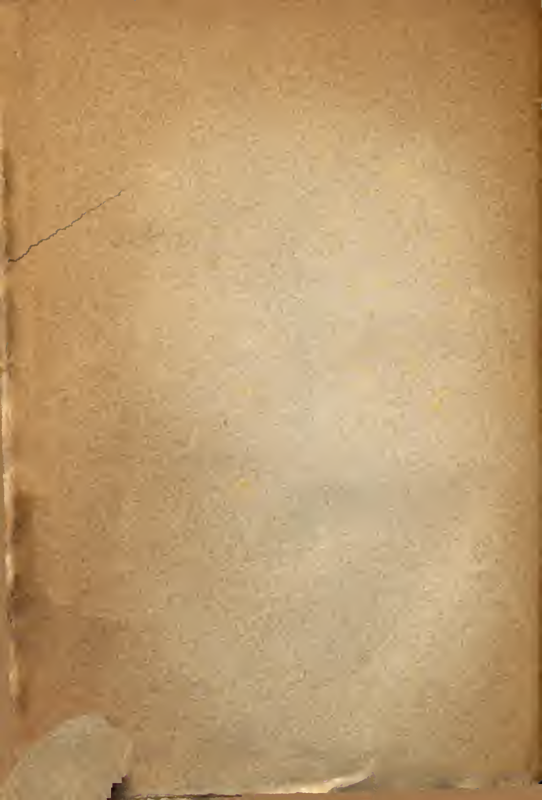


Druck von B. G. Teubner in Dresden.

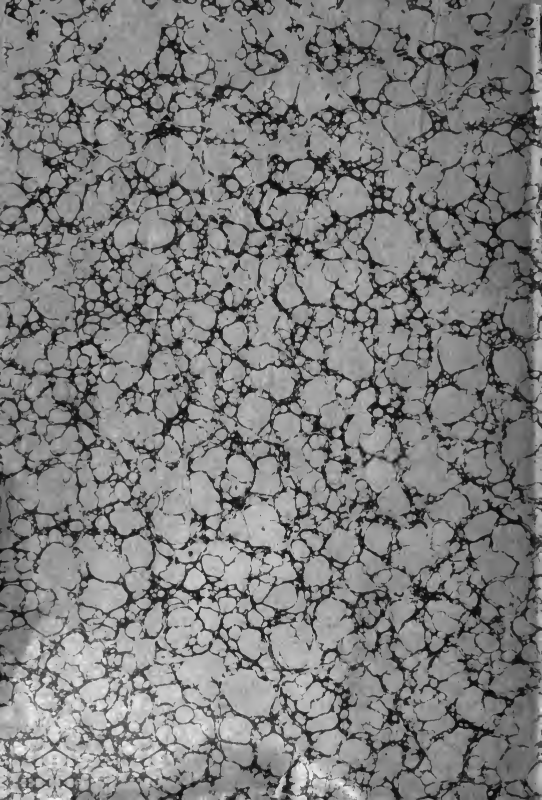


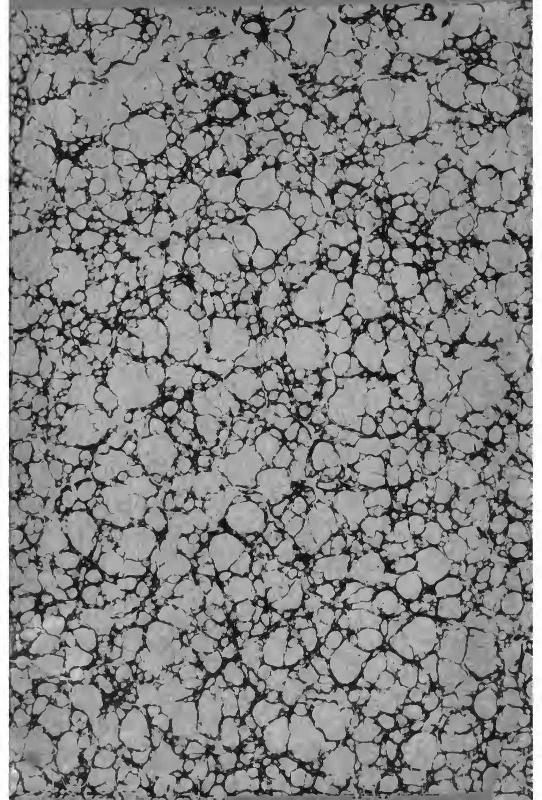

BIBLIOTECA • A. BONGHI












Digitized by Google